Jörg Lehne

*** 6.5.1936 - 25.7.1969**

Jörg Lehne (1936 - 1969)

Neben Sigi Löw dürfte Lehne der bisher erfolgreichste extreme Alpinist der Sektion sein, dessen Name in Bergsteigerkreisen internationalen Ruf erlangt hat. Wir fanden über Jörg einen Zeitungsartikel vom August 1969 (Helmut Dumler) der hier im Auszug kurz wiedergegeben werden soll:

Wir lernten uns in der Civetta kennen beim Kartenspielen und Rotweintrinken, als schlechtes Wetter eine Woche lang keine Touren zuließ. Ein Jahr zuvor war Jörg und Sigi der erste ganz große Erfolg gelungen: die Direktführe durch die Große Zinne Nordwand, zusammen mit Lothar Brandler und Dietrich Hasse. Hinter den beiden lagen damals schon Touren wie Dru-Westwand (5. Begehung und erste deutsche), Tofanapfeiler (14. Begehung), Cima Su Alto NW-Verschneidung (12. Begehung), erste Winterbegehungen der Däumlingskante, der Rotwand-SW-Wand, der direkten Fleischbankostwand, Zweitbegehung des Schmuckkamins u.a.m.

Zwei Jahre später treffe ich Jörg wieder am Totenkirchl-Pfeiler. Sigi war nicht mehr dabei. "Sch. Bergsteigerei", murmelte er. Jörg fühlte sich stark genug weiterzugehen.

Beruflich blieb der Erfolg auf seiner Seite, in jungen Jahren brachte er es bereits zum Direktionsassistenten. Kein kraftvoller Typ, aber stets trainiert, gescheit, unkompliziert und doch feinfühlig, nach außen rauh.

1966 das spektakuläre Eigerunternehmen. John Harlin stürzte in den Tod. Jörg stand die Stunden in den Aussteigrissen durch - und hatte wieder einmal Erfolg ...

Am 6. Mai 1969 hatte Jörg seinen 33. Geburtstag gefeiert. Intensives Albtraining für den Urlaub, fast zwanzigjährige Erfahrung am Berg, Humor, Kaltblütigkeit - all das konnte ihm nichts helfen in jener Gewitternacht am Beginn des Walkerpfeilers an den Grandes Jorasses, als der Steinschlag kam".

Seine großartige Tourenliste ergibt sich aus den Aufstellungen über Erstbegehungen und bedeutende Wiederholungen, so daß wir uns hier mit den in Dumlers Beitrag aufgeführten begnügen. Beiträge über Jörg Lehne und eine Übersicht über seine alpinen Veröffentlichungen sind zu finden in "Alpinismus" März 1970 S. 30 ff, sowie im Jahresbericht der Sektion von 1969.

Die fünfte Begehung der „Dru-Westwand"

Eine Bergfahrt mit Hindernissen, ausgeführt von den Alpinisten Siegi Löw und Jörg Lehne.

Schon einmal im September 1955 standen wir, Siegi Löw und ich, zusammen mit Hermann Buhl, dem Erstbesteiger des Nanga-Parbats, unter der gewaltigen Dru-Westwand in den West-Alpen und mußten unseren Versuch, die Wand zu durchsteigen, aufgeben. Juli 1956. Zusammen mit Siegi Löw wollen wir diesmal den zweiten Versuch starten. Doch die Ungunst der Witterung verfolgt uns auch in diesem Jahr. Dreimal müssen wir das herrliche Rognon-Biwak direkt am Einstieg beziehen und dreimal müssen wir am Morgen bei strömendem Regen wieder das Feld räumen.

Fast 14 Tage vergehen so, untätig. Als wir schon alle Hoffnungen für dieses Jahr begraben haben, wird es endlich schön. Aber wir sind unten in Montenvers. Macht nichts: wir gehen eben schon um Mitternacht weg, dann kommen wir immer noch rechtzeitig zum Einstieg. Die Zeit ist wichtig bei der Dru-Westwand, denn wenn man zu spät einsteigt, wird das sowieso steinschlaggefährdete Couloir völlig lebensgefährlich.

Wir torkeln kurz nach Mitternacht über das Blankeis des Mer de Glace. Drüben im Moränenschutt verlaufen wir uns gründlich. Es hilft nichts, auf einem Felsen hockend müssen wir den Morgen abwarten. Endlich, um 4 Uhr wird es hell. Schnell finden wir nun den schmal ausgetretenen Pfad, der uns zum Einstieg leitet. Das steile Schneefeld unter dem Couloir ist besät mit Steinen aller Größe, warnende Anzeichen des vernichtenden Steinschlags, der hier fast ständig herrscht. Heute ist er besonders schlimm. Ein warmer Föhnwind streicht vom Montblanc herab. Ob wir überhaupt einsteigen sollen? Aber zu lange haben wir gewartet. Für unseren Auftrieb gibt es kein Zurück mehr.

Ich arbeite mich vorsichtig die Randkluft hinüber und den steilen ersten Felsaufschwung hinauf. Oben, in der felsdurchsetzten Eisrinne weichen wir sofort dem immer stärker einsetzenden Steinschlag nach rechts aus. Seillänge um Seillänge geht es dann empor. Doch leider können wir uns selbst dieser bescheidenen Sicherheit nicht allzulange erfreuen. Wir müssen die Hauptrinne nach links queren. Schon 40 Meter vorher verengt sich das Couloir zu einem schmalen Schlauch. Es heißt für uns, hinaus ins feindliche Leben; in diesem Falle, hinaus in den Steinhagel. Zuerst ist Siegi dran. Kaum ist er völlig ungedeckt mitten in der Rinne, da dröhnt es auch schon herab, hoch oben, von den Flammes de Pierre. Gleich darauf schlagen die zentnerschweren Felsbrocken krachend und splitternd rings um ihn ins Eis. Ich dukke mich hinter meinem Felsblock zusammen und warte auf den Ruck am Seil, ausgelöst durch Siegis Sturz. Der Ruck bleibt aus. Als das fürchterliche Konzert verebbt, sich beißender Gesteinsstaub auf die Lungen legt, schaue ich ungläubig hinauf zum Siegi. Der löst sich gerade aus einer windigen Einkerbung im Eis. Kurz darauf queren wir die Rinne endgültig und sind bei den Terrassen in Sicherheit.

1952 war es, als die Franzosen diese Wand zum ersten Mal bezwangen. Guido Magnone, einer der Erstbegeher hat darüber ein Buch geschrieben. „Wende im Alpinismus" heißt der Untertitel. Es ist ein schönes und spannend geschriebenes Buch. Besonders spannend ist die Schilderung der Durchsteigung des unglaublich brüchigen Geländes zu den oberen Terrassen. Dieses Stück, — ein mächtiger Felssturz hat hier 1950 den kompakten Granit fast völlig zertrümmert und stellenweise in Gesteinsmehl verwandelt, — steht uns jetzt bevor. Doch bald sind wir auch aus dieser unangenehmen Zone. Der Fels wird wieder fest, dafür aber auch gleich um etliche Grade schwerer. Schon baumle ich in Trittschlingen unter dem ersten waagrecht vorspringenden Felsdach. Anschließend arbeite ich mich den gefürchteten, freizukletternden Vignes-Riß hinauf. Noch zwei schwere Seillängen und wir sind an der Umkehrstelle vom vorigen Jahr. Doch diesmal geht es ohne Aufenthalt weiter. Das Wetter hat sich wider Erwarten prachtvoll entwickelt. Heiß brennt die Sonne herab; im Moment für uns ganz angenehm, doch wo Licht ist, da ist auch Schatten. Diesen bekommen wir gleich darauf zu spüren. In der Hitze schmelzen die Schneereste, die alle Standplätze bedecken. Allenthalben rinnt das Wasser bereits lustig über die senkrechten Granitplatten. Ich hänge am Schlingenstand unter dem 40-Meter-Riß. Bald bin ich völlig durchnäßt, der Siegi 10 Meter über mir auch, er merkt es nur nicht so sehr, da er zu stark mit der gefährlichen Kletterei beschäftigt ist. Dieser überhängende, unterschiedlich breite Riß wurde fast nur mit Holzkeilen überwunden. Und die Holzkeile in der Dru-Westwand sind ein Kapitel für sich. Sie sind mittlerweilen in einem solch erbärmlichen Zustand, daß man Angst hat, sie zu belasten. Als Siegi 30 Meter über mir ist, ergibt sich etwa folgender Dialog.

Siegi: „Gott sei Dank, endlich wieder ein Haken!"

Ich: „Hebt er auch wenigstens gescheit?"

Siegi: „Der hebt ewig!" Gleichzeitig hängt er das Seil ein, ich gebe Zug und schon kommt der Siegi dahergeflogen, die Arme gespreizt, wie ein geprellter Protz. Da eine Holzkeilschnur nach der anderen reißt, fällt er mir auch fast noch auf den Kopf. Er reißt sich dabei aber nur den Finger auf. Nach zwei Stunden ist er wieder an seiner Sturzstelle. Dort nagelt er sich fest und läßt mich nachkommen. Doch das Pech verfolgt uns auf dieser Tour.

Beim weiten Spreizen in einem Eiskamin verletzt sich Siegi kurz darauf den Meniskus. Er kann das Knie kaum mehr bewegen. Wir sind nur mehr 10 Meter unter der Plattform des riesigen abgesprengten Blockes, der schon vom Tal aus sichtbar ist. Aber die Situation ist kritisch. Es wird schnell dunkel. Und noch liegt ein 44 Meter waagrecht vorspringendes Dach vor uns. „Eine der härtesten Stellen der Westwand", schreibt Magnone in seinem Buch. Ausgerechnet diese ist ausgenagelt. Ich hänge unter dem Dach am einzig steckenden Holzkeil, wie eine Fliege an der Zimmerdecke, und versuche verzweifelt in der Dunkelheit einen Haken anzubringen. Als ich endlich einen zu belasten wage, fliege ich gleich wieder zurück in den düsteren Eisschlund, aus dem ich gerade heraus will. Aber mit größter Anstrengung erreichte ich beim zweiten Versuch doch noch den Gipfel des Blockes. Kurz vorher wäre ich beinahe nochmal gestürzt, bleibe aber mit dem Anorak an einem winzigen Zacken hängen. Und auch Siegi schafft das Dach, mit einem Fuß, bei völliger Dunkelheit.

Das Biwak wird wenig angenehm, trotz des schönen Platzes. Es ist lausig kalt, unser Zeltsack wieder einmal unter aller Kritik. Der Wind pfeift hindurch, wie durch einen ganz billigen Fetzen Stoff. Am anderen Morgen überlegen wir lange: Rückzug oder Weitergehen. Es wird 11 Uhr, dann gehen wir doch, das Wetter ist zu schön. Noch liegt die halbe Wandhöhe vor uns. Zuerst einmal die 90-Meter-Verschneidung, völlig glatt und senkrecht. Siegi geht alles nur mit einem Fuß. Er schont den anderen für die Freikletterei weiter oben. Um 4 Uhr ist es soweit. Auf einer kleinen Plattform verstauen wir das meiste Eisenzeug im Rucksack, die Hauptschwierigkeiten liegen hinter uns. Als es schon wieder beinahe dunkel ist, erreichen wir eine Terrasse an der Kante zwischen Nord- und Westwand. Die Nacht wird noch unangenehmer als die erste; von allen Seiten pfeift hier der eisige Wind. Zu essen haben wir nur Wasser. Es sprudelt über einen Überhang herunter.

Anderntags bildet dieser Überhang den Auftakt; einen würdigen Auftakt. Das Wasser ist über Nacht zu einem glasklaren Eisüberzug erstarrt. 300 Meter trennen uns noch vom Gipfel. 300 Meter fast senkrechte Rinnen. Das Eis, das sie ausfüllt, ist dick und von bläulich-grünem Glanz. Eine wahre Pracht — für Schlittschuhläufer — für uns weniger. Schon bald brauchen wir Steigeisen und weiter oben sogar Eishaken. Hinter uns hören wir plötzlich Stimmen. Es sind Hermann Buhl und Markus Schmuck. Sie sind einen Tag später eingestiegen, haben uns hier aber eingeholt. Kurz nach uns erreichen sie den Gipfel.

Greifbar nahe stehen die herrlichen Berggestalten der Montblanc-Gruppe in der föhnklaren Luft vor uns. Die Grandes Jorasses, der Monarch selbst, die dunkle Granitmauer der Aiguilles von Chamonix. Wir räkeln uns wohlig in der Sonne, doch nur kurze Zeit, dann beginnt der Abstieg — auch er steht unter einem unglücklichen Stern. 200 Meter seilen wir uns ab, dann beginnen endlose Schrofenfelder. Siegi hat enorme Schmerzen und kommt nur langsam bergab. Hinter den Grandes Jorasses zieht ein mächtiges Gewitter herauf. Wir queren gerade noch den Charpoua-Gletscher, dann schleichen wir im Dämmern einen Moränensteig hinunter zum Mer de Glace. Immer näher kommt das Wetterleuchten. Da merken wir, daß wir den Steig verloren haben. Aber das hilft jetzt nichts mehr. Aufs gerade Wohl gehen wir pfeilgrad hinunter zum Gletscher. Ein etwa 200 Meter hoher, kiesgrubenähnlicher Moränenabbruch gebietet uns Halt. Dort hinunter? Unmöglich! Blitze zucken durch die Dämmerung, doch unten leuchtet verführerisch nahe das Weiß des Gletschers. Wir werfen alle Hemmungen über Bord und klettern diesen Abbruch hinunter. Wir werden es bestimmt nie mehr tun und ständen zehn Gewitter am Himmel. Denn, daß das damals gut ging, grenzt ans Wunderbare.

Am Gletscher. Stockfinstere Nacht. Als wir unseren Fuß aufs Eis setzen, öffnen sich die Schleusen des Himmels. Wir geben noch nicht auf. Beim Schein der Blitze irren wir fast bis um Mitternacht im Tosen der Elemente in einem grandiosen Spaltenlabyrinth herum, in das wir uns verirrt haben. Im Reitsitz rutschen wir über schmale Eisgrate zwischen mächtigen Schlünden. Nur gut, daß wir nie genau sehen, wie es um uns her aussieht. Doch dann sehen wir ein, es ist hoffnungslos. Resigniert setzen wir uns einfach aufs blanke Eis, stülpen unseren Zeltsackfetzen über uns und überstehen in Graupeln, Sturm und Regen unser drittes Biwak. Im Morgengrauen harpfen wir abgekämpft hinauf zu unserer Behausung nach Montenvers. Den Zeltsack werfen wir vorher ingrimmig in eine Gletscherspalte, gewissermaßen als Dankopfer für den glücklichen Ausgang dieser an Hindernissen so reichen Bergfahrt.

Unsere Aufnahme zeigt den Seilkameraden des Rosenheimers Jörg Lehne, mit dem er zusammen die Dru-Westwand durchstieg, in einer sehr schwierigen Stelle. Löw hat hier bereits das Ende des langen Seil-Querganges erreicht. (Foto: Lehne)

Die verhexte Kante

Zweitbegehung der Südwestkante des „Großen Fieberhorns"

Hochmut kommt vor dem Fall! Auch beim Bergsteigen. Mein Freund Siegfried Löw erzählte mir von der Fieberhorn-Westkante im Tennengebirge. Er schwärmte geradezu. Sie sei unverschämt schwer, durchweg überhängend, seit der Erstbegehung, kurz nach dem Krieg, nicht mehr wiederholt worden. „Ja mei", sagte ich, „fahrn ma halt amal Samstag-Sonntag nei und mach ma's." An einem Samstag hatte ich mich mit Siegfried auf der Werfener-Hütte verabredet. Ich fuhr mit meinen Bergwachtkameraden hin, und wir waren eine ziemlich zahlreiche und fröhliche Gesellschaft.

Früh am nächsten Morgen verlasse ich mit Freund Siegfried die Hütte. Wir steigen den steilen Felssteig zum Kleinen Fieberhorn empor, und auf dem Grat ist es dann soweit. Direkt gegenüber wuchtet sie zur Höhe, ein einziger 150 Meter hoher Überhang, vollkommen ungegliedert. Daß ich die Tour gewaltig unterschätzt habe, das sehe ich sofort. Der Freund geht die erste Seillänge an. Direkt an der überhängenden Kante klettert er empor, Richtung auf einen Haken, den wir mitten im Überhang stecken sehen. Nach einer Stunde ist er etwa 20 Meter hochgekommen, da rufen uns Freunde vom Grat aus zu, daß wir auf der falschen Route sind, der Haken stammt von einem Verhauer. Siegfried seilt sich ab. Wir schauen die richtige Route empor. Sie führt an der rechten Begrenzungswand der überhängenden Kante aufwärts. „Drum", meinen wir, „werst sehng, da gehts vui leichter."

Es geht aber gar nicht leichter. Die Wand hängt hier zwar nicht mehr so stark über, dafür ist sie noch glatter. Der Einstieg bleibt die ersten drei Meter gleich, dann geht es rechts hinaus. Wie mich der Freund zum Standplatz nachkommen läßt, bin ich vorerst einmal entsetzt über die enorme Brüchigkeit. Der Fels ist hier nämlich entweder griffig, dann ist er enorm brüchig, oder er ist vollkommen ungegliedert, dann weiß man nicht einmal, wo man die dünnsten Spezialhaken hineinschlagen soll. In der nächsten Seillänge bekomme ich das gleich zu spüren. Ich bin schon Seillängen geklettert, die durch ihre schlechtsitzenden Haken berüchtigt sind, so zum Beispiel die Schlüsselstelle der Diretissima am Predigtstuhl, aber in der Erinnerung mutet mich jeder dieser Haken, im Vergleich mit denen an der Fieberhornkante, wie ein erstklassiger Sturzhaken an. Zehn Meter klettere ich so empor, zuletzt noch einige Meter äußerst gewagtes Freigehen, dann bin ich beim ersten Schlingenstand. Inzwischen ist es Mittag geworden, es fängt leicht zu regnen an. Da der Weiterweg noch schlimmer aussieht, entschließe ich mich zum Rückzug. Die Haken lasse ich stecken, außerdem einige Schlingen. Ohne einmal die Wand zu berühren, seile ich mich ab.

Kurze Zeit später sind wir wieder an der Kante. Wir können wegen der Kälte und Dunkelheit am Morgen erst gegen 9 Uhr absteigen. Wir kommen eine Seillänge höher als beim ersten Versuch, dann ist später Mittag und wir gehen wieder zurück. Wir wären an diesem Tag ja doch nicht mehr durchgekommen, denn die Zeit der Erstbegeher beträgt 17 Stunden für 150 Meter.

Noch einigemale sind wir zur Werfener Hütte hinaufgegangen. Mußten aber wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse immer wieder umkehren.

Unsere Ausdauer lohnte sich doch. Endlich glückt uns der Durchstieg. Wieder ist das Wetter nicht allzu günstig. Es hängt schon am frühen Morgen ein Gewitter in der Luft. Nur wann es kommen wird ist noch ungewiß. Aber wir sind an diesem Morgen schon sehr früh eingestiegen, und um 10 Uhr hängen wir bereits beide bei unserer Umkehrstelle. Der Weiterweg ist etwas leichter, vor allem aber wesentlich sicherer. Ein tiefer Riß führt in S-Form gebogen nach oben. Hier stecken die Haken tief und fest. Doch leider verliert er sich bald wieder in glattem, überhängendem Fels. Nun folgt die angebliche Schlüsselseillänge. Vorher haben wir wenigstens einen soliden Standplatz. Es ist zwar auch nur ein Schlingenstand in glatter Wand, aber die Haken halten dafür prächtig, und in dieser Kante wird man sehr bescheiden. Mir kommt diese Seillänge dann allerdings auch nicht schwerer vor, als die Stellen bisher, vielleicht weil man hier frei klettern muß. Der Fels drängt unheimlich ab, ist kleingriffig und furchtbar brüchig. Ich schlage Haken hinter abbruchbereite winzige Felsschuppen, die ich nur als Gleichgewichtsstütze brauchen kann. Das Seil hänge ich erst gar nicht ein, als Sicherung sind sie daher vollkommen wertlos, aber sie helfen mir, in diesem unmöglichen Gelände wieder ein paar Meter an Höhe zu gewinnen. Zum Schluß noch ein Stück in Trittschlingen an Zentimeterhaken, dann bin ich beim nächsten Schlingenstand. Der Freund geht gleich an mir vorbei und bringt die nächste Seillänge hinter sich. Diese ist etwas leichter und führt zu einem breiten Band, der einzigen auffälligen Gliederung in der Kante.

Als wir hier rasten, ist es später Nachmittag. Vor uns liegt noch eine Seillänge, nach dem bisherigen schaut sie sehr leicht aus. Ein tiefer überhängender Riß, aber immerhin ein Riß. Ich übernehme wieder die Führung: „Paß auf, Siegi", sage ich, „da wer i glei droben sein." Schon wieder war ich überheblich, doch die Strafe folgte auf dem Fuß. Gleich danach hänge ich in diesem Riß, wie die Wurst im Rauchfang. Wo ich von unten glaubte, frei klettern zu können, da kann ich mich jetzt nur mühsam mit großen Ringhaken hinaufarbeiten. Bald habe ich aber keine großen Ringhaken mehr; wohl eine Unmenge Spezialhaken aller Längen, aber eben keine großen Ringhaken. Ultima ratio: doch frei klettern. Fünf Meter über mir ein mächtiger Haken der Erstbegeher. Den erreiche ich. Dann klettere ich weiter, der Riß wird enger. Die Hände sind im Innern verkeilt, die Füße spreizen weit außen an winzigen Rauhigkeiten. Vier Meter weit komme ich, fünf Meter, sechs Meter, dann ist der Riß zu Ende und meine Weisheit auch. Ich hänge fast nur an den Händen, denn die Füße begnügen sich zuletzt mit Reibungswiderstand. Verzweifelt versuche ich einen Haken zu schlagen, dazu muß ich eine Hand loslassen. Ich nestle am Karabiner, um meinen letzten Ringhaken loszubekommen. Er hängt zwischen einem Bündel krummgeklopfter Spezialhaken und ich bekomme ihn nicht herunter. Die Finger werden langsam weich und rutschig, die Füße scharren immer wieder über den Fels. Da habe ich den Haken. Hinein in den Riß, ein paar Hammerschläge darauf müssen genügen. Karabiner eingehängt, Griff gewechselt, und da rutsche ich mit meiner schweißnassen Hand ab. Resultat: ein wunderschöner Zwölf-Meter-Sturz, Gott sei Dank ohne böse Folgen. Ich bin daher bald wieder oben und dann nach wenigen Metern im Schrofengelände, das zum Gipfel führt.

Es ist 6 Uhr abends. Als wir den leichten Abstieg hinunterlaufen, über schwel-

Als wir hier rasten, ist es später Nachmittag. Vor uns liegt noch eine Seillänge.

Es ist 6 Uhr abends. Als wir den leichten Abstieg hinunterlaufen, über schwel-

lende Graspolster, da steht direkt vor uns eine ungeheuer hohe, düster drohende Gewitterwand. Wir erreichen noch fast die Hütte, als sich die Schleusen öffnen und uns auf wenige Meter noch völlig durchnässen. Doch dann sind wir geborgen.

Wenn jetzt vielleicht ein Leser der Ansicht ist, daß diese Form der Kletterei mit Bergsteigen eigentlich nicht mehr viel zu tun hat — dann kann ich ihm nur voll und ganz beipflichten. Und doch werden auch solche Touren immer wieder durchstiegen, vielleicht aus ein wenig Abenteuerlust, aus sportlichem Ehrgeiz, aus der Freude an der Beherrschung des eigenen Körpers. Und auch der Begeher einer solchen Tour ist deswegen noch kein „Kletterakrobat", in des Wortes negativer Bedeutung. Entscheidend ist die innere Einstellung, denn die Dinge sind objektiv.

Jörg Lehne

1958

(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

11. August 1958

Kampf um die Piz Badile-Nordostwand

Jörg Lehne und Siegfried Löw der AVS Rosenheim bewältigen eine der klassischen Nordwandtouren der Alpen

Die Nordostwand des Piz Badile, eine ungeheure, 800 m hohe Granitmauer, zählt zu den großen klassischen Nordwandtouren in den Alpen. Uns lockte schon lange eine Durchsteigung. Endlich am 29. Juni 1956 steigen wir hinauf zur Sciorahütte. Wir wissen genau, daß wir noch viel zu früh dran sind, besonders in diesem Jahr, in dem es wieder so gar nicht recht Sommer werden möchte. Große Schnee- und Eisfelder hängen noch in der Nordostwand und aus dem Gipfelcouloir ziehen Lawinen, die in kurzen Abständen herunterrauschen, schwarze Wasserstreifen über die ganze Wand.

Trotzdem stehen wir am nächsten Morgen am Einstieg. Gleich zu Beginn fangen heute die ungewöhnlichen Schwierigkeiten an. Auf den Bändern, die steil nach rechts hinausziehen, liegt ein dicker Schneewulst, der nach unten mit überhängender Kante abbricht. Mein Kamerad Siegfried Löw steigt mir auf die Schulter und schlägt mit dem Pickel einen Kanal durch den Wulst. In diesem schindet er sich empor, oben quert er nach rechts zum Stand. Ich muß ohne die Hilfe eines Untermannes hinaufkommen und wie ich mich am tief eingerammten Pickel hinaufziehen will, bricht dieser aus und ich stehe wieder 5 m tiefer in der Randkluft. Der zweite Versuch gelingt dann. 1½ Stunden haben wir für diese erste Seillänge gebraucht — ein vielversprechender Beginn!

Der Weiterweg ist leichter. Ueber steile Schneefelder kommen wir schnell zur ersten 35 m Verschneidung, eine der charakteristischen Stellen dieser Wand. Bei den heutigen Verhältnissen ist sie für uns allerdings unmöglich zu erklettern. Eine steile Eis- und Schneeflanke zieht im Grunde der Verschneidung empor, bis fast unter den Abschlußüberhang, oben fast senkrecht und nur mehr etwa 20 cm dick. Ich mache erst gar keinen Versuch, hier hochzukommen, sondern klettere über steile Platten links davon empor. Nach drei Seillängen sind wir wieder auf der Originalroute. Leider nicht allzu lange. Wir haben, leichtsinnigerweise die Routenbeschreibung vergessen und so locken uns einige Haken nach links hinaus auf eine enorm steile und abschüssige, glatte Plattenwand. Fast 100 m hoch müssen wir diese unter Ausnützung winziger Rauhigkeiten erklettern, bis wir wieder auf dem Normalweg sind.

Gegen Mittag stehen wir auf der Schrofenterrasse in halber Wandhöhe. Daß es eine Schrofenterrasse ist, wissen wir allerdings nur vom Hörensagen. Heute zieht hier ein steiles Schneefeld zur Höhe. Eigentlich wollen wir etwas rasten aber wir finden keinen geeigneten Platz, außerdem wird das Wetter zusehends schlechter. Ein Rückzug ist fast unmöglich, so gehen wir sofort weiter und von jetzt an gibt es für uns nur noch eine Möglichkeit, was auch immer kommen mag: durch zum Gipfel.

Wir kommen jetzt fast in die Fallinie des großen Gipfeltrichters. Nur 10 m links von uns rasen pausenlos die Lawinen vorbei. Aus allen Rissen und Verschneidungen stürzen wahre Wasserfälle. Auch unser Weiterweg durch die folgenden Verschneidungen, die schwersten Stellen der Wand, führt durch pausenlos rinnendes Schmelzwasser. Bis hierher waren wir zwar feucht von den vielen Schneefeldern, die wir queren mußten, doch nach der ersten nun folgenden Verschneidungsseillänge sind wir naß bis auf die Knochen. Das Wasser rinnt uns beim Klettern oben beim Aermel hinein und bei den Schuhen wieder heraus. Doch auch der Sichernde wird pausenlos vom Wasser überrieselt. Es rinnt an den Seilen herunter, beim Kragen hinein, von wo aus es sich gleichmäßig über den ganzen Körper verteilt.

Nach etwa 100 m Kletterei legt sich der Fels etwas zurück. Im Sommer, d. h. bei normalen Verhältnissen, sind hier die Hauptschwierigkeiten zu Ende. Für uns beginnt erst der wirkliche Kampf. Das herabrauschende Wasser nimmt noch zu. Die Risse und Kamine sind im Grunde mit einer dicken Eisschicht bedeckt, die Griffe und Tritte verdeckt. Verbissen kämpfen wir uns durch dieses Inferno weiter empor. Unsere Hände sind bereits ausgelaugt, aufgequollen, weiß und fast gefühllos.

Unvermittelt fällt noch dazu Nebel ein, der der ganzen Umgebung ein trostloses Gesicht verleiht. Während es, durch den Nebel beschleunigt, bereits zu dunkeln beginnt, mühen wir uns immer noch in den endlos langen, eisstarrenden Kaminen empor. Siegfried ist an einem schlechten Stand oberhalb eines senkrechten Aufschwunges angekommen. Bis ich auch dort bin, ist es fast dunkel. Es wird für uns völlig unvermeidbar, wir müssen hier biwakieren. An einem Platz, wo jeder nur mit einem Fuß einigermaßen gut stehen kann, vollkommen durchnäßt, in einem gleichmäßigen Strom monoton gurgelnden Schmelzwassers.

Inzwischen beginnt es auch zu regnen und sofort schwillt das Rauschen des Wassers in unserem Kamin an, wird zu einem einzigen Brausen, so daß wir kaum unsere eigenen Worte verstehen. Ueber unserem Standplatz zieht nochmals ein senkrechter Kaminaufschwung empor. Diesen erklettere ich noch bei völliger Dunkelheit, damit wir morgen nicht in einer Falle sitzen, wenn diese Stelle durch Vereisung unmöglich wird. Anschließend lasse ich mich an den Seilen herunter zu unserem Biwakplatz.

Wir stülpen uns die beiden Zeltsäcke über. Wohlweislich haben wir zwei mitgenommen, denn der eine ist aus Mosettigbatist und läßt überall das Wasser durch. Dafür ist der zweite aus Perlonfolie, voller Löcher, läßt sonst aber kein Wasser durch. Wir essen ein wenig Dörrobst, etwas anderes haben wir sowieso nicht dabei, dann lauschen wir nur noch auf das Knattern der auffallenden Graupelkörner auf unserem Zeltsack. Immer heftiger wird dies Knattern, steigert sich zu einem vehementen Trommeln, ich leuchte durch ein Loch im Zeltsack mit meiner kleinen Taschenlampe hinaus und bin sprachlos. Es graupelt mit einer Dichtigkeit, wie ich es noch nie erlebt habe. Doch nochmals steigert sich das alles übertönende Geräusch: eine Lawine fegt durch unseren Kamin. Es braust auf uns herab, preßt sich zwischen uns und die Wand vor unserer Brust, wirft uns aus dem Stand und legt sich wie mit Zentnerlast auf unsere Schultern. Wie die Lawine vorbei ist, schütteln wir die Schneelast ab, stellen uns wieder auf unseren Tritt und harren weiter, stumpf und schweigend.

Das Graupeln hält die ganze Nacht durch an, manchmal fester, manchmal weniger, meistens aber fester. Ungefähr alle 15 Minuten kommt dann regelmäßig eine Lawine und das vorhin beschriebene Spiel wiederholt sich. Doch das ist noch nicht alles, was wir in dieser Nacht überstehen müssen. Gegen 3 Uhr morgens hat das Graupeln für einen Moment fast ganz aufgehört. Abgesehen vom Glucksen des Schmelzwassers ist es ganz still. Da hören wir es weit oben im Kamin rumpeln und krachen. Beide wiesen wir sofort, das bedeutet Eis- oder Steinschlag. Und schon pfeifen und orgeln die Eisbrocken an uns vorbei. Ich bekomme einen ungeheuren Schlag in den Rücken der mich aus dem Stand reißt. Aufstöhnend hänge ich neben dem Freund, den es genau so erwischt hat wie mich, in der Selbstsicherung. Keuchend ringen wir nach Luft, doch allmählich legt sich der Schmerz, wir wissen, daß wir am Morgen wieder weitergehen können.

Um 6 Uhr sind wir fertig zum Weiterklettern. Den einen Zeltsack werfen wir weg, er ist nur noch ein formloser Fetzen. Durch den Kamin pfeift ein eisiger Wind, wir sehen nicht weiter als 20 m so dicht ist der Nebel. Wie froh bin ich heute um die Seile, die ich am Vorabend hängen ließ. An ihnen zieh ich mich mühsam über den total vereisten Kaminaufschwung empor.

Anschließend beginnt der Quergang in den großen Gipfeltrichter. Der Normalweg wird uns zur Unmöglichkeit. Ueber diese eisverkrusteten Platten kommt kein Mensch hinüber. So versuchen wir es mit schrägem Abseilen. Viermal seilen wir uns 20 m nach links, dann stehen wir am untersten Beginn des großen Trichters. Eine steile Schnee- und Eisrinne zieht hier empor, verbreitert sich oben und verliert sich im alles verschluckenden Grau des Nebels. Ich ziehe die Steigeisen an, nehme den Pickel. Der Freund kommt in seinen Kletterschuhen, nur mit dem Eisbeil bewaffnet, nach. Es folgt jetzt der gefährlichste Teil unserer ganzen Durchsteigung. Die Verhältnisse sind äußerst schlecht. Lockerer Neuschnee liegt auf Blankeis in ganz unterschiedlicher Stärke. Wir versinken zum Teil bis zum Bauch, dann stehen wir wieder auf purem Eis, das nur 10 cm dick die Felsen bedeckt. Zwischendurch drohen uns immer wieder kleine Neuschneelawinen aus dem Stand zu werfen, denn es schneit mit ungeahnter Heftigkeit. Etwa 200 m steigen wir empor, ohne irgendeine Sicherung, dann schwinge ich mich über die Gipfelwächte.

Wir glauben, jetzt hat alle Not ein Ende. Nur schnell weg vom Gipfel, damit uns der eisige Schneesturm nicht noch mehr auskühlt. Doch wir wissen nur vage die Abstiegsrichtung. Wegen des Nebels können wir zudem nur wenige Meter weit sehen. Drei Stunden lang suchen wir verzweifelt nach dem Abstieg. In dem Gedanken nur hinunter, ganz egal wie, entschließen wir uns für den uns einzig möglich erscheinenden Weg. Erst nach einigen 100 m wissen wir bei einem Steinmann, daß dies tatsächlich der richtige Abstieg ist. Bei einbrechender Dämmerung stehen wir dann im Gletscher am Fuß der Südwand. Wir können zwar die italienische Giannettihütte an diesem Abend nicht mehr finden und müssen im strömenden Regen noch einmal biwakieren, aber jetzt kann kommen was will, uns kann nichts mehr groß erschüttern. Nicht einmal die Tatsache, daß wir am nächsten Morgen nur 100 m rechts von uns die Hütte sehen.

Sie ist sowieso fest verriegelt und verrammelt. Wir halten uns deshalb nicht lange auf, sondern schleichen den Weg hinunter ins Tal. Tief hängen die Wolken, immer noch rauscht der Regen, pausenlos, und selbst kleine Rinnsale sind zu reißenden Flüssen angeschwollen. Drei Stunden später treffen wir fast schon im Tal auf unsere Freunde, die eben aufsteigen wollen um nach uns zu suchen.

Der Alltag hat uns wieder! Wir sind begeistert über trockene Kleider, schlürfen genußvoll den heißen Glühwein in der nächsten Osteria, sind dankbar über die angenehme Wärme im Auto und freuen uns auf ein richtiges Bett. Sonst lauter Selbstverständlichkeiten, doch die vergangene Tour hat uns gelehrt, sie nicht als solche zu betrachten, und dafür müssen wir ihr eigentlich noch dankbar sein. J. L.

Bergtod

Ihn riefen Gipfel ... und sie stählten
Die jungen Kräfte, daß sie wählten
Den schwersten Weg zum Licht.

Ihn holten Gipfel aus dem Leben ...
Vollendet ward der Kreis im Streben ...
Wir hadern nicht.

Denn wer so hart zu Gott will wandern,
Den zieht ans Herz er vor den Andern ...
Wir trauern nicht.

G. L.

(auf Jürgen Wellenkamps Bergtod)

Piz Badile Nordostwand

Die Nordostwand des Piz Badile

Am Malojapaß stoßen zwei ~~unmittelbar~~ völlig verschiedene Landschaftsformen unmittelbar zusammen. Man erlebt den Kontrast so recht, wenn man vom weiten, reizvollen, sanft hingebreiteten Oberengadin, mit seinen silbernen Seen und der samtenen Luft, an die Paßschwelle gelangt, wo die Straße plötzlich in steilen Kehren hinunterleitet ins enge, wildromantische Val Bondasca. Je weiter man hinunterkommt, desto höher und steiler ragen links und rechts die Bergflanken empor. Auf engstem Raum zusammengedrängt ein kleines Örtchen, Bondo. Die Mauern der Häuser ~~sind~~ aus rohen Steinen aufgeführt, die kunstvoll zusammengefügt sind. Vorsichtig steuert unser "Chauffeur" das Auto durch die winzige Straße, haarscharf an den Häuserecken vorbei. Eine kleine und steile Bergstraße führt noch ein gutes Stück hinauf, bis dann bei einem Holzplatz nur noch das älteste Fortbewegungswerkzeug des Menschen, die Füße, weiterhelfen. Wir sind auch gar nicht so besonders traurig darüber, sind wir doch von Rosenheim aus fast 1o Stunden ununterbrochen unterwegs gewesen.

351 Ein älterer Bekannter hatte uns eingeladen, mit ihm ins Bergell zu fahren. Wir hatten zugesagt, und als sich auch noch einige Kameraden von der Jungmannschaft anschlossen, waren wir ein stattlicher Haufen von acht Mann. Unser Bekannter war Arzt, als solcher hielt er sehr auf gesunde und natürliche Lebensweise. Einer seiner Wahlsprüche war, daß der Mensch sich Tausende von Jahren mit 5 Stundenkilometer Geschwindigkeit fortbewegt hat, und plötzlich, innerhalb weniger Jahrzehnte, soll der Organismus und die Nerven sich daran gewöhnen, mit der 2o-und 3o-fachen Geschwindigkeit sich fortzubewegen. Er war der Meinung, das könne nicht gesund sein und so blieb er auch im Auto der angestammten Geschindigkeit annähernd treu. Leise vor sich hinpfeifend fuhr unser Doktor stundenlang und unermüdlich, jedoch fast nie schneller als 5o oder höchstens 6o Stundenkilometer. Für die Mitfahrer eine reichlich nervenkostende Fahrweise.

So räkeln wir uns erst einmal wohlig in der lauen Luft, als wir das Marterfahrzeug verlassen haben. Ein silbrig sprudelnder Wildbach schießt zu unseren Füßen ins Tal. Darüber stehen in der frühlingsklaren Luft über glänzenden Firnfeldern die dunklen Granitburgen des zierlichen Gemelli, des wuchtigen Cengalo und des scharfkantigen Piz Badile, der

uns seine geneigte Nordkante zukehrt, die links von der Nordostwand begrenzt wird.

Wir sind noch früh dran in diesem Sommer, das wissen wir sehr genau - zu früh, wie sich herausstellen sollte. Es ist der 3o. Juni 1956. Gespannt wenden sich unsere Blicke der Nordostwand zu. Einzelne große Schneeflecken hängen noch in ihr, und vor allem das Ausstiegscouloir schimmert als glänzendes Eisfeld zu uns herab. In der Fallinie der Schneefelder breite Wasserstreifen, doch dazwischen ist die Wand auf weite Stellen trocken und schneefrei. Das sieht ja prima aus, denken Siegi Löw und ich.

Voller Freude schnappe ich meinen niegelnagelneuen Photoapparat, setze UV-Filter und Gegenlichtblende auf und springe hinunter zum schäumenden Bach um eine gelungene Aufnahme des Piz Badile hinzuzaubern. Gewandt hüpfe ich über einige herausstehende Steine mitten ins Bachbett hinein und schon verschwinden UV-Filter und Gegenlichtblende im lustig gurgelnden Schmelzwasser. Verdammter Mist, ist der Profit schon wieder sichergestellt. Lustlos banne ich den Badile trotzdem noch schnell auf den Film.

Gerade als wir aufbrechen, kommen von oben zwei Schweizer Bergsteiger herunter. Sie haben ein Seil umgehängt und sehen sehr naß aus. Ein kurzes Gespräch ergibt, daß sie in der Badile-Nordkante waren, aber umkehren mußten, da die Verhältnisse in diesem Jahr noch zu schlecht sind.

"Viel Wasser, Schnee und Eis," erzählen sie, "man möchte es gar nicht für möglich halten". Wir sagen nichts, hätten wir unser Ziel preisgegeben, die beiden hätten uns wohl für hoffnugslos verrückt abgesehen.

Wir verabschieden uns freundlich. Mit leicht gedämpftem Optimismus stiefeln wir los. Als wir unsere schweren Rucksäcke in der warmen Abendsonne schwitzend die letzten Kehren zur Sciorahütte hinaufschleppen, ist allerdings die gute Laune schon wieder hergestellt. Ist es der Anblick der nahen Hütte oder der herrlichen Landschaft ringsum, oder beides, wer mag das so genau bestimmen? Die Hütte ist noch nicht eröffnet, doch wir haben uns vom Pächter die Schlüssel geben lassen, die dieser uns auch gern ausgehändigt hatte, was wir dankbar vermerkten, da es besonders in der Schweiz wie auch in Italien durchaus nicht gang und gäbe ist.

Während einige von uns drinnen den Tee kochen, sitzen wir im Schein der letzten Sonnenstrahlen auf der Steinbrüstung vor der Hütte und schauen hinüber zur Nordostwand, die jetzt in ihrer ganzen Breite vor uns liegt, schon im Schatten, und daher düster, grau und ungegleidert aussieht. Die Nordostwand des Piz Badile ist nicht besonders steil. Sie ist bei

weitem nicht so steil wie eine Dolomitenwand oder manche der schweren Granitwände des Mont Blanc. Doch sie ist abschüssig geschichtet, ein einziger abgeschliffener Plattenschuß.

Die Route verläuft im rechten Teil der Wand;in einer S-förmig gebogenen Schleife zieht sie sich hinauf zum Ausstiegscouloir, das durch Abseilen gewonnen wird. Die Ersteigungsgeschichte ist bekannt. Sie ist eine der tragischsten der seit Whymper an tragischen Ereignissen so reichen Geschichte des Alpinismus. Zwei Italiener, Molteni und Valsecchi stiegen nach einigen Versuchen in die Wand ein. Einen Tag später folgten Riccardo Cassin, Esposito und Vitali, die damals bestimmt schlagkräftigste Seilschaft. Sie holten ihre Landsleute ein, übernahmen die Führung und setzten gemeinsam den Aufstieg fort. Das Wetter schlug um und nur unter Aufbietung der letzten Reserven erreichten sie den Gipfel. Ein weiteres Biwak im Abstieg überlebten die beiden jungen Italiener nicht mehr. Allein kehrten Cassin und seine Begleiter von der Erstbegehung dieser Wand zurück.

Auch Rébuffat, der die zweite Begehung durchführte, hatte mit den Unbilden der Witterung schwer zu kämpfen. ;953 durchstieg Hermann Buhl diese Wand im Alleingang in 3 1/2 Stunden, nachdem er am Tag vorher von Innsbruck aus mit dem Rad hergekommen war. Nach einem Abstieg über die Nordkante schwng er sich wieder auf seinen Drahtesel und strampelte die ganze Nacht durch heimwärts. Kein Wunder, daß er nach dieser unwahrscheinlichen Anstrengung vor Landeck einschlief und erst wieder zu sich kam, als er samt seinem Fahrrad im lustig plätscherndenaber eiskalten Wasser des Inn lag. Hermann Buhl wurde oft seines unbändigen Ehrgeizes wegen angefeindet. Auch das Beispiel der Badile Nordostwand wurde zum Beweis dafür angeführt, sehr zu Unrecht. Nur um seinen Ehrgeiz zu befriedigen hätte er irgend eine wilde Karwendelwand im Alleingang durchsteigen können, wodurch er sich die stundlenlange Plackerei des Radfahrens mit schwerem Gepäck erspart hätte. Aber es war eben nicht der Ehrgeiz, der ihn trieb, sondern die Lust, die gewaltige Badilewand kennenzulernen, für dieses Erlebnis nahm er die Strapazen gern in Kauf. Daß sein Ehrgeiz ihn erst befähigte, das Unternehmen durchzuführen ist etwas ganz anderes. Jedenfalls habe ich persönlich weder vorher noch nachher je einen Menschen kennengelernt, der dem Bergen und dem Klettern so verfallen war wie Hermann Buhl.

An ihn dachten wir. Er hatte uns vor einem Jahr am Col de Géant, als wir am Tag nach der Durchsteigung der Grand Capucin-Ostwand faul in der Sonne lagen, von seinem Alleingang in dieser Wand erzählt, hatte uns vorgeschwärmt von der herrlichen Kletterei, die nie besonders schwer ist, aber immer

schön und abwechslungsreich. Die müßt ihr unbedingt machen, hatte er uns geraten. Nun, wir waren gekommen, morgen um diese Zeit würde sie sicher unser sein.

Die Dämmerung ist hereingebrochen. Leichte Silberstreifen ganz hoch am Firmament erstrahlen noch im Licht der Sonne, die uns schon lange verlassen hat. Als markantes Trapez hebt sich der Granitklotz des Badile vom hellen Abendhimmel ab. Fröstelnd gehen wir in die Hütte.

Beim Abendessen wird noch schnell der morgige Tagesablauf besprochen. Wir beide, Siegi Löw und ich, wollen um 3 Uhr zur Nordostwand aufbrechen, durchgehen, über die Nordkante absteigen und eventuell am morgigen Abend wieder auf der Schorahütte sein. Die anderen wollen auf den Gemelli gehen und in der Hütte auf uns warten. Wenn wir beim Abstieg an der Nordkante biwakieren müssen, so sollen sie am anderen Morgen schon alles herrichten, wir kommen dann im Laufe des Vormittages, damit wir noch am selben Tag heimfahren können. So glauben wir für alle Eventualitäten vorgesorgt zu haben, wir ahnen nicht im geringsten, was uns bevorstehen sollte.

Leise packen wir unsere Siebensachen, bzw. wie viele es sein mögen und schleichen hinunter in den Hüttenraum. Um 4 Uhr brechen wir auf. Es ist noch dunkel aber nicht mehr besonders kalt. Unser Blick geht als erstes wieder hinüber zur Badilewand. Dunkel liegt sie vor uns, nur die Schneefelder kann man ausmachen. Die Größenverhältnisse sind nicht abzuschätzen. Wenn man nicht wüßte wie hoch sie ist, könnte man sie genau so gut für 2oo Meter wie für 2ooo Meter halten. Wir stolpern einen schmalen Pfad entlang,verlieren ihn, steigen steile Moränenabbrüche hinunter, queren harte Firnrinnen, man sollte es nicht für möglich halten, wie zerklüftet das Gelände bis zum Badilegletscher ist, von der Hütte aus meint man, es wäre ein völlig unkompliziertes Stück Weges.

In der Dämmerung betreten wir den Gletscher und steigen flott über festen Firnschnee hinauf zum Einstieg. Der Himmel färbt sich langsam purpurn. Es ist eines der intensivsten Morgenrot, die ich je erlebt habe. Es sind mehrere Schichten, die im Licht der aufgehenden Sonne erglühen. Ganz oben hellrote Cirrusstreifen, weiter unten immer dunkler gefärbte Wolkenschleier, die von Südwesten über den Piz Badile hinziehen. Als wir am Einstieg stehen, ist der Zauber bereits verglüht. Die Sonne hat uns erreicht. Sie gibt ein milchiges Licht, der Himmel ist leicht bedeckt. Wir seilen uns an.

Der Einstieg zur Piz Badile-Nordostwand bildet keinerlei Problem.

Vom Gletscher aus spreizt man über die Randkluft und quert über ziemlich leichtes Gelände schräg nach rechts hinaus hinter einem Schärtchen durch zur ersten 35-Meter-Verschneidung. Bei uns ist es sogar noch einfacher, wir haben nicht einmal eine Randkluft zu überwinden, so haoch liegt der Schnee noch in diesem Frühsommer. Allerdings haben wir etwas anderes zu überwinden; etwa 3 Meter über dem Einstieg hängt ein Schneebalkon von den Bändern herunter. Gleich einer Schaumrolle steht er mit dem Firnfeld, das die Bänder bedeckt in Verbindung, nach unten ist er abgerissen, so daß zwischen dem Schnee des Gletschers und dem Firnfeld der ersten Bänder 3 Meter blanker Fels sind, über dem sich die Firnrolle wölbt. Etwas ratlos schauen wir uns an. Wie sollen wir jetzt da drüberkommen? Nur gut, daß wir wenigstens einen Pickel und Steigeisen dabei haben. Also machen wir uns froh ans Werk. Siegi steigt die 3 Meter hinauf, bis er mit dem Kopf an den Firnbalkon stößt, dann versucht er, mit dem Pickel eine breite Rinne in den Keil zu schlagen, doch es stellt sich heraus, daß dieser Wulst gut zwei Meter hoch ist und aus ziemlich aufgeweichtem Firn besteht. So versucht er den stark überhängenden Schnee etwas abzuschlagen, aber nur gerade so weit, daß noch genügend Auflage auf den Felsen liegt, um den Pickel einrammen zu können. In halber Höhe über sich stößt er den Pickel bis zur Haue schräg von oben nach unten in den Schnee, vorsichtig zieht er sich daran empor. Doch nun muß er versuchen, über das letzte senkrechte Stück hinaufzukommen, ohne Pickel, denn dieser ist ja seine einzige Stütze. Mit einer Hand sich am Pickel festklammernd, mit der anderen einen Griff aus dem Schnee scharrend, zappelt er in der seichten Rinne. Als er sich am ausgebuddelten Schneehenkel emporziehen will, bricht dieser aus, er rutscht ab, reißt auch den Pickelnoch heraus und schon steckt er wieder unten bei mir bis fast zu den Knien im Schnee.

Nach diesem Malheur sehen wir uns erst einmal gründlich um, ob dieser dämliche Wulst nicht irgenwie zu umgehen ist. Nach rechts zieht er, immer am Unterrand der Firnbänder angeklebt weit hinaus, nur daß dort das apere Felsstück hinunter zum Gletscher immer höher wird, aber weiter links hört er bald auf. Klar, denn dort ist der Fels so glatt, daß sich kein Schnee auf ihm halten kann; wir wahrscheinlich leider auch nicht. Es bleibt also wirklich nur die Stelle, an der Siegi eben abgeblitzt ist. Nachdem wir keine andere Wahl haben, einfach drübermüssen, gehen wir die Sache entschlossen und gemeinsam an. Ich steige zuerst hinauf, verspreize mich mit den Beinen auf den letzten Tritten vor der Firnwand, dann kommt

Siegi, steigt mir auf die Schultern und, als ihm auch das noch nicht genügend hoch erscheint, sogar auf meinen armen Kopf. Dann stößt er ganz oben, wo ihm vorher der Griff ausbrach den Pickel ein und mit elegantem Schwung, einer turnerisch exakten Kippe, schwingt er sich weit hinauf und verkrallt sich sofort im geneigteren Rand des Firnfeldes. Erst als ich festgestellt habe, daß mein Genick bei Siegis Abstoß von meinem Kopf doch nicht gebrochen ist, bin ich erleichtert, daß wir dieses blöde Stück geschafft haben. Mehr als eine Stunde ist inzwischen vergangen. Es wird höchste Zeit, daß wir weiterkommen. Immerhin, 2o Meter Wandhöhe haben wir ja schon, trösten wir uns.

Hurtig traben wir die aufgeweichten Firnfelder hinaus. Durch eine kaminartige Rinne gelnngen wir in das erwähnte kleine Schärtchen. Dahinter führen abschüssige Schneestreifen leicht abwärts. Dort hinter der Felsecke muß die 35-Meter-Verschneidung nach oben ziehen. Ich schaue mir das Gelände an: nicht sehr schön, die morschen Schneeflecken und noch dazu abwärts, wir wollen schließlich auf den Gipfel kommen. Direkt über dem Schärtchen ziehen stark geneigte Platten hinauf. Nach längstens einer Seillänge müßte amn dort wieder auf die Originalroute gelangen, die ja nach der Verschneidung, die sich etwa 3o Meter rechts von uns befindet, wieder stark nach links wendet, um die zweite Verschneidung zu erreichen. Die Platten sehen so leicht und einladend aus, zwar glatt, aber von einer Neigung, daß man den Eindruck hat, mit der bloßen Reibung der Gummisohlen darüberzukommen. Wir sind eben den steilen Kalk gewöhnt und können die Schwierigkeit solcherGranitstellen noch nicht so recht abschätzen, wir müssen uns erst wieder daran gewöhnen. Ich habe außerdem ein ausgesprochenes Faible für diese Art der Kletterei, ja, ich leibe es geradezu, dieses wenig kraftraubende Höherschwindeln über solche Platten, unter Ausnutzung der kleinsten Reibungspunkte. Siegi dagegen liebt eher den überhängenden Fels, je mehr, desto besser, so daß er mit seiner ungeheuren Armkraft den schmächtigen Unterkörper fast mühelos hinterherziehen kann. So gehe ich gleich weiter, obwohl an sich Siegi drankäme, links hinaus, einen"Abkürzer".

Schon die beiden ersten Meter fallen mir säuisch schwer und ich würde am liebsten umdrehen, wenn ich nicht Siegis Spott fürchten müßte, der mehr für die Originalroute war und den ich erst lange überzeugen mußte, daß es dort hinauf, wo ich wo lte bestimmt viel schnellerund einfacher ginge, als hinten herum durch die Verschneidung. So plage ich mich ehrlich, möglichst bestrebt, mir nichts anmerken zu lassen und als es nach den ersten kritischen Metern etwas bessergeht, bin ich bald 2o Meter

höher, aber das dicke Ende kommt noch. Wieder wird es glatt und sogar noch etwas steiler. Umkehren unmöglich, dann könnten wir auch gleich ganz kehrt machen. Immerhin ist es schon 9 Uhr und wir haben kanpp 15o Meter geschafft, die leichtesten 15o Meter der ganzen Wand. Bevor ich weitergehe, schlage ich erst einen Sicherungshaken, dann schwindle ich mich über winzige, eingelagerte Kristallsplitterchen mit angehaltenem Atem aufwärts, einem kleinen abschüssigen Absatz entgegen. Mit den letzten Seilmetern erreiche ich ihn und lasse Siegi nachkommen. Noch eine halbe Seillänge in dieser Art, bis wir hinter einer von rechts heraufleitenden Felsschwarte wieder ordentlich Fuß fassen können.

Wieder auf der Originalroute, verfolgen wir sie im weiteren Verlauf ängstlich, nur gelingt uns das leider nicht allzulange. Wir haben keine Beschreibung dabei, sie liegt irgendwo unten im Auto. Aber wir haben ja schon einiges über diese Wand gelesen, wir kennen sie genau, die berühmten Stellen deren eine wir allerdings bereits ausgelassen haben. Um so erfreuter sind wir, als wir an die nächste kommen, die überhängende zweite Verschneidung. Sie ist gut eingenagelt, trotzdem etwas kraftraubend. Dann geht es wieder leichter weiter. Über einen kurzen und sehr einfachen Überhang steigen wir nach rechts hinaus auf eine riesige, völlig ungegliederte Platte. Und mit diesem kurzen Schritt über den Überhang haben wir uns wieder von der Originalroute entfernt, was uns nie hätte passieren dürfen, wenn wir den groben Wegverlauf uns einigermaßen eingeprägt oder Gaston Rébuffats brillante Schilderung seiner Durchsteigung aufmerksam gelesen hätten. Dort schreibt er eindringlich davon, wie man den Riegel im unteren Drittel der Wand überwindet: man hält sich immer links unter den Dächern, bis man durch eine flachere Einbuchtung die Terassen in der Mitte der Wand erreichen kann.

Es war unser Pech, daß man an dieser einen Stelle den Riegel der Dächer noch leichter überwinden kann, allerdings viel zu früh. Über den besagten Überhang waren wir darübergelangt. Nun stehen wir darüber und starren die abgeschliffene Platte hinauf, die 1oo Meter hoch sich schräg nachlinks hinaufzieht, nach unten im bekannten Dachriegel abbrechend. Auf einem schmalen Band queren wir nach rechts bis in die Mitte der Platte, dort ziehen feine Einrisse in die Höhe und ziemlich weit oben entdecke ich auch einen Haken. Wir ahnen noch immer nicht, daß wir uns in einen sagenhaften Verhauer hineinmanövrieren, frohbeschwingt klettere ich die Platte hinauf, dem Haken dort oben entgegen. Als es immer schwieriger wird, lasse ich es mir noch lange nicht verdrießen, doch als ich den Haken endlich erreicht habe, bin ich doch recht froh. Wenn ich

um mich blicke, wird mir etwas ungemütlich zumute, weit oben, nur an einem Haken hängend in einer ungegliederten Platte von der absoluten Steile und Schräge eines gotischen Kirchendaches. Etwas weiter oben stecken noch einige Haken, ich muß schon alle Register der Plattenkletterei ziehen, um sie zu erreichen. Auf einer winzigen Leiste mache ich Stand. Als Siegi bei uns ist, schauen wir recht bedenklich drein. So schwer hatten wir uns die herrliche Kletterei dieser Wand doch nicht vorgestellt. Nach oben schießt die Platte unbegrenzt weiter hinauf, 1o Meter über uns steckt noch ein Haken, ein alter Allainkarabiner hängt daran. Als ich ihn erreiche, wird mir unser Verhauer klar. Hier hatten sich unsere unglücklichen Vorgänger über die Dächer zurückgeseilt. Doch als ich da hinunterschaue, graust mir. Wenn es irgend vermeidbar ist, dann nicht dort hinunter, wo das Auge kaum einen Haltepunkt findet, geschweige sich vorstellen kann, daß man dort unten eine günstige Gelegenheit entdecken kann, wieder auf die Route zu gelangen.

Die Meter nach dem Haken sind die weitaus schwersten der ganzen Wand. Etwa vier Meter hoch geht es hinauf, an nur andeutungsweise vorhandenen Haltepunkten, die so spärlich sind, daß ich zweimal erst mit den Händen mich darauf stütze, dann die Füße bis an die Hände heranziehe und mit unmöglichen Verrenkungen versuche, die Hände vom Haltepunkt zu lösen und die Füße an ihre Stelle zu setzen. Die Schwierigkeit bei dieser Übung besteht nicht so sehr darin, das beschriebene Verrenkungsmanöver auszuführen, als vielmahr darin, nicht dabei herunterzufallen. Mir ist nur noch eine einzige Stelle in den Alpen stilistisch von ähnlicher Schwierigkei bekannt, die Carlessoplatte, eine etwa 1o Meter hohe, geneigte Felsplatte in der Nähe der Vazzolerhütte in der Civetta. Als ich über diese schlimmsten Meter hinweghin, geht es immer noch in der selben Schwierigkeit weiter wie die ersten 4o Meter. Doch endlich haben wir es geschaft, wir stochern durch den aufgeweichten Pappschnee der Terassen. Es ist ein recht anstrengendes Spuren, ehe wir den Weiterweg im senkrechten und aperen Fels erreichen.

Während wir noch in der Kirchturmplatte hingen, war dasWetter wieder etwas besser geworden. Ein leichter Aufwind hatte dauernd geherrscht und der Himmel über dem Klotz des Cengalo war von makellos tiefer Bläue. Gegen diesen Himmel hoben sich die 6 Bergsteiger deutlich ab, die die weiße und zum Greifen nahe Firnschneide vom Gipfel des Cengalo herabstiegen. Fröhlich hatten wir hinaufgewinkt, sie waren stehengeblieben und hatten zu uns herunteggesehen. Einer hatte mit dem Pickel in unsere Richtung gedeutet. Wie mochte die Wand von dort oben wohl aussehen?

Dieser gewaltige Plattenschuß und mitten darin zwei kleine Menschlein? Diese Begegnung über einige 1oo Meter, vielleicht sogar über mehr als einen Kilometer hinweg, hatte uns in dieser grausigen Platte Mut gegeben. Wir hat ten uns gleich nicht mehr so allein gefühlt, lächerlich an und für sich, denn uns trennten Welten. Wenn sie oder wir auf dem Mond gestanden hätten, so wäre die Möglichkeit, einander zu helfen, gleich groß gewesen. Doch uns hatte diese Begegnung trotzdem geholfen, wenigstens moralisch. Wir hatten uns beobachtet gefühlt, das hatte unseren Ehrgeiz angestachelt und vielleicht war es das gewesen, was uns hinderte, wieder über die Dächer zurückzuseilen. Wir wußten ja nicht, daß die italienischen Bergsteiger dort oben uns gar nicht gesehen hatten, daß sie um diese Jahreszeit nie einen Menschen hier vermutet hätten, schon gar nicht in der Gegend der Wand, weit ab von der Normalroute. Alles das erfuhren wir erst viel später, als wir zerfetzt, zerlumpt, als geschlagenes Häuflein Elend unten in Bagni di Masino, auf der Südseite des Piz Badile in der einzigen dort vorhandenen Kneipe saßen.

Als wir auf den Schneefeldern nachlinks hinaufkommen, dröhnt immer lauter ein urweltliches Rauschen an unsere Ohren. Nach Überquerung einer Schneerippe, die bisher den Blick auf die dahinter befindlichen Wandpartien verbarg, erkennen wir sofort die Ursache dieses Rauschens. Die Route verläuft hier nur noch wenig rechts der Fallinie des Gipfeltrichters. Die darüber ansetzende Wandpartie ist sehr steil, sie hängt stellenweise sogar ganz schön über. Und über diesen Wandabbruch rauscht eine wahre Sturzflut von Wasser, Schneematsch und Steinen herunter, Nur 3o Meter links von uns braust die vom Trichter ausgespiene Sintflut an uns vorbei. Ein Schaudern überfällt uns, wir blicken den Wassermassen nach, wie sie hinunter stürzen, in den düsteren hintersten Kessel des Badile-Gletschers, aus dem sich ein steilesCouloir zur Cengalo-Scharte aufschwingt, die schräg links über uns liegt. Die Felspartie dazwischen, das ist die eigentliche Nordostwand des Piz Badile, in die allerdings noch nie ein Mensch seinen Fuß gesetzt hat, eine einzige senkrechte, nach oben sich ausbauchende Flucht aus kompaktem Granit.

Wir wenden uns ab und betrachten unseren Weiterweg. Uns graust. Gegenüber dem Wasserfall, der weiter rechts herabdröhnt, ist das zwar harmlos, was wir sehen, doch dort drüben müssen wir schließlich nicht durch, hier aber und da langt uns das noch reichlich, dieses Wasser, das aus allen Fugen tropft, das sprühend über die Felsen sprudelt, das plätschernd die überhängenden Risse herunterläuft.

Wir sehen uns an, keiner sagt ein Wort, wir wissen auch so, daß es nun hart auf hart gehen wird, doch wie hart, das können wir wirklich nicht

ahnen, das kann man kaum in einem Alptraum träumen, wenn man es nicht selbst schon einmal erlebt hat.

Der Himmel hat sich unterdes rasch mit langen grauen Schleiern überzogen. Ein kräftiger Wind bläst von der Cengaloscharte herüber, weht Wasserstaub auf uns herab. Wir sind von den Schneefeldern bereits etwas feucht, doch das ist nun völlig belanglos, dort oben kommt keine Maus durch, ohne daß sie tropfnaß wird, geschweige ein Mensch. Immer noch haben wir kein Wort miteinander gesprochen. Siegi richtet sich die Schlosserei her, gibt mir den Rucksack und dann geht er los, zieht die Anorakkapuze über und stellt sich unter die Traufe. Wie er mit verbissenem Gesicht höher steigt, schon nach wenigen Minuten aus allen Kleidern triefend, weiß ich bereits, daß es grausig sein muß. Nur gut, daß verhältnismäßig viele Haken stecken, obwohl man sie in diesem Gelände wahrscheinlich auch bei anderen Verhältnissen ganz gut brauchen kann. Um so schwerer fallen dann mit den klammen, bald schon ziemlich ausgelaugten Fingern die dazwischen eingelagerten Freikletterstellen. Nach einigen Seillängen ist es uns schon egal, wenn das Wasser beim Klettern bei den Ärmeln hineinrinnt, sich gleichmäßig über den ganzen Körper verteilt und in kleinen Quentchen irgendwo wieder herauskommt, vielleicht auch nicht. Wir klettern wie die Maschinen, wir haben begriffen, daß es nur noch darum geht, so hoch wie möglich zu kommen, bevor das Unwetter losbricht, denn, daß das Wetter umschlägt, ist inzwischen zur Gewißheit geworden. Es ist erst 5 Uhr und doch liegt bereits eine bleischwere Dämmerung über der Landschaft. Unheimlich duster ist der Fels rings um uns und Nebelschwaden huschen bereits über die Wand, verzerren die Perspektiven, lassen nahegelegene Felspartien unendlich weit entfernt aussehen und gaukeln entfernt liegende Felsabstürze auf wenige Meter vor das genarrte Auge. Wir haben die Steilzone überwunden. Unsere Hände haben schwer gelitten. Sie sind steif, rot, aufgequollen und mit zahllosen Wunden übersät. Wenn man mit steifen und nassen Fingern klettern muß, läßt die Widerstandskraft der Haut nach, auch hat man kein rechtes Gefühl mehr, man schlägt die Hände viel öfter an, als mit warmen Fingern. Eine steile Eisrinne zieht empor. Wir hasten aufwärts, es ist zwar unangenehmes Gelände, schmutzig, kalt, doch es sind immer wieder Felsstreifen eingelagert, so kommen wir rasch aufwärts. Wir wissen, es folgen noch zwei schwere Kaminseillängen, dann beginnt der Quergang nach links in den Ausstiegstrichter. Wenigstens den Kamin müssen wir noch hinter uns bringen, das ist der einzige Gedanke, dem wir nachhängen, den wir bei jedem Schritt und jeder Bewegung wieder aufs neue denken.

Der Wind fällt uns bereits wütend mal von oben, mal von der Seite an. Nach unten ist schon alles zu, der Cengalo ist noch zu sehen, einige Meter Kaminwand, nach unten eine im Nebel sich verlierende steile Eisrinne.

"Dort oben ist der Kamin, schick dich," rufe ich zu Siegi hinunter, der mit keuchender Lunge heraufhastet. Als ich rufe, er soll sich schicken, da bleibt er entrüstet stehen.

"Du Trottel," meint er, atemlos, "was meinst denn du, was ich tu?"

"Mensch, los, geh bloß weiter," gebe ich zur Antwort.

"Ach, leck mich am Arsch!" ist seine lakonische Feststellung.

Unsere Nerven sind bis zum Äußersten gespannt. Es lieg eine Spannung in der Luft, die sich xxxx auf uns überträgt. Es wird immer dunkler, obwohl es noch nicht einmal 6 Uhr ist. Siegi gibt mir den Rucksack, dann stemmt und spreizt er den schmierigen Kamin hinauf, schlägt ab und zu einen Tritt aus dem harten Eis. Der letzte Teil der Seillänge hängt leicht über. Auf einem schmalen Band an einen Haken angehängt läßt mich Siegi nachkommen. Während ich aufwärtssteige, beginnt es zu regnen. Es klatschen große, schwere Tropfen auf uns herab. Der Regen beginnt so zu fallen, wie etwa in der Poebene nach einem langen und schwülen Sommertag. Als ich bei Siegi bin, gießt es bereits in Strömen. Im Nu sind die Felsen des Kaminaufschwunges vor uns von einem Vorhang herunterstürzenden Wassers verhängt. Eine schwere Seillänge liegt noch vor uns, doch dort oben, nur schemenhaft sehen wir hinauf, es ist schon duster und der Regen strömt unaufhörlich, dort oben muß der Beginn des Quergangs sein und hoffentlich ein guter Biwakplatz, denn hier im Kamin können wir unmöglich bleiben. Wenn es so weiterregnet, ersaufen wir wie die Mäuse, denn alles Wasser sammelt sich oben im erweiterten Trichter des Kamins und leitet es konzentriert durch diesen engen Schlund in dem wir hängen. Ich lasse den Rucksack gleich auf, nehme nur ein paar Haken und Karabiner und schon greife ich durch den Wasservorhang, kralle mich im Grunde des Kamins fest, stemme aufwärts, ohne Rücksicht auf die Wasserflut, die sich über mich ergießt. An den Haken verschnaufe ich ein wenig, aber nur so lange, wie ich brauche um den wildesten Herzschlag abklingen zu lassen, dann würge ich weiter aufwärts.

Der Kamin hängt stärker über. der Wasserstrom wird dichter. Nicht, daß mir die Nässe etwas ausmachte, schon längst sind wir durchweicht bis auf die Knochen, aber er hat bereits eine gewisse Gewalt, man muß aufpassen, von ihm nicht aus dem Gleichgewicht geworfen zu werden. Zudem ist es schon so dunkel, daß ich kaum mehr Griffe und Tritte erkennen kann und auch nur noch durch einen gleichsam sechsten Sinn erspüre, wo ein Haken

steckt. Als ich etwa 2o Meter oben bin, sehe ich keine Möglichkeit mehr weiterzukommen. Ich weiß genau, es kann nicht mehr weit sein, links über mir erahne ich mehr, als ich sehe, den Beginn des Querganges. Nur noch wenige Meter können es sein. Doch ich finde keinen Haken mehr. Wie ich versuche, selber einen zu schlagen, merke ich, daß ich mit meinen klammen, aufgeweichten Fingern den Eisenstift kaum mehr halten kann. Als ich ihn irgendwo ansetzen und versuchen will, ihn mit vorsichtigen Hammerschlägen einzutreiben, springt er mir beim ersten Schlag aus den kraftlosen Fingern. Klirrend verschwindet er im finsteren Schlund des Kamines. Ich möchte laut heulen vor Wut und Verzweiflung. Ich stecke den Hammer wieder ein, schaue noch einmal nach unten, wo zwei Meter unter mir der letzte Haken steckt, dann gebe ich mir einen Ruck, ich muß eben frei hinaufkommen, koste es, was es wolle. Ob es mir je gelingen wird? Was ist, wenn ich stürze und mir den Fuß verstauche? Nur jetzt nicht daran denken, bewußt verdränge ich diese Befürchtungen, kralle statt dessen die Finger irgendwo in dem eisigen Kamingrund fest, stoße die aufgeweichten Hände in die dunkle Tiefe dort hinten.

"Jörg, hör auf, komm lieber runter," klein und dünn tönt die Stimme des Freunde an mein Ohr, übertönt nur schwach das Plätschern des rinnenden Wassers und das Jaulen des Sturmes, der sich an den Kaminwänden bricht.

"Meinst du, wir können da unten biwakieren?" rufe ich noch ganz ungläubig hinunter.

"Ja sowieso, tadellos, komm schon runter!"Mach keinen Blödsinn!" Plötzlich komme ich mir dumm vor. Ja, warum sollen wir eigentlich nicht dort unten biwakieren können? Warum eigentlichnicht? Vielleicht hört es bald wieder auf zu regenen und dann sind wir wenigstens vor dem Wind geschützt. Daß ich daran nur nicht gedacht habe? Ich komme mir plötzlich ganz kindisch vor, daß ich so panische Angst hatte, in diesem beengten Schlund zu biwakieren. Erleichtert steige ich zurück bis zum Haken, von dem aus mich Siegi frei am Seil zu sich herunterläßt. Dadurch haben wir wenigstens gleich eine gute Sicherung, das Seil läuft durch eine ganze Reihe von Haken. Mit einem Lächeln stehe ich neben Siegi auf der Leiste, die so schmal ist, daß man den Fuß nur seitlich mit der ganzen Sohle aufstellen kann.

"Du, stell dir vor, da oben hätte es mich jetzt wahrscheinlich runtergehaut, wenn ich das noch probiert hätte." Siegi sagt nichts. Ihm hatte selber bis zuletzt vor einem Biwak an dieser Stelle gegraut. Noch mehr als ich, der ich mit der schwierigen Kletterei vollauf beschäftigt war, hatte er gewußt, was uns hier bevorstehen würde, hatte die Kälte gefühlt,

die sich nach wenigen Minuten der Rast unbarmherzig über den ganzen Körper ausbreitet und die Erschöpfung gespürt, die die ermüdeten Beine beim anstrengenden Stehen auf der schmalen Leiste hochkriecht. Doch er hatte wohl auch dumpf geahnt was sich bei mir oben in der Dunkelheit abspielte und mich zurückgerufen. Lieber zu zweit hier unten ein noch so schreckliches Biwak überstehen, als daß in der Nacht einer stürzt und sich verletzt. Später, wenn ich über diese Situation nachdachte, stellte ich mir manchmal die Frage, wie wohl ich an Siegis Stelle gehandelt hätte. Mit dem einzigen Gedanken am Standplatz hängend nur weg von diesem grausigen Platz, koste es was es wolle, der Freund oben muß es einfach schaffen. Hätte ich in dieser Situation gerufen: "Siegi, du mußt einfach raufkommen, wir können hier nie biwakieren" oder hätte auch ich vielleicht gerufen, "komm lieber runter, wir können hier ganzggut biwakieren, bevor dir was passiert". Ich weiß es nicht.

Wir brauchen keine großen Biwakvorkehrungen zu treffen. Ich verkürze die Seile noch etwas durch einen Sackstich, daß ich fest daranhänge, dann holen wir den Biwaksack aus dem Rucksack. Unser Biwaksack, das ist auch ein Grund, warum wir unter allen Umständen versuchen wollten dem Biwak zu entgehen. Es ist einer der ersten Foliensäcke, aus einer durchsichtigen Perlonfolie, wie man sie ähnlich als Regenumhang in der Nachkriegszeit verwandte. Der Sack ist schon drei Jahre alt, inzwischen brüchig geworden und voller Löcher. Ihn überhaupt als Biwaksack zu bezeichnen ist eine Farce. Trotzdem stülpen wir ihn über. Das hat wenigstens die Wirkung, daß der Regen nicht direkt auf uns herunterprasselt, sondern zuerst auf den Zeltsack und dann in etwas abgemilderter Form durch die Löcher uns übers Kreuz läuft.

Wir haben entsetzlichen Durst. Begierig schlürfen wir das Wasser, das ja wirklich den ganzen Tag über reichlich vorhanden war, das auch jetzt noch unaufhörlich vor unserer Brust vorüberrauscht. Durch das Regenwasser bekommen wir einen ganz geschwollenen Hals. Wir haben etwas Dörrobst dabei. Es ist völlig durchweicht, als wir es aus dem Rucksack holen, doch wie wir etwas Essen wollen, tut uns das Schlucken trotzdem so weh, daß wir gern darauf verzichten. So machen wir den Rucksack wieder zu, hängen ihn vor uns an den Sicherungshaken und beginnen zu dösen. Es ist etwa 8 Uhr abends. Langsam kriecht die Kälte an uns hoch. Sie kommt nicht von den Beinen her, die im Freien stehen, sie kommt von innen heraus. seit Mittag standen wir unter dauernder Schmelzwasserberieselung. Dies mußte einen ungeheuren Kalorienverschleiß zur Folge haben um die Körpertemperatur aufrechtzuerhalten. Jetzt, nachdem wir keine Bewegung mehr haben und nur noch auf unserer Leiste stehen, die Wasserzufuhr aber noch immer

nicht unterbrochen ist, macht sich dieser Wärmeverlust ntürlich doppelt bemerkbar. Bald tönt das Klappern unserer Zähne noch lauter als das dumpfe Geräusch, mit dem die Tropfen auf unserem Zeltsack aufschlagen. Unsere Nerven sind anfangs noch zu erregt, als daß wir die Anstrengung richtig bemerkt hätten, die das Stehen auf der schmalen Leiste verursacht. Doch allmählich hilft auch das immer häufigere Wechseln des Standbeines nichts, Muskelkrämpfe ziehen durch die Beine, begünstigt durch die Kälte. Wenn wir uns in die Seile hängen, schnürt der Zug die Blutzufuhr zu den Armen ab, die Rippen schmerzen, man bekommt keine richtige Luft mehr und erschöpft stellt man sich wieder auf die Leiste, solange, bis man es nicht mehr aushält und sich doch wieder in die Seile hängt. In dieser Art geht es die ganze Nacht über, bald merken wir es schon gar nicht mehr, machen alles automatisch.

Wir haben eine kleine Taschenlampe dabei. Ich fummle sie aus dem Rucksack, knipse sie an und betrachte meine Hände. Ich bin erschüttert. Das sind keine Hände mehr, das können nie mehr richtige Hände werden. Es sind weiße, ausgelaugte Haut- und Fleischlappen. Hellrot schimmert das rohe Fleisch an den Knöcheln hervor, hebt sich besonders deutlich ab gegenüber den fast grau anzusehenden übrigen Hautpartien. Ich biege die Finger, versuche die Faust zu ballen, es geht nur halb. Niedergeschlagen stecke ich die Taschenlampe zurück in den Rucksack.

Der Regen hat etwas aufgehört. Es tropft nicht mehr gar so stark auf unseren Zeltsack herunter. Nur vor uns läuft nach wie vor das Wasser. Es bildet eine kleinen Bug vor unseren Schuhen. Da beginnt ganz plötzlich ein Trommeln auf unserem Zeltsack, daß wir beide erschrocken in die Höhe fahren. Ein gewaltiges Krachen reißt uns völlig aus der Lethargie. Ein Gewitter. Wir wären fast erleichtert, wenn nicht dieses unheimliche Trommeln wäre und ein noch unheimlicheres, stetig anschwellendes Rauschen. Wenn es blitzt, ist es ein Gewitter, wenn es ein Gewitter ist, ist es morgen wieder schön sinniere ich, während ich erneut die kleine Taschenlampe hervorkrame. Durch ein Loch unseres Zeltsackes richte ich den Strahl hinaus in die Nacht. Was ich sehe ist dagenhaft. Es graupelt mit einer Heftigkeit, wie ich es noch nie erlebt habe. Die Luft ist weiß, der Schein der Lampe dringt kaum 5 Meter weit. Von den Kaminwändenist nichts mehr zu sehen. sie sind verschwunden unter einer rauschenden, gleitenden Masse großer weißer Graupeln.

"Mensch, Sigi, so was hast du noch nicht gesehen," sage ich. Doch dem Siegi ist das gleichgültig, vorerst wenigstens, er hat sich bereits mit der veränderten Situation abgefunden. Die Graupeln haben zwischen uns und die Kaminwände einenKeil geschoben. Über unseren Köpfen teilt sich die Flut mit beängstigendem Druck. Ab und zu müssen wir den Schnee über uns

und vor unserer Brust mit den Händen wegschaufeln, damit wir wieder näher zur Kaminwand können, sonst würden wir vom Stand gedrückt werden. Plötzlich verstärkt sich der permanente Druck um ein Vielfaches. Es ist ein gewaltiges Rauschen um uns. Der Druck wird immer stärker, schier unerträglich. Es reißt uns aus dem Stand, spült die Füße von der Leiste, zerrt uns in die Seile. Es droht, uns das Kreuz zu brechen. Dann endlich läßt es wieder nach. Wir schaufeln uns aus den Sc hneemassen, die sich wieder zwischen uns und die Wand gepreßt haben, stellen uns wieder auf unseren Stand. Eine Lawine ist durch den Kamin gebraust. Die erste, aber noch lange nicht die letzte. In Abständen von ca. einer halben Stunde rauscht jetzt so eine Lawine über uns hinweg. Was wir befürchteten ist eingetreten. Der Kamin muß sich weiter oben zum Couloir erweitern. Dort sammelt sich der Graupelschnee um nach einer Weile als Lawine durch den Kamin zu fegen. Und mitten in diesem Inferno hängen wir zwei armen Würstchen.

Die erste Lawine war noch bei weitem nicht die schlimmste, doch sie traf uns unvorbereitet. Nun warten wir schon jedesmal ängstlich auf die nächste, die wir schon von oben kommen hören. Hoffentlich kommt sie bald, denn je länger sie ausbleibt, um so mehr hat sich Schnee ansammeln können, u so schlimmer wird sie. Es ist eine unsägliche geistige Folter, dieses Hängen im Schlund, ohne die geringste Möglichkeit, etwas dagegen unternehmen ~~zuxkönnen~~, mit einer Tat sich daraus befreien zu können Nichts, rettungslos ausgeliefert der Gnade oder dem Verderben. Und dann kommt sie. Es ist ein ~~xxxxxxxxxxx~~ unheimliches Gefühl, wenn der erste Schwall, die "Vorhut der Lawine zischelnd an uns vorbeisaust, wenn der erste züngelnde Schnee sich vor uns staut, sich immer höher vor uns türmt und wenn dann mit einem gewaltigen Schlag die Hauptmasse der Lawine auf uns niederstürzt, uns jedesmal erbarmungslos vom Stand fegt, in die Seile preßt und kurz vor dem Abschnappen wieder frei gibt. Würde uns die Hauptmasse des Schnees so treffen, ohne daß sich vorher der Kegel über uns aufgestaut hätte, wir wären rettungslos verloren, dagegen gäbe es keinen Schutz mehr. Nachdem schon einige Lawinen über uns hinweggefegt sind, haben wir uns etwas daran gewöhnt, haben auch bereits eine ganz gute Technik entwickelt, sie zu überstehen. Doch es bleibt die Angst, daß irgendwann einmal Steine eingelagert sein könnten.

Nach Mitternacht läßt es zeitweise etwas nach zu graupeln. Wir kommen wieder etwas zur Ruhe. "Ob wir morgen durchkommen?" Ich habe die Worte ausgesprochen, die uns im stillen beide seit Beginn dieses Biwaks bewegten. Die jeder wohl tausend und mehr mal in seinen Gedanken hin und herwälzte. Unser ganzes weiteres Dasein hängt an diesem einzigen "ob".

Wenn ich an die Stelle denke, wo ich gestern abend umgekehrt bin und meine Gedanken kehren immer wieder zu dieser Stelle zurück, zu der Stelle, die ich nicht mehr schaffte, bevor uns dieses Biwak die letzten Reserven raubte, so kann ich mir schwerlich vorstellen, wie mir morgen früh die Bewältigung dieser Stelle gelingen soll. Wenn ich an meine Hände denke, die eigentlich keine Hände mehr sind.

"Ist doch klar, daß wir durchkommen," meint der Siegi zwar, aber ob er wirklich so überzeugt ist, wie er sich gibt? Was ist, wenn es gegen Morgen kalt wird, wenn der Kamin vereist? Wasser ist ja genügend vorhanden. Wenn, wenn, wenn. Und man kannnichts unternehmen, absolut nichts, muß geduldig hängen, warten und die Lawinen oder den Regen über sich ergehen lassen, ganz wie es kommt. Vielleicht sollte man beten können.

"Ob wir morgen durchkommen?" eben hat es mich der Siegi gefragt. "Ist doch klar, warum denn nicht," habe ich ihm geantwortet."Von dort, wo der letzte Haken eingehängt ist, sind es ja nur mehr ein paar Meter bis zum Quergang, die schafle ich schon, wenn es erst mal hell ist." Daß auch der Quergang noch Schwierigkeiten bieten kann, das denken wir beide, aber wir ignorieren es, vorläufig.

Es geht bereits gegen Morgen zu, das Graupeln hat noch etwas nachgelassen, auch das Gurgeln des Schmelzwassers, es ist kälter geworden. Wir dösen dahin, so gut das in unserer jammervollen Situation überhaupt möglich ist. Doch da schrecken wir erneut hoch. Ein gewaltiges Poltern hoch oben läßt uns aufhorchen. Im selben Augenblick schon wissen wir ganz klar, was dieses Poltern zu bedeuten hat: Stein- oder Eisschlag. Hoffentlich nicht bei uns im Kamin, das wäre das Ende. Aber schon schlägt es bei uns krachend ein. Noch ehe wir uns an die Kaminwand geworfen haben, pfeifen und bersten gewaltige Brocken rings um uns am Fels, stieben abgesprengte Splitter um unsere Köpfe. Ein gewaltiger, dumpfer Schlag in den Rücken wirft mich aus dem Stand. Stöhnend hänge ich in den Seilen, halb bewußtlos vor Schmerz.

"Hilf mir, Siegi!" ich kann es kaum noch über die Lippen pressen. Doch auch den Freund hat es erwischt. Röchelnd hängt er neben mir. Auch ihn hat der Schlag vom Stand gerissen. Er fängt sich aber schneller, rafft sich auf und hilft mir zurück auf die Leiste. Wie gut, daß anscheinend kein Seil abgeschlagen wurde. In meinem Kopf dreht sich ein wilder Kreisel. Der Rücken schmerzt, als ob eine Zentnerlast auf ihm liegen würde, nur langsam wird es leichter. Vorsichtig versuche ich, mich zu bewegen, hebe einen Arm, strecke die Beine, erst das linke, dann das rechte, beuge den Oberkörper, ein wahnsinniger Schmerz durchzuckt mich, doch es geht, anscheinend ist nichts gebrochen. Die Wirbelsäule ist intakt.

Der Spuk ist vorbei. Monoton rinnen die Minuten, reihen sich unablässig aneinander und langsam wird es licht. Durch unseren Foliensack dringt fahle Helle. Ich sehe Siegi an, ein etwas gelblich blasses Gesicht ist da neben dem meinen, bläuliche Lippen verzeihen sich zu einer Form, die ein Lächeln darstellen soll, die Gesichtspartien sind wie eingefroren. Wir haben Angst den Zeltsack abzustreifen, haben Angst der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. So schlecht unser Zeltsack auch ist, ein wenig hat er doch Schutz geboten, vor allem vor dem schneidenden Wind, der von oben und seitlich selbst durch unseren abgeschlossenen Kamin pfeift.

Was wir draußen sehen ist wenig erfreulich. Ringsum ziehende Nebelschwaden. Es ist wesentlich kälter geworden, die Felsen sind bereits leicht vereist, doch noch gluckert Wasser im Kamingrund. Der Kamin über uns sieht grausig aus, Wir wären wohl nie hochgekommen, wenn wir nicht das größte Stück am Abend vorher noch geklettert wären. Es dauert sehr lange, bis wir mit unseren zerschundenen und steifen Fingern die Sicherungsknoten aufbekommen. Als Siegi die Seile einziehen will, um mich hochzusichern, rühren sie sich keinen Zentimeter. Sie sind an der Kaminwand angefroren, von Eis und Graupeln verklebt. So muß ich anfangs ohne Sicherung klettern, aber noch weiß ich gar nicht, ob ich überhaupt dazu in der Lage bin, oder ob die Finger einfach den Dienst versagen. Wenn ich meine Hände jetzt bei Licht betrachte, kann ich mir wirklich nicht vorstellen, daß man mit so etwas auch nur die harmloseste Kletterstelle zwingen kann. Doch es muß gehen. Entschlossen kralle ich die beiden weißen Lappen um die starren, reifigen Seile, die nach oben den glitzernden Kamin hinaufführen. Ich ziehe mich hoch zum ersten Haken."Siegi, es geht," rufe ich begeistert. "Wir schaffen es ganz sicher!"

Die halbe Seillänge hantle ich mich ungesichert empor, löse die angefrorenen Seile Stück für Stück mit bloßen Fingern von den Felsen. Lege die Karabiner unter der Graupelschicht frei. An einem Seil gesichert, ziehe ich mich das letzte Stück zum obersten am Vortage eingehängten Haken hinauf. Ich verschnaufe ein wenig und betrachte die restlichen Meter, die noch über mir liegen. Es sind etwa sieben. Links draußen entdecke ich bereits die Umrisse einer geräumigen Plattform. Wenn wir nur die gestern noch erreicht hätten, wir hätten bestimmt heute mehr Reserven einzusetzen als nach diesem Biwak.

Als ich die zwei Meter wieder hinaufgehen will, die ich am Vortag noch über dem Haken war, merke ich, daß das heute unmöglich ist. Der Grund des Kamins ist bereits völlig vereist, die Tritte sind durch eine schmierige glatte Graupelschicht bedeckt, die Finger versagen den Dienst, wenn ich versuche, mich damit an kleineren, schneefreien Griffen emporzuarbeiten.

Beim Spreizen fährt mir jedesmal ein Krampf in das rechte Bein, wenn ich länger auf einem kleinen Tritt stehe, fange ich zu zittern an und wenn ich mich mit dem Arm stark abgebeugt an einem Karabiner festhalte, bekomme ich einen Krampf im Oberarm. Es ist wirklich kein Genuß, in solcher Verfassung klettern zu müssen. Wir haben zudem nicht mehr sehr viele Haken dabei, wir werden sie aber bitter nötig haben, denn frei zu klettern ist in dieser Situation fast unmöglich. Bis ich so hoch bin wie am Vortag, habe ich bereits zwei Haken verbraucht. Ganz oben, kurz vor der Querung nach rechts auf die Schneeterrasse, sehe ich unter einem Überhang einen alten Haken stecken. Ihn gilt es zu erreichen. Noch 4 bis 5 Meter bis dort hinauf, eine schier lächerliche Entfernung, ein Stabhochspringer springt höher, und doch liegt dieser Haken noch so unendlich fern, völlig ungewiß, ob ich ihn je erreichen werde.

"Jörg, wie gehts?" ruft der Siegi von unten.

"Ganz gut," gebe ich zur Antwort. Ich habe noch drei oder vier Haken, aber es will einfach keiner passen. Sie sind zu groß, ich kann keinen geeigneten Riß entdecken. So versuche ich frei zu klettern. Einen Meter schiebe ich mich empor. Noch einen Meter. Die Füße verspreize ich weit außen an der Kaminwand. Ganz nahe bin ich nun schon mit den Händen dem erlösenden Haken. Da rutscht der rechte Fuß ab. Schon hänge ich wieder unten im Kamin, den ich eben erst so mühsam emporgeschuftet bin. Doch nicht die leiseste Schramme fehlt mir, ich habe ausgesprochenes Glück gehabt. Gut, daß ich so weit außen spreizte, wäre ich im Kamingrund verkrallt gewesen, sicher wäre der Sturz nicht so harmlos abgegangen. Trotzdem bin ich schier verzweifelt. Haken paßt keiner, es nochmal frei zu versuchen ist genauso aussichtslos.

"Siegi, ich glaube ich komm doch nicht rauf!"rufe ich hinunter zum Freund, der armselig und verfroren an unserem Biwakplatz hängt.

"Du spinnst," gibt der lakonisch zur Antwort, "hat dir das Biwak so gut gefallen, daß du nochmal eine Nacht hierbleiben willst?"

Ich werfe nun alle Hemmungen über Bord. Lieber 1o mal an dieser Stelle dort oben runterfleigen, als hier unten jämmerlich in diesem Kamin einzugehen. Wieder gehe ich die zwei Meter frei empor. Säubere den winzigen Tritt, an dem ich vorher wegrutschte zuerst mit der Hand, bevor ich genau berechnet meinen Fuß hinstelle. Ich suche mir die Stelle der Schuhsohle ziemlich weit innen am Ballen aus, die noch am wenigsten abgeklettert ist. Jeder Millimeter Gummi kann hier entscheidend sein. Zusammengekauert stehe ich nun wieder in weiter Spreizstellung im Kamin. Jetzt nur ja nicht aufrichten. Vorsichtig nestle ich einen Hakne vom Karabiner. Das dauert furchtbar lange mit den klobigen, fast gefühllosen Fingern. Ich setze den Haken an; wenn er mir jetzt runterfällt, ist es ganz aus.

Am Besitz dieses fast wertlosen Eisenstückes hängt jetzt so ziemlich alles. Als ich den Hammer aus der Tasche genommen habe, führe ich ganz vorsichtig und behutsam die ersten Schläge. Der Haken verbeißt sich ein wenig, schon will ich kräftig drauflosschlagen, da sehe ich, wie er krumm wird. Nichts. Ich schlage ihn vorsichtig heraus, setze an einer anderen Stelle an. Inzwischen beginnt mein rechtes Bein zu zittern. Es tanzt auf dem winzigen Tritt auf und nieder. So, als ob mich das kaum berühren könnte, sehe ich mir das an und wundere mich, daß das noch hält. Doch mir ist ganz klar, wenn ich jetzt nicht bald den Hakne anbringe, bin ich wieder weg. Und wahrscheinlich der Haken damit, denn ob ich den im Fallen in der Hand behielte, ist sehr zweifelhaft. Wieder einige vorsichtige Schläge. Mein Bein zittert wie Espenlaub. Langsam verbeißt sich der Haken im Riß. bevor ich ihn ganz einschlage, hänge ich gleich einen Karabiner ein und das Seil, einigermaßen kann ich mich so schon sichern und auch das Bein etwas entlasten. Ruhig sitzt jetzt der Fuß wieder auf seinem Tritt und nun erst die letzten wuchtigen Schläge auf den Schaft.

Von einer Trittschlinge aus, die ich eingehängt habe, erreiche ich den nächsten Haken. Doch noch immer gelange ich nicht zum Stand, obwohl ich schon gut die waagrechte Schneefläche sehen kann. Noch einmal muß ein Haken helfen, dann quere ich mit einem weiten Schritt auf den Stand. Der Kamin liegt hinter uns.

Siegi kommt nach. Er schlägt die Haken wieder heraus und nimmt auch noch zwei von denen mit, die bereits drin waren, trotz meines wütenden Protestgeschreis. Wer weiß wozu wir sie noch brauchen, gibt er zur Antwort. Ich sehe mir inzwischen den Weiterweg an. Viel kann man zwar bei dem ziehenden Nebl nicht erkenne, aber das wenige genügt mir. Den Quergang werden wir nie schaffen, das weiß ich auf den ersten Blick. Völlig waagrecht und kleingriffig führt er an fast senkrechter Platte nach links hinaus. Die Platte ist von glasigem Eis überzogen, die wenigen guten Griffe sind mit Graupeln ausgefüllt. Dort hinüber? Völlig unmöglich. Selbst frisch ausgeruht, mit guten Fingern, wäre dies bei den augenblicklichen Verhältnissen wohl kaum möglich. Etwas enttäuscht schaut sich auch Siegi das Gelände an. Unsere ganze Hoffnung war, daß es hier oben mit der Kletterschwierigkeit vorbei sein würde. Wir haben uns getäuscht und wir wissen nun, daß es aufs Ganze geht.

"Sichere mich, nimm mich ganz gut," sage ich murz entschlossen. Siegi weiß nochnicht was ich vorhabe. Während ich schon klettere, erkläre ich es ihm. Der Quergang führt waagrecht 4o Meter nach links. Danach wird zweimal in den Trichter abgeseilt. Unsere einzige Chance ist, das Ende der Abseilzone durch eine schräge Querung der ganzen Platte zu erreichen.

Von Siegi am Seil gehalten lasse ich mich schräg abwärts gleiten. Quere wie bei einem Seilquergang nach links an glatter vereister Platte hinaus. Nach 2o Metern erreiche ich einen winzigen Stand. Wir binden uns an einem Seil bb, so daß sich Siegi damit abseilen kann. Einen Karabiner lassen wir oben hängen. Von diesem Platz seilen wir uns volle 4o Meter schräg nach links, über eine total vereiste Felszone. Unser Unternehmen grenzt an Wahnsinn, doch es ist die einzige Möglichkeit. Als wir das Seil abziehen, wissen wir genau, wenn wir den Trichter nicht erreichen, der noch kein einziges Mal zu sehen war, sind wir hoffnugslos verloren. Wir kämen hier nie wieder hinauf.

Wir stehen auf winzigem Stand in fast senkrechter Wand und die 2o Meter, die wir im Umkreis sehen, glatter, vereister Fels. Uns beschleicht ein unheimliches Gefühl. Wir ahnen den Abgrund, an dessen Rand wir uns bewegen. Wir wissen, der Trichterbricht nach unten völlig überhängend Hunderte von Metern ab. Gestern, da sahen wir die Schneerutsche und Wasserfälle von dort oben herunterschießen. Wenn wir zu tief kommen? Was dann? Daß wir das Ende der Abseilzone kaum erreichen können ist uns inzwischen klar. Wir sind schon zu tief und müssen sicher noch wesentlich weiter hinunter. Wie hoch über dem Abbruch des Trichters quert die Normalroute? Diese Frage bewegt uns nun einzig.

Siegi läßt mich weitere 2o Meter hinunter. Verzweifelt suche ich so weit wie möglich nach links zu gelangen, doch ich gewinne wieder nur wenige Meter. Erst indem ich mich waagrecht nach links fallen lasse, gewinne ich ein kurzes Schneeband. Auf ihm komme ich einige Meter nach links. Siegi seilt sich am einfachen Seil ab. Wir haben inzwischen bereits einige Haken und vier Karabiner geopfert. Während Siegi abseilt, beginnt es zu schneien. Dichte schwere Flocken preßt der starke Wind gegen die Felswand in der wir stehen. Der Schnee rieselt nicht herab, er klebt auf dem Eis fest, wie Maurermörtel bleibt er liegen, wo immer ihn der Wind hinpappt. Da reißt der Wind den Vorhang etwas auf und schaudernd blicken wir in einen grausigen Abgrund. Wir stehen direkt am Rande des Trichterabbruches. Dicht unter unserem Bändchen verliert sich der Fels und erst weit unten trifft das Auge wieder auf schwarzglänzende Granitfluchten, schon unterhalb der Schneefallgrenze. Doch nur wenige Meter links von uns ist auch der Trichter. Das unterste, wahnsinnig steile und ~~ganz schmal~~ stark verwegte Stück des Gipfelcouloirs. Schmale, fast senkrecht aussehende Eisrunsen ziehen das letzte Stück herab, und verlieren sich dicht unter unserem Standpunkt im abbrechenden Fels. Eine Felsrinne trennt uns noch vom Trichter. Diese Rinne wird nach unserer Seite hin von einer 5 Meter hohen, im rechten Winkel angesetzten Felswand begrenzt. Am äußeren Rande dieser Felswand stehen wir,

der Grund der Rinne befindet sich demnach 5 Meter von uns entfernt, doch um ihn zu erreichen, müssen wir uns wieder abseilen, um nach einer genügenden Zahl von Metern in die Rinne pendeln zu können. Ich lasse mich die überhängende Felszone hinuntergleiten. Werde ich es noch schaffen,? Ich seile mich bis auf einen Meter vor den Abbruch des Trichters. Dann stoße ich mich weit ab, segle in die Luft hinaus, pendle im Gegenschwung nach innen, erreiche den Grund der Rinne und verkralle mich an einem steilen herausragenden Felsriff. "Seil nach!" schreie ich zum Siegi, es ist ein Verzweiflungsschrei, denn der Zug droht mich jeden Moment nach hinten wieder aus der Rinne herauszuziehen. Siegi gibt locker. Ich schlage neben dem Riff mit dem Kletterhammer eine kleine Kerbe ins wässrige Eis und stelle mich hinein. Am Seil ziehe ich Siegi dann zu mir herein. Wir sind im Trichter. Im untersten Auslauf, nur merh wenige Meter ist er hier breit und steile, glitzernde E srinnen leiten daraus empor, nach oben wo im Nebl und Schneetreiben jede weitere Sicht sich verliert. Recht wacklig stehen wir beide neben dem kleinen Felsfleckchen, ohne die geringste Sicherkxxx ung. Nur gut, daß wir beide Steigeisen und einen Pickel dabeihaben. Ohne diese Eisausrüstung gäbe es hier nie ein Hochkommen. Während mich Siegi an der Brustschlinge hält, versuche ich mühsam meine Steigeisen anzulegen. Auf meine Finger nehme ich schon keinerlei Rücksicht mehr. Nur noch stellenweise sind sie von weißlicher, aufgequollener Haut bedeckt, die geriffelt ist, so, wie wenn man sehr lange im Wasser geschwommen ist. Große Teile sind aber bereits völlig ohne Haut, hier schaut das schiere Fleisch heraus. Es ist rötlich, also noch durchblutet, das beruhigt mich etwas.

Als ich die Steigeisen anhabe, schlüpfe ich in ein paar völlig durchnäßte, zerrissene Wollhandschuhe. Es kostet Überwindung sie über das rohe Fleisch zu ziehen, aber besser als gar nichts und klettern werden wir ja kaum mehr müssen. Es schneit immer noch unglaublich feucht und dicht. Siegi zieht gerade seine Steigeisen an, während ich ihn festhalte, als plötzlich über uns aus dem Nebel das bekannte Zischeln zu hören ist, das wir die Nacht über so oft gehört haben.

"Lawine", schreie ich den Siegi an und schon flitzen die ersten Schneezungen an uns vorbei. Ich presse mich an die Wand, ziehe den Kopf ein, stemme die Steigeisen in die Kerbe im Eis und packe den Siegi ganz fest an der Selbstsicherung, Immer stärker wird der Druck, den der über uns aufgeschüttete Schneekegel bildet. Wir haben keinerlei Sicherungsvorkehrungen getroffen, stehen wie die Schneider im wahnsinnig steilen Auslauf des Trichters, durch den jetzt die gesammelte Wucht des feuchten Schnees aus dem ganzen Couloir rasen muß. Nur gut, daß wenigstens ich bereits beide Steigeisen anhabe, sonst wäre gar kein darandenken, die

Lawine zu überstehen. Als uns nach endloser Zeit die meterhohen Schneewogen überspülen, hat sich ein meterhoher Schneekegel über uns gebildet. Er wird wieder unsere Rettung. Doch die Laeine will und will nicht aufhören. Langsam wird Siegi mehr und mehr nach unten gedrückt. Er kann ohne Steigeisen dieser Gewalt keinen Widerstand entgegensetzen. Ich habe ihn noch immer an der Brustschlinge, doch ich merke, wie er mir entgleitet. Langsam gehe ich in die Knie. Immer noch rauschen die Schneemassen über uns hinweg, doch die Hauptmenge ist vorbei. Noch einzelne Ausläufer züngeln über uns hinweg, dann ist es wieder ruhig. Nur das Pfeifen des Windes ist zu hören und ein unheimliches Rausehen dringt von unten an unser Ohr, wo die Schneemassen in freiem Fall hunderte von Metern die Nordostwand hinunterstürzen, links von den Terassen das erstemal aufschlagen und sich breit auseinanderstäubend in den hintersten Kessel des Badilegletschers ergießen. Daß wir dort nicht mit hinuntergespült wurden grenzt an ein Wunder.

Und immernoch schneit es, schneit dichter als je zuvor. Siegis Hände fliegen, als er sich die Steigeisenriemen festschnürt. Dann stürmeeich los, aber nur wenige Meter, ich bin bereits zu erschöpft, das Eis ist hart und liegt teilweise nur wenige Zentimeter auf steilen abschüssigen xxxxxxx Platten. Die Zacken kratzen über Fels, ganze Schollen splittern ab und legen den blanken Granit frei. Das Eis ist von der Lawine völlig blankgefegt. Es ist ein ugeheuer gefährliches Gelände. Ich steige wie auf rohen Eiern. Hier ein Fehltritt wäre unverantwortlich. Nach 2o Metern hängen die beiden nassen, vollgesogenen Seile wie Blei an meinem Körper. Schritt für Schritt mache ich und habe das Gefühl eine Zentnerlast nachzuschleifen, die mich unerbittlich in den Abgrund ziehen will. Noch schlimmerwird es, als ich Siegi nachkommen lasse. Nun muß ich diese Zentnerlast mit den Armen nachziehen. Doch wir kommen aufwärts. Sicherung haben wir allerdings schon längst abgeschrieben. Wir wissen genau, wenn wir hier hinaufkommen, dann ist es reines Glück, wozu also noch groß sicherm. Eine fast orientalische Gleichmütigkeit ist bei uns eingekehrt.

Der Schnee wird bereits wieder beängstigend tief. Da kommt auch schon die nächste Lawine. Diesmal sind wir besser darauf vorbereitet, wir haben sie schon erwartet. Sie ist auch nicht mehr so stark, wir sind doch schon etwas höher. Trotzdem ist der Druck wieder beängstigend stark. In der blankgefegten Spur steigen wir weiter aufwärts. Am Ende einer Seillänge bin ich jedesmal völlig fertig. Der ganze Körper zittert ununte brochen wie im Schüttelfrost. Wir haben seit mehr als 24 Stunden keinen trockenen Faden mehr auf dem Leib. Einmal bricht mir eine große Eisscholle aus, icht unter dem Stand, als ich gute 3o Meter über dem Siegi bin. Ich rutsche ab, doch nach zwei Metern kann ich mich selbst abfangen. Dann kommt wieder eine

Lawine. Es will einfach kein Ende nehmen. Doch am zunehmenden Pfeifen des Windes spüren wir, daß der Gipfelgrat nicht mehr allzu ferne sein kann. Durch knietiefen Neuschnee schleppe ich die Zentnerlast meiner Seile die letzten flacheren Meter hinauf zum Ausstieg der Nordostwand. Als ich den Grat erreiche, empfängt mich ein so eisiger Westwind, daß ich sofort wieder etwas zurücksteige und Siegi erst bis zu mir nachkommen lasse. Wir nehmen die Seile auf, gemeinsam treten wir in den Sturm.

Wir sind ziemlich weit rechts ausgestiegen, auf den obersten doch bereits flachen Teil der Badile-Nordkante. Wrir haben keine Ahnung wie spät es ist, wissen auch nicht, wie weit es noch bis zum Gipfel sein kann, das alles interessiert uns auch nicht besonders. Gleichmütig stapfen wir los, in unseren vom eisigen Wind sofort hocksteif gefrorenen Klamotten. Der erstarrte Stoff reibt unmittelbar auf der Haut. Wir umgehen einen Aufschwung, dann führt uns ein steiler Schneehang nach oben. Wir waten durch eine Gufel und stehen plötzlich wenige Meter vor einem Kreuz. Der Gipfel des Piz Badile. Im tiefen Schnee graben wir nach der Gipfelkassette. Mit einem armseligen Bleistift schreiben wir uns ein. Die Nachwelt soll wenigstens erfahren, daß wir den Gipfel erreicht haben. Mit kaum lesbarer Schrift ist eingetragen: Nordostwand, 1.und 2. Juli 1956, Jörg Lehne, Siegi Löw, Jgm. Rosenheim. Dannsteigen wir ab.

Wir wissen nur vage, daß es irgendwo nach Süden hinuntergehen muß. Direkt vom Gipfel aus steigen wir hinunter. Richtung Süden. Doch schon nach kurzer Zeit gelangen wir an einen Abgrund. Wir sehen zwar kaum 2o Meter, doch hier sieht es zu unnahbar aus. Mühsam keuchen wir zurück zum Gipfel. Nun gehen wir den Grat hinunter, der entgegengesetzt der Nordkante weiterzieht. Nach einigen 1oo Metern wird er steiler, schärfer. Enttäuscht kehren wir um. Der Wind peitscht die wenigen Meter Seil, die wir zwischen uns locker gelassen haben fast waagrecht über den Grat hinaus. Längst merken wir es nicht mehr, haben uns daran gewöhnt, daß wir zittern wie Espenlaub. Wir fluchen Himmel und Hölle herbei, wenn wir doch nur eine Minute, ja, nur 1o Sekunden einige 1oo Meter weit sehen könnten. Wir würden unser ganzes, armseliges Hab und Gut dafür opfern. Doch höhnisch peitscht der Wind die Schneefahnen über den Grat. Unsere Augenbrauen sind dauernd von Schnee verklebt, mit den Handschuhen reiben wir ab und zu die Eisklumpen weg um wenigstens etwas zu sehen. Jetzt gehen wir wieder die Nordkante zurück vielleicht geht es von dort vorn, wo wir hergekommen sind irgendwo nach links hinunter. Wir waten über die Stelle hinaus, wo wir aus dem Trichter kamen, so weit, bis die Nordkante abbricht. Wir kehren um. Gehen zurück zum Gipfel und gleich weiter, wieder den ent-

gegengesetzten Grat hinunter, den wir vorhin schon vergeblich versucht haben Wir haben jedes Gefühl für die Zeit verloren.Ohne besondere Empfindungen stapfen wir die Spuren von vorhin wieder hinunter, die allerdings nur mehr ganz schwach zu erkennen sind, der Sturm hat sie schon wieder zugeweht. Vorsichtig klettern wir den Abbruch hinunter vor dem wir kehrtgemacht hatten. Anschließend geht es wieder besser. Wir kommen ganz gut vorwärts. Wieder wird der Grat schmal, wird zum Reitgrat. Die Füße rechts und links angepreßt rutschen wir nach vorn. Senkrecht bricht dort die Kante ab. Schemenhaft unten ein steiles Gratstück. Ich sehe nach. Etwa 5 Haken baumeln noch an meinem Brustgeschirr. Die müssen langen.

"Siegi, es hilft nichts, wir müssen da hinunter, es ist die letzte Chance,"Ich krame den Hammer aus der gefrorenen Hosentasche, ziehe ihn unter den steifen Seilkringeln hervor, schlage den Haken, will das Seil einfädeln. Da reißt der Wind eine Lücke in den Nebelvorhang, gibt den Blick frei auf einen wilden Grat, links und rechts von enormen Felsflanken begrenzt. Schaudernd nehmen wir das Seil wieder auf. Es war ein Wink des Schicksals oder auch der Vorsehung, wie immer man es nennen will. Wir wären mit 5 Haken nie dort hinuntergekommen und kein Mensch hätte uns je auf diesem Grat gesucht.

Wir kriechen bereits mehr, als daß wir noch aufrecht gehen, erneut dem Gipfel zu. Am Kreuz angekommen, beschließen wir nochmal die linke Flanke zu versuchen. Es muß dort einfach hinuntergehen. Wir halten uns diesmal etwas schräger und schon nach kurzer Zeit endecken wir mit wahrem Freudengeheul an einer abgewehten Stelle einen Steinmann. Jetzt dürfen wir nur die Route nicht mehr verlieren und wir können uns bald in der gemütlichen Badilehütte zur wohlverdienten Ruhe niederlassen.

Schnell geht es jetzt abwärts. Auch der Wind läßt nach, die innersten Kleiderschichten tauen wieder auf. Doch das Gelände wird immer steiler. Vorsichtig tasten wir uns über verschneite Schrofen hinunter. Eine Schneerinne nimmt uns auf, führt abschüssig hinuter ins neblige Gebräu. Sie wird immer steiler, wir sind gezwungen zu sichern. Ich steige voraus ab, den Bauch zur Wand trete ich Stufe um Stufe. Nach 4o Metern bricht die Rinne mit einem Eiswulst in senkrechtes Felsgelände ab. Ich quere dicht vor dem Eisfall nach rechts hinaus auf eine kleine Schneekanzel vor einem Schärtchen. Hinter diesem Schärtchen muß der Weiterweg sein, denn gerade hinunter sieht es grauenhaft aus. Ich stehe auf der Kanzel, zeihe lose das Seil ein, während Siegi heruntersprinqt, den Oberkörper stark hangabwärts geneigt, den Rücken zur Wand, Als er noch 5 Meter vor dem Abbruch der Rinne ist, bricht er im tiefen Schnee ein, überschlägt sich und noch ehe ich überhaupt begreife was los ist, saust er auch schon

kopfvoraus die steile Felszone hinunter.

Das Seil wird mir aus der Hand gerissen, rasend schnell spulen sich die auf dem Boden liegenden Kringel ab. Ich packe die Seile, wo ich sie erwische, willSiegis Sturz halten, doch als der Ruck kommt, reißt es mich in den Schnne der kelinen Kanzel. Ich liege am Boden, verkrampfe meine Finger um die Seile, doch die zieht esnur brennend durch meine Hände. Ich kann den Sturz nicht stoppen. Verzweifelt starre ich auf meine Hände, durch die noch immer unaufhaltsam das Seil läuft. Das Verkrallen meiner Finger bewirkt nur gerade so viel, daß ich langsam aber unweigerlich über den Rand der Schneekanzel hinausgezogen werde. Mit dem Oberkörper hänge ich schon in der Luft, die Füße rudern nach dem Gleichgewicht und immer noch starre ich wie hypnotisiert auf meine Hände und habe immer nur den einen Gedanken: halten, halten, halten, halten, ich mag ihn wohl tausendmal gedacht haben in diesen wenigen Sekunden in denen sich alles abgespielt haben mag, mir ist jeder Zeitbegriff für dieses Ereignid entfallen, auch der weitere Abstieg noch so gespenstisch, daß ich mir nie eine vollkommen klare Erinnerung an diese Situationen bewahrt habe. Als vielleicht nur noch zwei Meter Seil lose sind, ehe der Ruck des sich endgültig straffenden Seiles mich über die Wand hinausschleudern muß, stoppt das Seil in meinen Händen. Ich habe den Freund gehalten!

363

"Siegi!" gellt mein Schrei hinunter in den nebelverhangenen Abgrund und immer wieder "Siegi!" Endlich tönt ganz schwach Antwort. Er ist am Knie verletzt, aber er kann noch gehen. "Du mußt schauen, daß du da wieder heraufkommst." Ich straffe ein Seil, an dem sich Siegi heraufzieht, mit dem anderen sichere ich ihn ab. Wenn er irgendwo stehen kann, ziehe ich beide Seile straff. Nach einer unendlich langen Zeit steht er endlich bei mir heroben. Der Miniskus ist hin.

Humpelnd, doch ohne Wehklagen quert er das schmale schneeband hinaus zum Schärtchen. Schaut drüben eine Weile hinunter und kommt zurück. Da gehts nicht, wir müssen da hinunter, wo er eben mühsam unter Aufbietung des ganzen Willens mit seinem kaputten Knie sich heraufzog. Ich lasse ihn gleich so an den Seilen wieder hinunter. Dann schlage ich einige Haken und seile mich ab, über die vereiste, fast senkrechte Felswand, die Siegi vorher fast 4o Meter hinunterstürzte. Am Ende der Abseillänge stehen wir in einem winzigen Schneefleck, der hier in die steile Wand eingelagert ist. In ihn war Siegi vorher gestürzt und steckengeblieben. Ich hatte mir lediglich eingebildet, ihn gehalten zu haben.

Mit Müh und Not bekommen wir die Seile flott, steigen weiter abwärts. Wir kommen tiefer, der Neuschnee wird weniger, allmählich geht das Schneetreiben in Regen über, in schweren, klatschenden Schneeregen zuerst, dann in strömenden Landregen. Wieder seilen wir uns ab, der Abseilhaken steckte.

Wir haben auchkeinen mehr. In dem Kamin, durch den wir uns 4o Meter seilen, merken wir, daß es schon dämmerig ist. Als wir die Seile abziehen wollen, rühren sie sich keinen Zentimeter. Wir klettern wieder etwas empor, ziehen wie die Stiere, es ist umsonst. Also ohne Seil hinunter. Es geht ganz gut, doch es wird rasch dunkel. Da sehen wir dicht unter uns den verschneiten Gletscher. Nur noch eine steile, etwa 2o Meter hohe Felsrinne trennt uns von ihm. Hier müßte man abseilen.

"Da könne iwr auf dem Hintern runterrutschen", sage ich zum Siegi. Die Fähigkeit, das Gelände richtig einzuschätzen ist mir im Anblick des nahen Gletschers völlig verlorengegenegen. Es geht mir etwa so wie dem Autofahrer, dersuf der Autobahn stundenlang hundertachzig gefahren ist und sich wundert, daß er in der Ausfahrtkurve mit 12o aus der Bahn getragen wird, da er doch meinte fast im Schritt zu fahren. Siegi erkennt das besser. Er klettert ab. Halb schafft er es auch, dann stürzt er, doch ohne sich erneut zu verletzen, landet er im tiefen Schnee neben der Randkluft."Komm runter," ruft er, "aber paß auf". Doch ich sitze schon auf dem Hosenboden und beginne zu rutschen. Es beginnt im Nu eine sausende Fahrt, und schon bleibe ich mit einem Steigeisenzacken hängen, es überschlägt mich nach vorwärts, mit einem mächtigen Salto mortale lande auch ich im weichen tiefen Schnee. Einen Steigeisenzacken habe ich mir tief in die Wade gestoßen, es blutet aber kaum.

Wir sind unten, gerettet. Angeseilt gehen wir den Gletscher hinaus. Jetzt gilt es die Badile-Hütt zu finden, die dort unten irgendwo stehen muß. Es ist fast völlig dunkel. Der Regen rauscht. Wir gehen talaus. Hoffentlich hört man uns! Wir bleiben immer wieder stehen, legen die Hände trichterförmig an denMund und brüllen: "Halloo, halloo!"Dann lauschen wir angestrengt. Die auf der Hütte werden uns schon hören und antworten, doch nur das Echo kommt gespenstisch und vom Wind verzerrt zurück.

Mit dem Moment, mit dem ich im Gletscher stand, war meine Willenskraft zu Ende. Das Gefühl aus der absoluten Gefahrenzone zu sein, raubte mir die Konzentration. Ich torkle in weiten Schlangenlinien hinunter, so wie wenn ich total betrunken wäre. Falle auf ebenen Stellen immer wieder hin. Als Siegi besorgt fragt, was mit mir sei, kann ich ihm bereits nicht mehr klar antworten. Ich rede völlig konfuses Zeug, plappere dauernd vor mich hin, rede wie im stärksten Delirium, weiß aber ganau, daß ich wirr rede. Mein klarer Geist schwebt gleichsam einen Meter über meinem Körper und dem, was von Geist noch in ihm ist. Es ist bereits eine völlige Trennung vorhanden und ich bin mir dieser Trennung bewußt. Als kritischer Beobachter schaue ich zu, wie mein Körper da unter mir dahinstolpert und sinnlose Worte ausstößt. Ich bin mir aber auch gleichzeitig des gespenstischen der ganzen Situation klar, weiß, daß ich einfach am Ende bin, daß es nur

noch eine Sache weniger Stunden sein kann, daß ich weg bin, erledigt.

Wir kommen auf die Moräne. Siegi schreit immer noch, doch es wird ihm keine Antwort. Der Schnee hat aufgehört. Als ein etwas überhängender Block kommt, setzen wir uns darunter. Siegi hat, als wir den Gletscher verließen uns beiden die Steigeisen abgenommen und die Seile abgebunden. Die ganze Nacht sitzen wir unter dem Block, wir müssen uns mit den Füßen an einem gegenüberliegenden Stein abstützen um unter dem Überhang Schutz zu finden vor dem pausenlos strömenden Regen. Wir kauern so, als ob wir in einem geneigten Kamin stemmend biwakieren würden. Mein Körper lallt unablässig vor sich hin. Siegi fleht mich an aufzuhören, mein klarer Geist versteht ihn und will ihm darauf antworten, doch er hat keine Stimme, die gehört dem Körper, auf den er keinen Einfluß merh hat. Gegen Mitternacht wird die Distanz zwischen Geist und Körper geringer, allmählich hört der Körper auf zu faseln. Als die Morgenkühle uns durchschauert, bin ich wieder normal. So unwahrscheinlich es ist, trotz des saumäßigen, von Krämpfen und Kälteschauern unterbrochenen Biwaks erholte ich mich wieder einigermaßen.

364 Als es hell wird, brechen wir auf. 2oo Meter rechts von uns steht die Badilehütte. Als wir sie erreichen, stellen wir fest, daß sie zugesperrt ist. Langsam, so als ob wir einen gemütlichen Spaziergang machten, gehen wir hinunter ins Tal. Siegi humpelt, auf den Pickel gestützt. Der Regen strömt auf uns herab. Uns ist das gleich. Serpentine um Serpentine kommen wir tiefer. Schon fast im Tal stoßen wir auf eine Alm. Dei Hirten melken gerade die Kühe. Über einem offenen Feuer brodelt ein riesiger Kessel Milch. Wir fragen, ob wir etwas trinken dürfen. Sie sehen uns an, "si, si" sagen sie. "Badile?" fragt einer nach einiger Zeit. Wir nicken nur mit dem Kopf. Das genügt ihnen, sie stellen keine weiteren Fragen, finden es anscheinend als ganz selbstverständlich, daß bei so einem Wetter zwei halbe Leichen fast ohne Gepäck nur mit einigen Karabinern umgehängt vom Badile herunterkommen. Nur als sie unsere Hände sehen, sind sie etwas perplex.

Die heiße Milch tut uns gut. Etwas gestärkt gehen wir weiter. Als wir wenige Meter vor der ebenen Talsohle um eine Wegecke biegen, wären wir beinahe mit zweien von unseren Freunden zusammengestoßen, die mit blankem Oberkörper und Regenschirm angestürmt kommen. Sie wollten nach uns schauen, die übrigen sind schon heimgefahren, eine Rettungsexpedition zu organisieren.

Jugend am Berg, 3. Jg. H.4 1957

(Badile Nordostwand)

Das Gefängnis der Nacht

Ich darf den Ellenbogen nicht anheben, es ist gut, wenn die nassen Kleider gleichmäßig am Körper anliegen. Jede Bewegung verursacht zusätzliche Kälteschauer. Ich darf den Ellenbogen nicht anheben, denke ich, aber ich könnte sonst die linke Kaminwand berühren. Man sieht nicht die Hand vor den Augen, und doch fühle ich die Enge unseres Platzes körperlich.

„Siegfried, wie spät ist es?" frage ich den Freund unvermittelt. 10 Uhr ... Doch schon so spät? Aber wir sind ja auch geklettert, solange es ging. Den ganzen Tag, durch ein Inferno von Sturzbächen. Und den senkrechten Aufschwung über uns habe ich auch noch erklettert, bei völliger Dunkelheit und im strömend einsetzenden Regen. Morgen brauchen wir uns nur an den Seilen hinaufzuziehen, bestimmt ist die Stelle dann vollkommen vereist.

Immer heftiger wird das Knattern auf unserem Zeltsack. Das Geräusch der auffallenden Tropfen dröhnt mir bereits in den Ohren, und es ist doch erst eine halbe Stunde her, daß wir unter der schützenden Hülle Zuflucht gesucht haben. Trrrrrt ... wie Maschinengewehrfeuer, denke ich. Ob die Soldaten auch so ein Gefühl hatten, in ihren Schützenlöchern? Das Gefühl des Ausgeliefertseins, des willenlosen Ausgeliefertseins an ein gnädiges oder auch weniger gnädiges Schicksal? Trrrrrt ... knattern die Tropfen auf der Perlonfolie. Ist das noch Regen? Nein, es sind Graupelkörner, dicke schwere Graupelkörner. Durch ein Loch im Zeltsack leuchte ich hinaus mit unserer kleinen Taschenlampe. Ein winziges Segment schneidet der Lichtstrahl aus der kohlschwarzen, unendlichen Nacht; und dies Segment ist angefüllt mit einer weißen, gleitenden, fließenden, fallenden Masse. Noch nie habe ich so dichte Graupelschauer erlebt. Ich harre wieder auf meinem Tritt, halb hänge ich mich mit der Brust in die Selbstsicherung, um den Fuß zu entlasten, mit dem ich auf dem abschüssigen Tritt stehe, daneben der Fuß des Freundes. Die Graupel knattern. Gut, daß ich das senkrechte Kaminstück noch erklettert habe, so brauchen wir uns nur an den Seilen aufzuziehen. Doch unsere Hände sind bereits jetzt nur noch weiße, ausgelaugte Lappen.

„Ob wir morgen durchkommen?" Etwas Bangigkeit schwebt in meiner Frage. Ganz bestimmt, hat der Freund gesagt; ob er selbst so fest daran glaubt? Jetzt bin ich mit meinem Fuß schon zweimal abgerutscht. Gut, daß die Selbstsicherung so kurz ist. Wir müssen den Schnee wegräumen, der sich zwischen die Wand und den Zeltsack vor unserer Brust gesetzt hat. Das Gurgeln des Baches, der bisher an und über und zwischen uns im Kamingrund vorbeifloß, ist leiser geworden. Die Kälte ... Wir klappern bereits beide hörbar mit den Zähnen. Gut, daß man den Schüttelfrost, der den Körper allenthalben überfällt, nicht hört

Ob die Freunde unten in der Hütte schon ins Bett gegangen sind? Vielleicht sind sie noch auf. Ob sie an uns denken? Bestimmt denken sie an uns. Und daheim? Die Eltern? Sie machen sich kaum Gedanken. Vielleicht ist dort das schönste Wetter. Doch was ist das? Es braust auf mich herab, schiebt sich zwischen Brust und Kamingrund, wirft mich aus dem Stand, legt sich wie mit Zentnerlast auf meine Schultern. Ich ersticke! Es ist furchtbar, ich ersticke! Doch der Druck legt sich plötzlich, ich kann wieder atmen. Eine Graupellawine ist durch den Kamin gefegt.

Wir haben den Schnee abgeschüttelt und weggeräumt, so gut es ging. Ich stehe wieder mit einem Fuß auf dem abschüssigen Tritt, neben mir der Fuß des Freundes. Wenn er nicht wäre, könnte ich beide Füße aufsetzen. Wie wird der Gipfeltrichter aussehen? Ob der Schnee hält? Gut, daß der Freund dabei ist, wenn ich auch nur einen Fuß aufsetzen kann.

„Wie spät ist es, Siegi?" 11 Uhr! Um 5 Uhr können wir vielleicht schon weitergehen. Der Kamin wird oben bestimmt breiter, dorther ist die Lawine gekommen. Wann kommt die nächste? Trrrrrt ... knattern unbaumherzig die Graupel auf unserem Zeltsack.

„Viel zuviel Schnee und Eis", haben sie gesagt, die vier Schweizer, die wir gestern beim Aufstieg zur Sciora-Hütte getroffen haben. Sie waren an der Nordkante und hatten umgedreht. Wie wir uns nach den Verhältnissen der Nordostwand erkundigt haben, haben sie uns nur mitleidig angeschaut. Im Juni die Badile-Nordost, bei diesen Verhältnissen, das ist wirklich nicht mehr wert als ein mitleidiges Lächeln. Aber nein, der eine hatte nicht gelächelt auf unsere Frage. Sah er es uns an, daß wir es ernst meinten? Sah er das Verlangen in unseren Augen, nach Höhe, nach Fels und Abenteuer? Nein, der eine hatte nicht gelächelt.

Wieder sind zwei Lawinen über uns hinweggegangen. „Ob wir morgen durchkom-

men?" hat mich der Freund gefragt, und etwas Bangigkeit hat aus seiner Stimme geklungen. Ganz bestimmt, habe ich gesagt. Gleich oben kommt die Querung zum Trichter, dann die Abseilstellen, und den Trichter schaffen wir auf alle Fälle. Ich glaube, er hat die Unsicherheit in meiner Stimme überhört.

Trrrrrt... das pausenlose Geknatter der Graupeln, das Orgeln des Sturmes, der sich an den Kaminwänden bricht, und das Gurgeln des rinnenden Wassers sind ständig zermürbend im Hintergrund meiner wild schweifenden Gedanken. „Die Piz-Badile-Nordostwand, die solltet ihr auch machen", so hatte der Hermann gesagt, voriges Jahr nach der Capucin-Ostwand, „sie ist eine meiner schönsten Genußklettereien." Wir waren faul in der Sonne gelegen, droben am Col du Géant, und hatten nur ab und zu hinübergeblinzelt zum bunten Gewimmel der skilaufenden Italiener. Damals waren wir glücklich gewesen, fast wunschlos glücklich, denn es lockte tief im Innern bereits wieder die Noire, mit ihrer herrlichen Westwand. Aber welcher Bergsteiger ist wunschlos? Er wäre kein Bergsteiger mehr, mit gestillter Höhensehnsucht. Sie kann zurückgedrängt werden durch anderes Erleben, aber einmal wird sie wieder zum Durchbruch kommen.

„Wie spät ist es, Siegi?" Der Freund klappert die Antwort: 1 Uhr. Jetzt sind sie unten in der Sciora-Hütte bestimmt schon im Bett. Wie gern wäre ich jetzt bei ihnen, und gestern Nacht, als ich wach in den Decken lag, da habe ich gestöhnt über die Hitze, und meine Gedanken weilten bereits oben in den abschüssigen, nassen Plattenfluchten der Badile-Nordostwand.

„Die solltet ihr unbedingt machen, meine schönste Genußkletterei", und ich hörte nur mit halbem Ohr hin, denn gegenüber sonnten sich viele junge Italiener, Männlein und Weiblein, und ein sehr junges, sehr gut gebautes Weiblein hatte das Hemd ausgezogen, und ich betrachtete angelegentlich ihr dünnes, zerrissenes Trikot. Trotzdem ein netter Anblick. Später hat ihn der Freund auch noch photographisch festgehalten, und von ihr ein Lächeln geerbt, von den männlichen Begleitern eine Fülle unfreundlicher Blicke. „Meine schönste Genußkletterei." Trotzdem waren die Worte hängengeblieben. Und jetzt: Trrrrrt... knattern die Graupeln, brausen die Lawinen durch den engen Kamin, gurgelt überall das rinnende Wasser, trotz der Kälte.

„Wie spät ist es, Siegi?" 3 Uhr! Er hat die Taschenlampe angeknipst. Er versucht mich anzulächeln, es huscht nur ein verzerrtes Grinsen über sein nasses, verfrorenes Gesicht. Der Zeltsack ist miserabel. Auch innen rinnt überall das Wasser. Trotzdem, im Schein der Taschenlampe ist alles gleich viel heimeliger, die grausige Umwelt ist gleichsam ausgeschaltet. Doch wir müssen die Batterie schonen. Jetzt ist es wieder dunkel. Und viel stärker knattern die Graupeln, orgelt der Wind, gurgelt das Wasser. Wir sind wieder eins mit der entfesselten Natur, die Lichtschranke ist gefallen.

Ob wir morgen durchkommen? Sind die Verhältnisse so, daß es überhaupt menschenmöglich ist? Immer wieder kreisen meine Gedanken um diesen einen Punkt, endlos hintereinander; 10mal, 50mal, 100mal: werden wir durchkommen? Bei Licht habe ich meine Hände betrachtet. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man mit weißen aufgequollenen Lappen noch klettern kann Ob wir durchkommen? Da dröhnt ein Poltern in meine Gedanken. Ich erstarre vor Schreck. Von hoch oben rast es herab, eingezwängt zwischen die Kaminwände, kommt immer näher, Eis- oder Steinschlag. Und mitten im Kamin hängen wir... wir... wir... Da pfeifen auch schon die ersten Brocken an uns vorbei. Plötzlich ein mächtiger Schlag im Rücken, es reißt mich aus dem Stand, das Ende... das Ende? Ich bekomme wieder Luft, hänge noch an den Seilen. Es ist nichts gebrochen, auch nicht beim Freund. Trrrrrt... knattern die Graupeln, orgelt der Wind, gurgelt das Wasser, ich kann alles hören, liebe vertraute Geräusche.

„Siegi, wie spät ist es?" 1/25 Uhr! Draußen wird es langsam hell. Bald können wir weitergehen. „Siegi, wie geht es dir?" Gut! „Und dir?" Gut. Können wir weitergehen? Ob es ihm wirklich gut geht? Mir geht es hundsmiserabel. Ich zittere am ganzen Körper, dauernd, seit Stunden. Doch draußen wird es immer heller. Ob wir heut durchkommen? Einziger Gedanke einer weiteren Stunde.

„Siegi, wie spät ist es?" 1/26 Uhr! Wir werfen den Zeltsack weg, er ist nur noch ein formloser Fetzen. Die Umgebung ist trostlos. Dicker Nebel. Eis, Schnee, Wasser, glitzernde, weiße, nasse Kaminwände, ein schneidend kalter Wind. Doch es graupelt nicht mehr, leise fallen große weiße Flokken, Schnee. Doch ins undurchdringliche Grau des Nebels laufen die vier Seile, laufen senkrecht hinauf über den total vereisten letzten Kaminaufschwung. Sie sind unsere Rettung aus dem Gefängnis dieser Nacht. Ob ich hinaufkomme, mit diesen Händen? Ein letztes Zögern. Entschlossen kralle ich zwei weiße, zerschundene Fetzen um die vereisten Seile... „Siegi, es geht..."

Jörg Lehne

Personenbuch

DAS UNMÖGLICHE WAR MÖGLICH

Zur ersten Durchsteigung der Großen Zinne-Nordwand

Mitten in der Bergsaison 1958 horchten die alpin-interessierten Menschen auf. Zuerst waren es zaghafte Meldungen vom Gipfel „des Lavaredo", die durch den Blätterwald der „Pflasterpresse" gingen. Eingeweihte wußten, daß es nur die Große Zinne in den Sextener-Dolomiten sein konnte. Aber man bekam Zweifel, denn eine Zeitung, die man sogar schon um zehn Pfennige kaufen kann, setzte in beachtlich großen Lettern dem Laien vor die Nase, daß es vier Bergsteigern gelungen sei „. . . zum erstenmal einen der drei gigantischen Eisklötze über eine 600 m hohe glatte Wand zu bezwingen."

Man muß über die Phantasie jener Zeitungsmenschen wirklich staunen, und selbst berühmte Tageszeitungen, die regelmäßig eine Bergsteigerseite bringen, ließen sich auf den „Lavaredo-Gipfel" ein! Das ändert jedoch nichts an der überwältigenden Tatsache, daß die 550 m hohe Nordwand der Großen Zinne erstmals in direkter, idealer Linienführung durchstiegen worden ist.

Die ersten ernsthaften Versuche, diesen eindrucksvollen Wandteil zu durchsteigen, sind im Sommer 1957 bekannt geworden. Der Hauptbelagerer war damals Dieter Hasse aus Berlin mit Peter Voigt. Zu dieser Seilschaft gesellten sich später Sigi Löw, Jörg Lehne, Toni Reiter und Willi Zeller, der wenige Wochen später im wilden Kaiser abstürzte. Die Kletterer unternahmen mehrere Versuche an der gelben, meist überhängenden Wand, bis sie schließlich in 160 m Höhe wegen schlechtem Wetter zurück mußten. Bevor Dieter Hasse wieder in seine Heimatstadt zurückkehrte, sagte er, daß es im kommenden Sommer nichts anderes gäbe, als die Durchsteigung neuerdings zu versuchen. Und nun ist sie endlich Wirklichkeit geworden, nach großen Opfern und härtestem Einsatz.

Am 6. Juli sind Lothar Brandler (Dresden, jetzt München) und Dieter Hasse als erste Seilschaft eingestiegen. Schon um die Mittagszeit erreichten die beiden den höchsten bisher berührten Punkt. In abwechselnder Führung kletterten sie weiter bis zu einem kleinen Band unter einer großen Verschneidung, wo sie das erste Biwak einrichteten. Pepi Reider, der Wirt der Drei-Zinnen-Hütte, der selbst begeisterter Kletterer ist, schickte den beiden heißen Tee usw. an einer langen, herabgelassenen Reepschnur hinauf!

Einen Tag später, am 7. Juli, kletterten Jörg Lehne aus Rosenheim und Sigi Löw aus Salzburg nach, worauf sie ihre Kameraden am gleichen Abend erreichten. Natürlich ließ die erste Seilschaft alle Haken stecken, damit für die Nachfolgenden ein rasches Höherkommen gegeben war.

Nach einem gemeinsamen Biwak übernahmen am 8. Juli Löw und Lehne die Führung. Es erfolgte in der großen Verschneidung ein Biwak. Und nach einem weiteren Tag härtesten Einsatzes erreichten die zwei Seilschaften am 10. Juli um 12.00 Uhr den Gipfel der Großen Zinne — verständlicherweise völlig erschöpft.

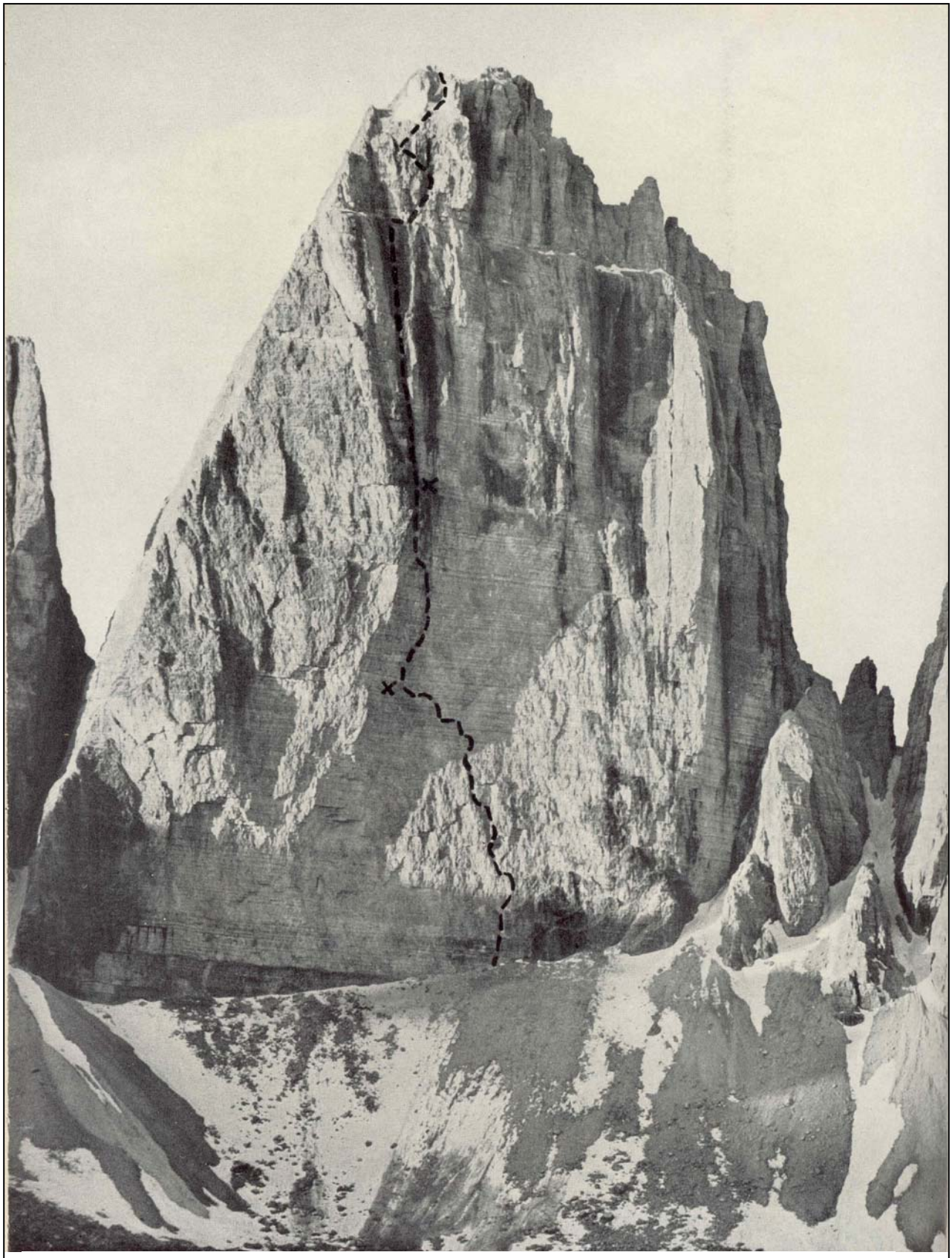
Es wurden 180 normale Haken, 14 Bohrhaken, 25 Karabiner, Doppelseil, Steigschlingen und eine 300 m lange Reepschnur verwendet. Das sind die sachlichen Angaben von der Lösung des letzten großen Problems im Gebiete der Drei Zinnen.

Wie im vergangenen Jahr, zeigten auch diesmal die italienischen Bergsteiger größtes Interesse an diesem Unternehmen.

Lino Lacedelli, einer der beiden K 2-Besteiger, äußerte sich, daß bei der Begehung „Batterie-Strom-Bohrer" verwendet worden seien, was als „unsportlich" angeprangert werden müsse. Es ist doch interessant, daß Lacedelli, der bekanntlich in Cortina seinen Wohnsitz hat, zu dieser Feststellung kommen kann. Er hat dies insofern treffend gesagt, denn „sportlich" war es auf keinen Fall, weil Bergsteigen mit Sport überhaupt nichts zu tun hat. Und wenn Lino Lacedelli dabei lediglich einer

Willi Zeller †

Der BERGKAMERAD war schon in der Druckmaschine, da erreichte ihn die schreckliche Nachricht, daß Willi Zeller aus Ruhpolding im Wilden Kaiser tödlich abgestürzt ist. Genaues liegt noch nicht vor, nicht einmal, in welcher Kaiserwand sich dieses neue furchtbare Unglück zugetragen hat. Mit Willi Zeller ist einer der jüngsten und zugleich tüchtigsten Bergsteiger von uns gegangen. Noch Wochen vor seinem letzten Gang konnte er in den Dolomiten, bei der Durchsteigung schwieriger und schwierigster Führen, Großes erleben — aber seine Liebe zu den Bergen konnte nur kurz aufflammen, sein Herz nur auf wenigen Gipfeln schlagen . . .



Tafel 8: Große Zinne – direkte Nordwand. × Biwakplätze (Ghedina)

Personenbuch

DIETRICH HASSE, JÖRG LEHNE und WILLI ZELLER †

Die direkte Nordwand der Großen Zinne

Vorgeschichte und erste Versuche

Von Dietrich *Hasse* und Willi *Zeller* †

LOTRECHT BRICHT DER Fels unter uns ab. 200 Meter tiefer liegt das Kar. Langsam und schwer gleitet das Seil durch Maxens Finger. Nun wird es leicht. Endlich dürfen wir rasten. — Mit Max Innerkofler stehe ich (Dietrich Hasse) auf schmalem Band zwei Seillängen unterm „Italienerbiwak" der Großen-Zinne-Nordwand.

Vor kurzer Zeit noch saßen wir gemütlich in der Drei-Zinnen-Hütte. Zufall, daß wir heute schon so früh zurück gewesen sind. Plötzlich war einer hereingestürmt: „Drüben in der Nordwand sind welche in Bergnot! Einer hängt frei am Seil." Wir hatten alles stehen- und liegenlassen und waren nur mit dem Nötigsten davongestürmt. Seither hat es nicht einmal zum Verschnaufen mehr Zeit gegeben. — Jetzt wissen wir die beiden in Sicherheit. Wir waren gerade noch zurechtgekommen. Und gut, daß die aus Cortina gerufenen „Scoiattoli" mit ihrem Jeep so rasch heraufgefahren sind. Sie haben die unteren Seillängen für Abtransport und Rückzug vorbereitet und uns damit die Geborgenen samt allen weiteren Sorgen abgenommen. Jetzt haben wir Zeit.

Längst ist es Nacht geworden. Nur das Wetterleuchten eines fernen Gewitters wirft ab und zu für Augenblicke einen grellen Schein in die Wand. Unten, ganz tief und scheinbar endlos weit, am Fuße der Wand, glimmt eine Laterne. — Unsere italienischen Kameraden haben gute Arbeit geleistet. Gegen 23 Uhr sind wir aus der Mauer. In der Zinnenhütte verleben wir mit den Cortinesern noch eine fidele Stunde.

Obgleich ich die alte Nordwandroute der Großen Zinne schon von zwei Durchsteigungen her kannte, habe ich nie zuvor so viel Gelegenheit und Muße gehabt wie an jenem Bergungsabend, hinüberblickend durch die gelben Abbrüche im Gipfellot die Ideallinie eines direkten Wegverlaufs zu ziehen. — Nicht etwa, daß mir der Gedanke eines solchen Durchstiegs neu gewesen wäre. Seit damals, da ich daheim im Elbsandsteingebirge ein Bild der Drei Zinnen vor mir hatte und von einem Freund erfuhr, wo die Comici-Dimai-Route hinaufführt, ist mir die Idee einer „Direkten" eigentlich nie mehr ganz aus dem Kopf gegangen. Freilich dachte ich seinerzeit nicht im entferntesten daran, daß es gar mir einmal vergönnt sein könnte, zur Lösung dieses märchenhaften Problems beizutragen. Ich meinte, es müßte ganz einfach etwas unvorstellbar Schönes sein, wenn eine solche Wand in Gipfelfallinie zu durchsteigen wäre. — Jahre später, als ich zum erstenmal selbst unter der beeindruckenden Wandflucht stand, bekam das Hirngespinst meiner „Direkten" zwar einen gehörigen Knacks. Nachdem ich sie jedoch wieder und wieder zu Gesicht bekommen, nahm die Idee allmählich erneut Gestalt an. Die Bergung schließlich brachte nur den notwendigen Entschluß: Es sieht wohl unmöglich aus; aber eine Entscheidung kann allein der Versuch herbeiführen. Auf alle Fälle lohnt es, den Versuch zu wagen! —

Je näher das Frühjahr 1957 rückt, desto eifriger bin ich bemüht, alles, was sich an Zinnenwandbildern auftreiben läßt, in die Hände zu kriegen. Stundenlang sitze und brüte ich über meinem Geheimnis, von dem ich nicht weiß, daß sich auch andere schon damit beschäftigt haben. Es muß möglich sein, sagen mir die Bilder, und der Mut wird riesengroß. —

Erst da wir unter ihr stehen, wir schreiben einen der letzten Julitage 1957, fällt mir das Herz wieder jäh in die Hose. — In welcher Hochstimmung ich noch kurz zuvor in

München Peter Voigt für meinen Zinnenplan geworben! In aller Stille haben wir gekauft, was uns Spezielles nötig schien. 120 Haken aller Art, einige Seilstücke für Tritt- und Sicherungsschlingen, ein paar neue Karabiner und eine 150 m lange Perlonreepschnur von 2 mm Stärke. Seile, Zeltsack, eine Handvoll alter Haken, darunter sieben noch nie verwendete Steckhaken mit dem dazugehörigen Bohrer, und was sonst noch sein muß, waren bereits vorhanden.

Peter, der daheim im Elbsandsteingebirge eine Anzahl der schwierigsten Touren mitgegangen war, wohnt seit Anfang des Jahres in München. Vor Monaten haben wir uns für den gemeinsamen Sommerurlaub verabredet. In den Nördlichen Kalkalpen ist Peter bereits gut eingestiegen. Inzwischen liegen auch einige gemeinsame Dolomitenfahrten hinter uns. Sie haben den Gefährten mit dem hiesigen Gestein vertraut gemacht. Jetzt aber lastet der Schatten unseres größten Zieles, der Zinnen-Nordwand, über uns. So unmittelbar vor dem geplanten Einstieg wirkt ihr gelber Fels mit seinen Riesendächern noch mal so glatt, so überhängend und noch mal so abschreckend. Peter, der zum erstenmal unter der Zinnenwand steht, will nun von geteilter Führung nichts mehr wissen. Ich kann's ihm nicht verdenken. Mir ging es das erstemal ja ähnlich. Nachsteigen alles, sagt der Freund, aber bitte nicht vornweggehen müssen! – Ja, es sieht tatsächlich kaum möglich aus. Und wir zu zweit? Wir müßten zu viert sein! Zu viert könnten wir's mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen.

Am Abend erzählen wir Pepi Reider, dem Wirt der Drei-Zinnen-Hütte, von unserem Plan. Seit der Bergung im vergangenen Jahr habe ich bei ihm einen guten Stand, und er ist auch gleich ganz bei der Sache. – Die „Scoiattoli" haben auch schon einmal probiert, hoch in die große Verschneidung der Gipfelfallinie zu gelangen, aber weiter links. Sie haben's aufgegeben. Zu viert müßt ihr sein, ist richtig. Nehmt die beiden da drüben vom Nebentisch mit in eure Gemeinschaft, rät uns Pepi. Sie haben während der letzten Wochen hier und anderwärts eine Anzahl der schwierigsten Touren durchgeführt, gehen fabelhaft sicher und sind gute Kameraden. Bestimmt halten sie bei euch mit. – Pepi erzählt uns noch eine Menge Gutes von den beiden Bayern, Willi Zeller aus Ruhpolding und Toni Reiter aus Reit im Winkl, die am Tisch da drüben sitzen. Sie scheinen wirklich zünftige Burschen zu sein. So wollen wir sie ein wenig näher kennenlernen.

Darüber und über das erste Einsteigen in die Wand schreibt Willi Zeller in seinem Fahrtenbuch:

„Am Abend (1. 8. 1957) sitzen wir mit Dieter Hasse und Peter Voigt – zwei Bergsteiger aus Dresden – zusammen und schmieden Pläne; auch die Durchsteigung der direkten Nordwand der Großen Zinne kommt zur Diskussion. Am Ende steht das Ergebnis, daß wir beschließen, übermorgen die ‚Direkte-Zinne-Nordwand' zu versuchen. Ich würde zwar lieber die ‚Direkte' der Westlichen Zinne-Nordwand probieren; aber ich bin mit meinem Vorschlag leider allein. Auch Toni will davon nichts wissen, und so bleibt es dann bei der Großen.

Noch am gleichen Abend richten wir unsere Sachen her. Dieter und Peter haben weit über 100 Haken dabei, die unserer Schätzung nach reichen müßten. Auch unsere Biwaksachen sind tadellos. Überhaupt sind wir mit unserer Ausrüstung zufrieden. Wir rechnen mit vier Biwaks, also fünf harten Klettertagen in der Wand, welche an Steilheit und Kühnheit in den Alpen einmalig dasteht. Übermorgen wollen wir einsteigen.

2. 8. 1957. Erst um zehn Uhr stehen wir auf. Am Nachmittag gehen wir rüber unter die Wand und sehen uns unser Vorhaben an. Am Abend wird nochmal richtig gegessen, und dann geht es gleich ins Lager. – Lange kann ich nicht einschlafen. Meine Gedanken sind immer in der Wand. Aber am Ende trägt doch der Schlaf den Sieg davon.

3. 8. 1957. Es ist 3 Uhr 30 morgens. Herr Reider, der Hüttenwirt, kommt leise ins Massenquartier und weckt uns wie verabredet. Dieter ist schon wach. Wir wecken Toni und Peter, packen unsere Rucksäcke auf und gehen runter in die Küche. Die Fürsorge von Herrn Reider ist einmalig. Er hat schon alles für das Frühstück hergerichtet.

Auf dem Weg zur Wand sind wir sehr schweigsam. Jeder hängt seinen Gedanken nach. Es ist noch finster. Wir können nur die dunklen Umrisse der Zinnen erkennen, die so gewaltig wie Dome dastehen. Was wird uns die mittlere in den nächsten Tagen wohl bringen? Ist ihre Nordwand direkt überhaupt zu erklettern, oder ist sie unmöglich? Wird es uns genauso gehen wie den Bergführern aus Cortina, die nach zwei Seillängen die Nase voll hatten, oder haben wir mehr Glück und Ausdauer? Alles liegt noch vor uns im Ungewissen.

Wir queren unter der Wand. Vorbei an der Stelle des gescheiterten Versuchs der Cortineser zu unserem Ausgangspunkt. Drüben am Monte Cristallo wird es langsam hell. Wir haben unsere Sachen aus den Rucksäcken genommen und richten alles zusammen. Dieter hat sich bereits angeseilt. Er nimmt die erste Seillänge in Angriff. Wir haben beschlossen, in zwei zusammengehängten Seilschaften zu gehen. Dieter und ich werden uns im Führen abwechseln, während Peter und Toni für den Nachtransport sorgen.

Nach mehreren Steigbaumversuchen kann Dieter endlich einen Haken anbringen. Er hängt eine Schlinge ein, steigt hinein, schlägt noch einen Haken und gelangt so in einen gut zu kletternden Riß. Dieter klettert sehr sicher. Er verwendet zur Sicherung einige Knotenschlingen, welche er nach Sachsenart im Riß verklemmt, und ist nach zirka zwei Stunden am ersten Standplatz. Dann kann ich nachkommen. Ich hänge das Seil von Toni und Peter in die Karabiner ein und bin bald bei Dieter.

Nun komme ich dran mit Führen. Geradewegs steige ich weiter. Es geht gut, frei zu klettern. Bald muß ich ein wenig nach rechts um eine sehr wacklig aussehende Felsplatte ausweichen. An zwei, drei Haken vorbei gelange ich höher und auf ein schmales Band. Mit Hilfe der Trittschlinge ergibt sich der Einstieg in die nächste Wandstufe. Etwa fünf Meter darüber quere ich nach links, wobei ich einige Male eine Schlinge um Felszacken hängen kann. Endlich hält wieder ein Sicherungshaken. Nach einigen Metern erreiche ich einen schon von unten ausgemachten senkrechten Riß. Er ist ohne Haken zu erklettern. Das rote Seil läuft um eine Felskante. Es läßt sich kaum mehr nachziehen. Ausgerechnet jetzt muß auch das Seil schon zu Ende sein. Ich sage zu Dieter, er solle ein paar Meter nachsteigen, damit ich eine ober mir liegende Felsleiste als Stand herrichten kann. Ich bekomme noch einige Meter Seil und gelange gut dorthin, schlage einen Standhaken und lasse den Selbstsicherungskarabiner einschnappen.

Dieter sichert nun Toni nach und kommt dann sehr schnell zu mir."

Damit endet Willis Fahrtenbuch.

Bei Willi angekommen, gehe ich ohne größeren Aufenthalt gleich weiter. Gerade, daß wir die Reepschnur getauscht haben, die sich immer der jeweils Vorangehende hinten an die Einbindung knüpft, um etwas hochziehen zu können. Über uns ragt das erste Dach heraus. Anschließend folgt eine glatte Platte.

Den Einstieg in die dritte Seillänge gewinne ich von Willis Schulter aus. Unterm Dach singt endlich der erste einigermaßen zuverlässige Nagel ins Gestein, senkrecht nach oben. Die Überwindung des waagrecht nach außen sperrenden Überhanges hält lange auf und scheint mir Allerletztes an Nagelei. Erste Steckhaken fahren in den Fels. Doch darüber wird's nicht besser. Für das folgende Dutzend Meter benötige ich Stunden. – Die meisten Haken lassen sich nur wenige Millimeter eintreiben. Einige halten gerade so lange, wie die Belastung sie festwinkelt.

Ein mühsames und nervenaufreibendes Spiel liegt zurück, als ich endlich wieder den ersten zuverlässigen Haken anbringen kann. Darüber vermag ich, einige Züge frei weiterzugehen. Zwei, drei Haken noch, und der nächste Stand ist erreicht. Die Seillänge ist zwar nicht so lang wie die ersten beiden. Dafür war sie das Schwierigste an Nagelei, was ich in dem und auch in folgenden Jahren kennenlernen sollte. Sie hat uns den gesamten Nachmittag gekostet.

Peter und Toni wollen die Nacht zweckmäßig noch einmal drüben in der Zinnenhütte verbringen. Sie seilen ab, lassen aber die Seile hängen, um morgen früh rasch

herauf und zu uns folgen zu können. So braucht Willi jetzt keinen der beiden Freunde erst nachzuholen, sondern kann gleich zu mir kommen. In seiner sicheren und selbstverständlichen Art hat er die Länge bald geschafft.

Wir rüsten zum Biwak. Um unsere Kräfte zu erhalten, haben wir Schlafsäcke dabei. – Beim Heraufziehen der Biwaksachen, eines Hakenbündels für morgen und dessen, was man uns aus der Zinnenhütte Eß- und Trinkbares herübergeschickt hat, stellen wir fest, daß unsere Reepschnur mit ihren 2 mm Durchmesser viel zu dünn ist. Es ist fast unmöglich, sie belastet hochzubekommen, so schlecht läßt sie sich fassen, und so schmerzhaft schneidet sie in die Hände ein.

Haben wir gestern nacht vor Aufregung nicht oder kaum schlafen können, die nun beginnende Nacht in Sitzschlingen wird noch unangenehmer. Wie auf Messern sitzend kommen wir uns vor. Endlos kriechen die Stunden. Als es schließlich dämmert, gibt es kein Glied, das uns nicht schmerzte. Am meisten feuern die Sitzflächen.

Peter und Toni sind unten bereits am Werk. Die erste Seillänge haben sie geschafft, doch die zweite will nicht glücken. Am Ende gibt Toni auf. Er fühlt sich indisponiert und damit der Wand nicht mehr gewachsen. Das ist schade. Toni ist ein guter Kamerad und mit Willi schon die schwierigsten Touren gegangen. Jetzt seilt er ab. Nach umständlichen Seilmanövern steht wenigstens Peter am Stand über der zweiten Länge. Wertvolle Zeit ist verstrichen.

Da Willi endlich in die nächste, die vierte Seillänge einsteigen kann, ist inzwischen hoher Vormittag. Von meiner Schulter aus gewinnt er den Einstieg und gelangt in freier Kletterei Meter um Meter empor. Nur wenige Haken schlägt er in den Fels; viel zu wenige, stelle ich nachkommend fest, als er Stunden später am Stand und Peter zu mir gefolgt ist. Hier hat der Freund ein Husarenstück vollbracht, ein allzu tollkühnes Wagnis. Die wenigen Haken für Sicherungszwecke untauglich, eine einzige Sicherungsschlinge um eine windige Platte gelegt, so finde ich die Seillänge vor. Dabei ist sie von geradezu unwahrscheinlicher Schwierigkeit. – Willi lacht mir entgegen und freut sich über mein Kopfschütteln. Er ist schon ein wilder Bursche. Angst scheint er nicht zu kennen, denn an einen Sturz, nein, an einen Sturz durfte er dabei nicht denken. Mir wird erst richtig wohl, als ich uns durch eine solide Schlinge um das Pfeilerköpfl am Stand zusätzlich gesichert habe.

Über uns sieht es trübe aus. Vorsichtshalber lassen wir Peter nachkommen. Zwei Mann am Standplatz können für alle Fälle mehr ausrichten als einer. Mit Unterstützung steige ich in die fünfte Seillänge ein. Gleich das erste Fortkommen ist schwer. Endlich steckt ein Häklein. Ich stehe in der Trittschlinge. Der Schlüssel zu Weiterem ist eine nicht einmal fingerstarke „Sanduhr", d. h. das Gesteinssäulchen zwischen zwei Löchern, die sich im Felsinnern verbinden. Eine dünne Seilschlinge durchgefädelt, die zweite Trittschlinge eingehängt; so erreiche ich eine schmale Leiste und habe damit die nächsten drei Meter gewonnen. Linkshalten ist die Tendenz unseres Aufstiegs, links gehe ich weiter. Ein Haken fährt ins Gestein, darüber noch einer. Der nächste muß mit einem zweiten verkeilt werden. Nun trennen mich drei, vier glatte, fugenlose Meter von einer kleinen Verschneidung. Ich versuche zu bohren. Aber der Dolomit ist hier so hart und spröde, daß der Bohrer nicht greifen will. – Rechts drüben, ein paar Meter nur, habe ich inzwischen eine andere Möglichkeit, hinaufzukommen, entdeckt, eine Rißspur. Vielleicht kann man oben wieder nach links queren. Der Versuch lohnt jedenfalls. Ich steige zurück und richtig, da drüben geht's besser. Oben der Quergang macht zwar eine Weile zu schaffen. Dafür stehe ich anschließend in der Verschneidung. Die Umgehung ist geglückt und ließ sich sogar fast durchweg frei klettern.

Äußerst schwierig komme ich weiter, muß nageln. Mehr schlecht als recht fährt ein kurzer Cassinhaken in ein Ritzchen. Ein Messerhaken geht den gleichen Weg. Weil es darüber wieder glatt wird, heißt's nun doch bohren. Aber der Bohrer frißt einfach nicht in den eisenharten, marmorisierten Fels. Lange plage ich mich. Ein nutzloses Beginnen! Am Ende muß eine Anballung tauber Fossilienkristalle herhalten. Eingekeilt zwischen

Holzzahnstochern, die wir uns aus der Drei-Zinnen-Hütte eigens dafür mitgenommen haben, sitzt schließlich unser fünfter Steckhaken. Viel taugt er nicht. Der Bohrer ist hoffnungslos stumpf. – Nachdem mir der nächste Haken hinabgefallen und ich mit einem krummgezogenen Messerhaken auch nur ein kurzes Stück gewonnen habe, ist abermals Schluß. Kaum zu rühren wage ich mich in meiner Stellung. Wenig oberhalb lockt ein Felsbändchen. Aber frei komme ich nicht hin. Die Freunde wollen mir einige Nägel an die Reepschnur binden, weil ich nichts Geeignetes mehr bei mir habe. Doch auch ihnen ist der Vorrat an Spezialhaken ausgegangen. Außerdem hat sich die Reepschnur irgendwo unterhalb verhängt.

Nichts will mehr klappen. Den Versuch, noch einmal zu bohren, gebe ich bald wieder auf. Ein allzu sinnloses Unterfangen. Es hilft nichts; wir werden abseilen müssen, um unsere Ausrüstung zu ergänzen. So jedenfalls kommen wir nicht weiter. Der Entschluß fällt nicht leicht, aber die Gegebenheiten zwingen dazu.

Das Abseilen wird schwierig und zu einem Wettlauf mit der Nacht, die am Ende doch Sieger bleibt und uns zu einem zweiten ebenso endlosen wie qualvollen Biwak in Sitzschlingen zwingt.

Am Morgen des 5. August stehen wir wieder unten am Wandfuß.

Der erste Ansturm ist mißlungen. Er hat uns jedoch wichtige Erkenntnisse gebracht, vor allem das Wissen, daß die Wand nicht unmöglich sein dürfte. – Nur Toni will nicht mehr mithalten und ist nach Hause gefahren.

Das Rüstzeug läßt sich in Cortina schnell ergänzen. Aber wir sind nicht mehr allein. Cassin ist, da er vom erfolgversprechenden Vordringen der Deutschen in der „Direkten" hörte, herbeigeeilt. Jetzt hat er uns mit vier seiner Getreuen aus Lecco ein paar rechte Kuckuckseier ins Nest gesetzt. Die „Scoiattoli" trügen sich mit ähnlichen Plänen, berichtet man uns. – Wie die Aasgeier haben sie alle ihre Augen auf unsere Wand geheftet, bereit, bei der ersten Gelegenheit loszustürzen und um sie zu raufen. Selbst aus deutschsprachigen Landen kommt die große Konkurrenz herbeigeeilt, um zu sehen, was hier los ist. Wir sind einigermaßen enttäuscht über ihre Einstellung. Bei uns daheim im sächsischen Felsengebirge geht es in solchen Dingen ritterlicher zu. Da würde sich kein anständiger Kerl am Problem eines anderen vergreifen, solange der es nicht aufgegeben hat. – Doch wir wollen auf der Hut sein. So leicht sollen sie unsere Wand nicht kriegen!

Die Schilderung der Folgezeit entnehme ich meinem Fahrtenbuch:

7. 8. 1957: Wir sortieren und richten die Ausrüstung. Am Abend bringen wir drei wohlgepackte Rucksäcke hinüber zum Einstieg und wickeln sie in unsere Regenumhänge. Hoffentlich hält das Wetter. – Morgen, ja morgen wollen wir's wieder wagen. Die fünf Tage, die wir rechnen, sollen's uns wert sein!

8. 8. 1957. Nichts haben wir gewagt. Zu schlechtes Wetter. Das Barometer ist zwar nicht weit gesunken, aber draußen herrscht der schönste Landregen. Da uns noch Standsteckhaken fehlen – wer weiß, ob wir sie nicht brauchen werden –, steige ich rasch noch einmal nach Cortina ab, um solche (Schaft: 9 mm Vierkant, ca. 4 cm lang) samt Bohrern zu besorgen bzw. schmieden zu lassen. Unsere anderen Steckhaken haben bei einer Länge von etwa 15 bis 20 mm einen Vierkant von nur 6,5. Sie sind zum Steigen, nicht zu Sicherungszwecken gedacht, wofür sie auch nichts taugen würden.

9. 8. 1957. Wieder ein trüber, aussichtsloser Morgen: Nebel, tief ziehende Wolkenmassen, alles grau. Den Vormittag verblödeln wir in der Hütte. Am Nachmittag wird wenigstens der Toblinger Knoten bestiegen; Aufstieg: von Süden her, Abstieg: Normalweg.

10. 8. 1957. Regen, Regen. Mittags gehe ich mit Willi zum Wandfuß. Wir schaffen unsere Sachen hoch auf einen Felsvorsprung und nehmen die Fotos wieder mit hinüber. So ist es uns sicherer.

11. bis 17. 8. 1957. Das Wetter wird nicht besser. Und wenn einmal für Stunden die Sonne lacht, so bleibt es doch unzuverlässig. Westwind bringt dauernd neue Wolken,

Nebel, Regen und gar Schnee. – Paarmal spitzen wir, lassen uns zeitig wecken; aber umsonst. Bis an den Einstieg gelangen wir eines Morgens. Es ist sehr früh. Noch lassen wir's Tag werden. Da bricht unversehens ein Gewitter über uns herein, wie wir selten eines erlebt haben. Klatschnaß stehen wir schließlich wieder in der Hütte. – Dann wiederum marschieren wir über den weitgestreckten Karboden nordseitig unter den Zinnen und steigen hoch zur Scharte zwischen Westlicher und Großer Zinne. Einmal stehen wir nach einem Aufstieg über den Normalweg oben auf der Großen. Einen anderen Tag klettern wir die drei ersten Seillängen unserer „Direkten" empor und hängen Seile hinein, um beim endgültigen Angriff schneller hinaufzukommen. Zweimal sind wir unten in Sexten. Ja, im Tal sieht es meist freundlicher aus. Kaum steigen wir hoch, kommen wir wieder in die Region, in der alles nur grau in grau ist. – Ein tristes, lustloses Hoffen, Warten und wieder Warten, von einem Tag zum anderen, Kochen und Skatspielen.

Die von Lecco sind längst heimgefahren. In der Hütte herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Niemand bleibt lange. Aus den Westalpen kommen Bergsteiger in der Hoffnung, hier in den Dolomiten besseres Wetter vorzufinden. Sie resignieren.

18. 8. 1957. Sonntag. So hell das Wetter auch gestern nachmittag aussah, heute morgen ist's wieder reichlich unfreundlich. Wir bleiben unserer Hauptbeschäftigung treu, spielen Skat. Langsam stumpft man ab und hat zu nichts Vernünftigem mehr Lust. – Wie schon sooft in den letzten Tagen bricht bei Willi wieder mal die große Verzweiflung aus. Er spricht schon lange nur noch vom Heimfahren. Heute hat es ihn ganz besonders gepackt. Ich rede ihm zu wie einem kranken Star, er soll doch noch bleiben. Darin habe ich inzwischen schon Übung. Erzähle von uns daheim, den Bergen und Bergfreunden, nur um ihn auf andere erfreulichere Gedanken zu bringen. Ich hab's ja selbst manchmal satt; aber es nützt doch nichts. Ziehen wir ab, wird das Wetter ganz bestimmt schön. Vielleicht bricht morgen schon die von Pepi längst und täglich aufs neue vorausgesagte dreiwöchige Schönwetterperiode an. Wer kann es wissen? Zeit wird's ja allmählich. – Aber Willi will nicht mehr. Acht Wochen treibt er sich in den Alpen umher. Heim trotz allem ist seine Parole. Da ist tatsächlich nichts mehr zu ändern. Ich kann ihn ja verstehen, den Willi; nur was wird aus unserer Wand?

Ehe wir uns versehen, sind wir wieder allein, Peter und ich. Wir schicken gleich mehrere Verstärkungsrufe los. Ob jemand kommen wird? Ob überhaupt einer zu Hause ist?

19. 8. 1957. Schneemengen in für die Jahreszeit ungewöhnlichen Ausmaßen haben über Nacht die Gegend in eine Winterlandschaft verwandelt. Auf Tage hinaus dürfte Schluß sein mit allen Kletteraussichten.

20. 8. 1957. Wie tags zuvor. Trotzdem gehen wir, wie so oft in der letzten Zeit, hinüber an den Einstieg unserer Wand.

Im übrigen Unglück im Skatspiel. Man müßte sich auch mehr darauf konzentrieren. Aber dieses dauernde Kartenklitschen!

21. 8. 1957. Früh schön. Tags dann dicke Wolken. Max erzählt aus alter Wildererzeit. Glück beim Schnapsen.

22. 8. 1957. Der Schnee ist schon seit gestern so gut wie weg. Aber der Wind hat wieder nach West gedreht. – Unsagbar, wie einen dieses ständige Warten und Hoffen aufreibt. Wie gern ich wie die anderen mein Bündel schnüren und gehen würde.

23. 8. 1957. Völliger Westwind. Alles dick grau. Vereinzelte Regenschauer. Mittags steige ich mit einem Schwäbele über einen nicht ganz einfachen Weg auf den Sextener Stein. Abends Budenzauber in der Zinnenhütte. Peter voll gewest!

Wenn das Wetter besser wird, werden wir notfalls auch zu zweit wieder einsteigen.

24. 8. 1957. Wetter wie eh. Gang zur Zinne. Kochen, Essen, Lesen.

Noch immer bin ich mit Peter allein. Unsere Rufe um Verstärkung sind erfolglos verhallt.

25. 8. 1957. Heute ist kein schlechtes Wetter. Vormittags mit zünftiger Meute:

Paternkofel-Nordwestkante von unten, Ersteigungen von Buddha und Frankfurter Würstl. Nachmittags Richtung Schwalbenkofel.

Abends kommen zwei wilde Burschen in die Hütte, Siegfried Löw, ehemals Dresden, heute Salzburg, und Jörg Lehne aus Rosenheim. Sie haben schon eine gute Anzahl der schwierigsten Felswände hinter sich: Dru-Westwand, Gran-Cappucin-Ostwand, Badile-NO, Su Alto, Tofanapfeiler etc. Pepi als Hüttenvater ist gut orientiert. Er meint, wir sollten doch fragen, ob sie bei der Zinne mitmachen wollen.

26. 8. 1957. Peter und ich steigen bei prächtigem Wetter über die Südostwand von Cassin auf die Kleinste Zinne. Gegenüber klettern die beiden Neuankömmlinge den Comiciweg auf die Punta Frida.

Am Abend werden wir einig. Sie wollen bei der „Direkten" mithalten. Morgen steigen wir ein!

27. 8. 1957. Wir sind nicht eingestiegen. Pepi hat mich zwar geweckt, aber es lohnte nicht, aufzustehen. Regen, Nebel. – Wenig Erfreuliches. Mein Skat wird immer miserabler.

28. 8. 1957. Früh trügerische Helle. Aber wir kennen uns langsam aus, riechen förmlich, daß etwas in der Luft liegt. Nachmittags Schneegewitter.

Wir werden zu einer Bergung in die Kleine-Zinne-Nordwand gerufen. Durch winterliche Verhältnisse kämpfen wir uns hinauf bis 50 m unter den Gipfel, Jörg, Peter und ich. Im Dunkeln sind wir endlich an den Gestürzten herangekommen. Jörg hat ihn erreicht. Er ist tot. Seit Stunden dürfte er schon tot sein. Da ist nichts mehr zu helfen. – Mit viel Glück gelingt uns der nächtliche Rückzug aus dem Schnee und Eis der frostkalten Wand. Wir gehen noch zum Einstieg des Normalweges, den Sigi mit einigen zufällig anwesenden Sachsen hinaufsteigen wollte; rufen. Sie biwakieren. So haben sie den zweiten, Lebenden, der Seilschaft heute auch nicht mehr herausbringen können. Wir sollen nur morgen beizeiten wieder da sein.

29. 8. 1957. Von früh bis zum Abend haben wir mit der Bergung zu tun. Eine bedrückende Beschäftigung. Zum Glück regnet oder schneit es dabei wenigstens nicht.

30. 8. 1957. Das Wetter wird wieder schlecht. Kalt ist es geworden. Bergungsbericht aufgestellt. Skat gedroschen.

31. 8. 1957. Regen, Kälte, Skat.

1. 9. 1957. Vereinzelte Regenschauer, grauer Himmel mit tief dahintreibenden Wolken, Kälte. – Dennoch rüsten wir für morgen.

2. 9. 1957. Die Nacht und am Morgen hat es geregnet. Tagsüber kein Regen, aber sehr kalt. – Morgen wollen wir bestimmt einsteigen.

Jörg treibt immer. Ich bremse, denn ich bin mir klar darüber, daß jetzt ein erfolgloser Versuch Schluß für dieses Jahr bedeutet. Deshalb halte ich für aussichtsreicher, lieber noch ein wenig zu warten. Warum soll der September nicht schöneres Wetter und Erwärmung gegenüber den jetzt katastrophalen Verhältnissen bringen? Aus den Nordseiten ist der Schnee schon lange nicht mehr vollends herausgetaut. – Aber ich habe ständig das Gefühl, Jörg hält mich für feige. Es ist mir zu dumm, noch weiter energisch für Abwarten zu stimmen. So allmählich bin ich auch gleichgültiger geworden. Gehn wir halt. Wir können's ja versuchen.

3. 9. 1957. Um vier Uhr stehen wir auf. Pepi hat uns geweckt und wie jedesmal ein gutes Frühstück bereitet. – Das Wetter ist undefinierbar. Wenn's nur tagsüber ein bissel wärmer wird!

Wir sind am Einstieg, holen die Sachen herbei und binden uns ein.

Jörg will sich mit mir bis hoch zur Verschneidung im Vorangehen ablösen. Sigi will dasselbe in den Verschneidungslängen tun. So haben es die beiden vorgeschlagen. Sie wollen mir damit offensichtlich eine Freude bereiten. Das ist nett von ihnen. Peter hat sich die Ausstiegsrisse ausbedungen.

Wir steigen los. Die Kälte ist ungeheuer. Sie schneidet derart ein, daß Peter gleich überm Einstieg das erstemal wegfliegt und in der zweiten Seillänge schließlich aufgibt

und abseilt. Jörg meint, noch nie hätte ihm das Kältegribbeln so weh getan. Und auch Sigi ist ein einziger Eisklumpen. Ich werde den ganzen Tag über das eisige Brennen meiner Füße nicht los.

Das Wetter ist ähnlich wie all die Tage zuvor. Zeitweise steigen wir durch feuchten Wolkennebel und können dabei nur wenige Meter weit sehen. Ein leichtes Nieseln geht dann über uns hin. Bald darauf ist's wieder eine Graupeldusche, die kurz, aber ergiebig auf uns herniederstiebt. Kalter böiger Wind ist unser ständiger Begleiter; nicht zu stark, aber immer fühlbar. Gegen Abend treibt er weiße Flockenwirbel in die Wand.

Reichlich kurz sind die Tage um die Jahreszeit. Wir sind gerade bis zum Stand über der vierten Seillänge gekommen. Auf Vorschlag Jörgs bleibt Sigi über Nacht besser am Stand darunter, was uns im Falle eines Rückzuges morgen früh, wenn er sich als notwendig erweisen sollte, das schwierige Zurückkommen zu seinem Stand erleichtern wird. So ist selbst der immer drängende Jörg zum Pessimisten geworden.

Beim Hochziehen der Verpflegung verfitzt sich unsere Reepschnur endgültig. Sie hat sich mit ihren 2 mm Durchmesser als viel zu dünn und damit völlig ungeeignet erwiesen. Mit Ach und Krach kommen wir noch zu unseren Schlafsäcken.

Die Nacht ist mörderisch. Wir frieren in unseren Schlingen und Trittbrettln trotz der Schlafsäcke, daß es einen Hund jammern könnte.

4. 9. 1957. Am Morgen – und ehe der kommt, vergehen zehn nimmer enden wollende Stunden – ist der Ausgang dieses letzten 1957er Versuches um die direkte Nordwand der Großen Zinne endgültig besiegelt. Weitergehen wäre Irrsinn. – Wir seilen ab. Schließlich sind wir froh, gesund wieder unten zu stehen.

Für unseren Aufenthalt in der Drei-Zinnen-Hütte bedeutet das ein jähes Ende. – Rasch die Sachen zusammengepackt. Eine herzliche Verabschiedung. Wir sind ihnen weiß Gott dankbar, wie sie uns während der ganzen langen Zeit so freundlich umsorgt haben. Doch am Bergsteigen ist uns die Lust vorläufig gründlich vergangen. Nachmittags befinden wir uns bereits auf dem Heimweg.

5. 9. 1957. München.

6. 9. 1957. Zurückgetrampt nach Berlin.

★

Am 21. September 1957 findet Willi Zeller kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag einen jähen Tod in den Bergen, denen er mit seiner ganzen Liebe verbunden war. Er wollte über den Fleischbank-Nordpfeiler eine neue Route legen. Alleingehend sind ihm die Haken ausgebrochen, denen er einen folgenschweren Augenblick lang Belastung und Sicherung anvertraut.

Ich bin von Willis unerwartetem Tod stark betroffen. Gibt es doch wenige, die mir, obgleich wir nur kurze Zeit zusammen gewesen sind, je so lieb geworden wie er. – Nun kann Willi beim Kampf um unsere Zinnenwand im nächsten Jahr nicht mehr dabeisein. Ich werde den Freund sehr missen.

★

Fast will mir eine üble Krankheit im Frühjahr 1958 einen Strich durch die Rechnung machen. Doch eben noch rechtzeitig aus dem Krankenhaus entlassen, empfiehlt man mir Erholungsurlaub. Gerade, daß die Zeit geruhsam für die Vorbereitungen reicht. Sechs Tage verbringe ich bei Willis Eltern, die mich zu sich nach Ruhpolding ins Maiergschwendt eingeladen haben. Heuen, viel Milch, große Scheiben Leberkäs, das ist die beste Erholung, der sicherste Weg zu Kraft und Kondition.

Unsere Ausrüstung ist ergänzt. Alles da, selbst eine 300 m lange Perlonreepschnur von 6 mm Stärke. Ich habe sie extra in einem Stück anfertigen lassen.

Nur Peter wird dies Jahr nicht dabeisein. In Erinnerung an unsere vorjährige Ge-

meinschaft ist das sehr schade. Dafür ist Lothar Brandler zu uns gestoßen. Ich kenne Lothar flüchtig von einigen Bergfahrten im heimatlichen Elbsandstein. Er ist einer der besten Felsgeher, mit denen ich je stieg. Außerdem praktizieren wir beide eine von der heimischen abgeleitete gleiche Seiltechnik, und das allein schon – von der alpinen halte ich nämlich nicht übermäßig viel – ist mir eine gute Basis für unser schwieriges Unternehmen.

Eines meiner wichtigsten Anliegen ist Harmonie. Harmonie, wie sie selbst über den nervenaufreibenden Wochen des letzten Jahres nie verlorengegangen ist. Schließlich wollen wir uns auch nach Jahrzehnten noch als „alte Knochen" gegenseitig auf die Schultern klopfen und ungetrübt über das gemeinsame, hart erkämpfte Damals freuen können.

Der Plan, nach dem wir diesmal vorgehen wollen, ist eine Jörgsche Idee: Zwei ständig getrennte Seilschaften. Die erste übernimmt den unteren Teil, die Wand und die ersten beiden Verschneidungsseillängen. Die zweite den oberen Teil, das sind die zweite Verschneidungshälfte und die Ausstiegsrisse. Die erste Seilschaft steigt einen Tag eher, die zweite einen später ein. Sollte irgendwo gegenseitige Hilfe notwendig werden, steht eine Seilschaft für die andere ständig auf dem Sprung. – Der Plan scheint uns der bestmögliche. Nach ihm wollen wir handeln.

Am Abend des 1. Juli 1958 stehen Lothar und ich vor der Drei-Zinnen-Hütte. Ein herzlicher Empfang, Erstaunen über unser frühes Kommen: wir sind wieder da.

Die nächsten beiden Tage regnet's. Pepi ist vom bisherigen Wetter dies Jahr überhaupt nicht sonderlich begeistert. Regenpausen nützend, klettern wir trainingshalber durch die Wandln der mehr oder weniger großen Blöcke in Hüttennähe.

Am Freitag, es ist der 4. Juli, gehe ich mit Lothar hinüber unter die Zinnenwand, um ihn mit unserem Problem vertraut zu machen. Wir bringen einen Teil der Ausrüstung hinüber und steigen, damit Lothar das richtige Verhältnis zu unserem Vorhaben findet, rasch einmal die ersten drei Seillängen empor. In der dritten verankern wir ein fixes Seil, und oben wird ein ausrüstungsschwerer Kletterrucksack an den Standhaken gehängt. Während sich ein Schneegewitter über uns entlädt, seilen wir ab.

So und nicht anders war es auch voriges Jahr. Ich habe während der Tage zu tun, das Wachwerden der vergangenen unfrohen, zermürbenden Stunden zu unterdrücken. Sind es doch kaum zehn Monate, die sie zurückliegen. – Werden wir diesmal mehr Glück mit dem Wetter haben? Wenn sich nicht bald eine Einstiegsmöglichkeit ergibt, will Lothar wieder abreisen. Mitte Juli beginnt seine nächste Verabredung, die er jüngst getroffen, der Eiger. Ohne Lothar aber müßten wir auf unsere Taktik mit den zwei Seilschaften verzichten, und das wäre schade. –

Am Freitagabend treffen Jörg und Siegfried ein. Nun, da wir beisammen und alles bestens vorbereitet ist, sind wir voll guter Stimmung.

Der Sonnabend bringt schönes Wetter. Wir benutzen ihn zu wilden Klettereien am Frankfurter Würstl und den Zacken im Rund.

Am Abend legen wir uns früh nieder, denn morgen soll's losgehen. Mit Lothar zusammen werde ich die erste Wandhälfte übernehmen, Jörg und Sigi die zweite.

Entgegen sämtlichen guten Vorsätzen finde ich die Nacht wieder keine Ruhe. Erst ist es das ständige Kommen und Gehen im Massenquartier, dann die viel zu wachen Sinne, die mich den Schlaf nicht finden lassen. Zum, ich weiß nicht, wievielten Male habe ich nun schon alle Möglichkeiten durchdacht. Nach menschlichem Ermessen kann wirklich nicht viel schiefgehen. Sogar der Fall, daß wir nach oben nicht weiterkommen, nach unten der Überhänge wegen ein Rückzug durch Abseilen aber auch versperrt ist, bedeutet keine Katastrophe. Die 300-m-Reepschnur wird uns bis hinauf an die Ausstiegsrisse den Rückzug offen halten, denn mit ihr können wir uns nötigenfalls Bergungsgerät in Form eines Stahlseiles emporziehen. – Doch die Aufregung vor dem Kommenden läßt sich um keinen Preis niederzwingen. Endlos schleichen die Stunden. Müdigkeit quält. So wird es Sonntag, 6. Juli 1958. Um vier Uhr kommt Pepi herein-

geschlichen, um uns zu wecken. Jörg und Sigi sind zwar erst morgen dran, doch die beiden Freunde stehen mit auf, weil sie uns hinüberbegleiten wollen.

Das Wetter sieht alles andere als schön oder gar zuverlässig aus. Nur Pepi, der im Gegensatz zu uns selbst nach dem zurückliegenden Jahr noch auf sein Barometer schwört, ist davon überzeugt, daß es „haltet". Er hat wieder mal alle Liebe in das Frühstück gesteckt, das er uns vorsetzt. Nur recht schmecken will's uns heute morgen nicht.

Wir brechen auf. Nachdem wir eine Menge Altschnee auf dem Weg zu den Zinnen und unter ihrer Nordflanke gequert haben, stehen wir am Einstieg. Es ist bereits halb sieben Uhr. Allzuviel Zeit haben wir uns gelassen. Da sich das Wetter, wie wir erwartet haben, scheint's doch nicht zum Schlechten hin entwickelt, machen wir uns fertig. Beim Einbinden stehe ich in der Randkluft zwischen dem heuer noch vorhandenen Schneefeld und der Wand. Doch so kalt wie bei unserem letzten Versuch im September 1957 ist es längst nicht.

Mit einem Spreizschritt vom Firnkamm an die Wand steige ich ein. „Bis morgen", haben die Freunde gesagt. Ja, zwei Tage lang werden Lothar und ich gemeinsam um unsere Wand kämpfen, bis wir sie wiedersehen. Das wird oben in der Zone der Dächer sein. Möge nur alles gut gehen!

In dieser Wand heißt's gleich vom ersten Meter an klettern. Über dem Zwang, unbedingt aufmerksam zu sein, verfliegt sehr schnell die müde Übernächtigkeit samt aller lähmenden Spannung der letzten Stunden. Es gibt nichts Befreienderes auf solcher Tour als die Überwindung der Angst und Aufregung beim Einstieg. – Bereits nach den ersten Metern habe ich zu Zuversicht und Kraft zurückgefunden, und bald überkommt mich – eigentlich zum erstenmal in der Wand – eine wilde Freude am Steigen. Diesmal glaube ich ganz fest an ein Gelingen. Zu unserer Gemeinschaft habe ich das größte Vertrauen. Das Wetter wird schon halten. Und wenn wir erst einmal unter den Dächern sind, kann uns eine Wetterverschlechterung am Ende beinahe gleichgültig sein. Oben die Ausstiegsrisse lassen sich gewiß auch bei schlechtem Wetter überwinden.

Wie im Spiel steige ich über den längst vertraut gewordenen Fels der ersten Seillänge empor. Ist es doch das fünfte Mal, daß ich sie gehe: die Wandstufe, die Hangel, den schwierigen Zug aufs erste Band, den Riß, das Spreizen und den Überhang. So wird der erste Stand erreicht.

Wenig später klettert Lothar bereits über mir. Die dritte Seillänge hält uns auch nicht lange auf. Dafür ist die vierte neu für den Gefährten. Trotzdem steigt er sicher über sie hinauf. Noch haben wir nicht Mittag, da ist schon die fünfte dran, jene Länge, in der wir im vergangenen Jahr unsere größte Höhe, etwa 150 Meter, erreicht haben.

Bald bin ich bei den inzwischen leicht angerosteten Karabinern, die voriges Jahr hier hängenbleiben mußten. Der Quergang ist auch diesmal nicht leichter. Dann die Häklein in der kleinen Verschneidung. Ich hänge am letzten Nagel unserer vorjährigen Versuche. Was darüber kommt, ist Neuland. „Schnippl", rufe ich hinunter, „bis hier sind wir schon mal gewesen." Doch für ihn ist das kein Grund zu irgendwelchen Sentimentalitäten, und er empfiehlt mir, dem Zustand nur recht bald ein Ende zu bereiten.

Ungehemmt lehne ich mich nach hinten. Es ist ja lange her, daß ich den Haken schlug. Daher ist mir längst nicht mehr gegenwärtig, wie schlecht er sitzt. Voriges Jahr wagte ich mich kaum zu rühren, als ich an ihm hing.

Jetzt stehe ich in der letzten Sprosse meiner Steigschlinge und peile die Lage. Das nächste Stück sieht wirklich sehr glatt aus. Da bleibt mir nichts, als mit dem Hammer und einem Haken zu probieren. Vielleicht kriege ich entgegen allem Anschein den Nagel doch unter. So ist es dann auch. Glück muß man haben; der lange Haken fährt bis zur Öse in den Fels. Das schon letztes Jahr ausgemachte vermeintliche Bändchen ist damit beträchtlich nähergerückt. Jetzt stehe ich auf einer zuverlässigen Grundlage für das Folgende. Einige äußerst schwierige Züge bringen mich hinauf. Nur das Bändchen ist eine Enttäuschung. Davor stehe ich zwar, kann jedoch weder eine Hand frei lassen, um einen Haken zu schlagen, noch eine Schlinge legen. Ich steige zurück. – Mit Mühe

und Not stehe ich endlich wieder über meinem Haken. Nun fehlt aber der letzte entscheidende Tritt, denn der Fifi hat ja die Trittschlinge herausgezogen. Die Linke im tiefsten zum Abstieg verwendbaren Griff, die Rechte Richtung Haken gestreckt, fehlt noch ein gutes Meter. Aussichtslos, ihn zu erlangen. Nützt nichts, ich lasse los. Im Vorbeigleiten ein Griff zum Karabiner! Doch die Last reißt die drei Finger wieder heraus. Zwei, drei Meter tiefer straffen sich die Seile. Der Haken hat gehalten. – Also muß ich doch noch mal den Hammer schwingen. Damit läßt sich die Strecke bewältigen. Einige Klettermeter schräg links hinauf. Stand.

Von hier aus müssen wir links hinüberqueren, wo etwas oberhalb eine bereits von unten ausgemachte Rinne ansetzt. Sie endet bei einem auffälligen Söller unterhalb der großen Verschneidung. Links des Söllers, direkt im Verschneidungsinnern, vermuten wir einen geräumigen Absatz. So jedenfalls wollte es uns bei den eingehenden Betrachtungen von unten her aussehen.

Den Standplatz sichere ich diesmal durch einen unserer 9-mm-Steckhaken. Darauf ziehe ich den Kletterrucksack an der Reepschnur hoch. Anschließend folgt Lothar. Nur kurz hält er sich bei mir auf, um das Reepschnurende und einige Haken aus dem Rucksack zu übernehmen. Wenig später schon quert er im Neuland. – Was vor ihm liegt, sieht höllisch aus. Unterhalb bricht die Wand mit einem Dach ab. Hier, wo der Blick öfter als sonst nach unten geht, macht sich die ungeheure Ausgesetztheit ganz besonders bemerkbar. Was Lothar an Haken unterbringt, taugt alles nicht viel. Teilweise stecken sie nur mehr oder weniger lose in ausgewitterten Fossilienlöchern. Allein die Belastung winkelt sie fest. Ein Haken, dort eine Schlinge um ein Felsköpfel, wieder ein Haken, noch einer. Der letzte kommt gleich wieder mit. Abermals einer. Man möchte nicht gern wegfliegen. Hier überwiegen einmal moralische die technischen Anforderungen.

Lothar hat das Ende des Quergangs erreicht. Über eine frei kletterbare, dabei aber außerordentlich schwierige Wandstufe gewinnt er die Spaltenfolge, die Rinne, die hinauf zu dem Söller leitet. Zwanzig Meter luftige und hakenlose Kletterei liegen zurück, als er oben aussteigt. Die letzte Schwierigkeit ist das Überlisten eines gefährlichen Wackelblocks. Er hat's geschafft.

Als ich bald darauf neben dem Gefährten stehe, gibt es keinen ängstigenden Wackelblock mehr in der sechsten Seillänge. Nur einen geringfügigen Stoß brauchte ich ihm zu geben. Nach pfeifendem Flug ein schallendes Bersten im Kar. Besser er als wir. – Leicht queren wir, kurz einmal ab- und wieder aufsteigend, um die flache Kante, die uns noch von der großen Verschneidung trennt.

Unsere kühnste Hoffnung ist für heute erfüllt. Wir sind am Biwakplatz, dem Ausgangspunkt für den zweiten Abschnitt unserer Route, die Verschneidung. Die erste Hälfte der Schwierigkeiten liegt somit hinter uns.

Zu weiterem Vordringen reicht die Zeit nicht mehr. Bis es dunkel wird, dauert's aber noch eine gute Weile. Wir wollen die Zeit zum Erkunden des Weiterwegs und für die Vorbereitung des Biwaks nützen.

Von unten her hatten wir geglaubt, es sei besser, überm Söller geradewegs weiterzusteigen, um erst ein bis zwei Seillängen darüber, oberhalb der großen Dächer, in die Verschneidung zu queren. Jetzt müssen wir feststellen, daß uns hier nur ein Weg weiterbringen wird, die Verschneidung von Anfang an. Was uns dort aber erwartet, sieht erschreckend aus. So haben wir uns jene Zone auch in unseren schlimmsten Alpträumen nicht ausgemalt. Nie sahen wir etwas, das diesen unvorstellbar schroffen und bedrückenden Dächern, die abweisend und jeder Idee einer Überwindung hohnsprechend, über uns lasten, geglichen hätte. Das Bewußtsein um das, was noch bevorsteht, nimmt nun mehr und mehr von uns Besitz.

Der Biwakfleck ist kein Absatz, sondern es sind zwei übereinanderliegende schmale Bändchen. Gerade Platz genug, daß jeweils zwei Mann der Länge nach hintereinander auf ihnen liegen können. Den Schutt, der die Bändchen bedeckt, fegen wir hinab.

Unten, 180 Meter tiefer, weit ab vom Fuße der Wand, hagelt's Steine. Einen eindrucksvolleren Biwakplatz gibt es nicht. Wie der Fels unter uns überhängend zurückweicht, schwingt er oberhalb in Riesendächern nach außen.

Inzwischen haben Jörg und Siegfried das in der Küche der Drei-Zinnen-Hütte schmackhaft zubereitete Abendessen herübergebracht und an die Reepschnur gehängt. Biwaksachen samt einem Bündel Haken dazu. Teufel, schwitzen und fluchen wir beim Hochziehen. Auf zwei Fuhren verteilt, wäre es besser gewesen.

Besonders groß ist unser Appetit gerade nicht. Nur die flüssigen Bestandteile unseres Abendbrots rutschen: Bouillon mit Ei und Tee mit Zitrone. Alles andere bleibt übrig und wird verstaut. Der Rucksack mit den leeren Gefäßen geht wieder hinab, wo ihn die Freunde losbinden, um ihn zurück zur Hütte zu bringen. Ein Gutenachtgruß, dann gehen sie.

Während der nächsten Tage werden es Max Innerkofler und Lanzinger sein, die uns versorgen.

Wir rüsten zum Biwak.

Mit dem letzten Tagesschimmer kriechen wir in die durch ein Fallnetz von Seilschlaufen gesicherten Schlafsäcke. Dank unseres zwei Fuß breiten Bändchens werden wir eine verhältnismäßig gute Nacht verbringen. Dabei zahlt sich mir das Schlaftraining auf dem Steinboden meines Berliner Balkons wie an anderen harten und luftigen Örtlichkeiten bestens aus. Bald verstummen auch die letzten kargen Worte. Morgen erwartet uns ein harter Tag. Da müssen wir gut beieinander sein.

Die Erkletterung der Wand

Von Jörg *Lehne*

Langsam sinkt die Dämmerung über die Dolomiten. Wolkenballen stehen dichtgedrängt am Himmel, oben weiß, nach unten dunkler und dunkler werdend. Doch dazwischen leuchtet immer wieder ein Stück Himmel in abendlichem tiefem Blau. Wie ein durchlöcherter Mantel. Und wie ein durchlöcherter Mantel sinkt auch die Dämmerung über die Dolomiten, hier etwas heller und hier schon ganz dunkel. Genau wie oben die Wolken, hier ein Fenster blauen Himmels und dort ganz dicht zusammengeschoben.

Vor der Zinnenhütte stehen einige Menschen. Sie sehen auf die Berge und auf die Dämmerung, die sich darüberbreitet, über die Berge und über die Menschen. Und besonders sehen sie hinüber zu den Drei Zinnen und da vor allem zu einer senkrechten, gelbleuchtenden Wand, gelbleuchtend trotz der Dämmerung, denn sie wissen, seit heute morgen kämpfen in dieser Wand zwei Bergsteiger um den direkten Durchstieg.

Und zwei sind unter den Menschen vor der Hütte, sie schauen besonders hinüber zu dieser abschreckenden Wand, und dann sehen sie nach dem Wetter, mit besorgtem Bangen, denn sie wissen, morgen werden sie auch dort sein in dieser Wand. Ab morgen werden auch sie mit den beiden anderen um den direkten Durchstieg durch die 550 Meter hohe Mauer ringen, die so überhängt, daß die Wassertropfen 40 Meter vom Wandfuß entfernt auffallen. Zum Teil noch weiter draußen.

„Domani?" fragt die beiden ein Italiener und deutet zaghaft hinüber zur Nordwand. – „Si, si! Domani" und „buona notte", denn der Schlaf ist wichtig. Ob er kommen wird?

„Jörg, Sigi, aufstehen!" flüstert Pepi an unserem Lager. Es ist vier Uhr morgens. Er hätte uns aber gar nicht zu wecken brauchen. Ich bin bereits seit einer Stunde wach. Leise schiebe ich meine bleiernen Glieder aus dem Schlafsack. Mir ist übel. Ich habe Kopfschmerzen. Das Genick tut mir weh. Vom vielen Hinaufschauen am Tag vorher. Wir haben uns angezogen. Leise nehmen wir unsere für die Wand fertiggepackten Rucksäcke und schleichen durch den Schlafraum hinunter in die Küche zu Pepi. Der hat

schon ein leckeres Frühstück für uns bereitet: heiße gezuckerte Milch und Eier. Einfach herrlich, und doch will selbst davon nichts über meine Lippen. Werde ich krank, oder ist es nur die beklemmende Stimmung vor großer Bergfahrt? Sonst stellt sich der „Moralische" bei mir vor keiner Tour ein. Ich glaubte, ihn längst überwunden zu haben. – „Sigi, du kannst meine Eier mitessen." Aber der Freund, sonst immer hungrig, mag sie auch nicht.

„Servus, Pepi!" – „Servus und recht viel Glück!"

Im kalten Dämmern tapsen wir schwerfällig den Weg hinüber zum Paternsattel und zu den Nordwänden der Zinnen. Lockend und abschreckend zugleich steht das gewaltige Dreigestirn vor uns im fahlen Morgenlicht. Die Zinnen von Norden – ein Symbol für die Bergsteiger aller Länder. Aus schmalen Scharten aufstrebend, eine rotgelbe Feuermauer, die Nordwand der Großen. Auch ein Symbol der Unersteiglichkeit. Obgleich ich die Führe Comicis kenne – am rechten Rand führt sie über die auffallenden schwarzen Flecke zum Gipfel –, ist diese Wand auch für mich fast ein Symbol der Unersteiglichkeit. Und wir wollen einen neuen Durchstieg versuchen, in der Gipfelfallinie, mitten durch die gelben Ausbrüche. Ob das wirklich geht? Unmöglich erscheinende Wände wurden schon genug bezwungen – aber das? Gerade wir?

Am Paternsattel biegen wir rechts ab. Ein schmaler Steig leitet unter den Nordwänden dahin. Man muß besser auf den Weg aufpassen. Das lenkt ab von den bedrückenden Gedanken. Unter der Kleinen Zinne geht es vorbei, kurzer Anstieg über einen Schuttrücken, dann liegt die Wand vor uns: lotrecht, ja überhängend mit ihren ungeheuren Ausbrüchen. Nur zwei Dimensionen gibt es dort: senkrecht und vertikal! – Trotz dieser beruhigenden Feststellung befallen mich schon wieder die eintönigen Gedanken: dort hinauf? Unmöglich, unmöglich!

Die Sonne geht auf. Blaßrosa kommt sie hinter dem Paternkofel hervor. Taucht die Wand von oben her mehr und mehr in einen warmen Schimmer. Und da sehen wir sie, weißglänzend in der aufgehenden Sonne. Weit von der Wand entfernt schaukelt sie leicht im Winde: unsere 300 Meter lange Perlonreepschnur. Frei schwingt sie herunter vom Biwakplatz der Freunde, weit dort oben, mitten zwischen den rotgelben Wülsten. Wie der Faden einer riesigen Spinne hängt sie herab, unsere einzige Verbindung zur Horizontalen während der folgenden Tage. Ein abenteuerlicher Anblick. – Wir legen den Kopf weit zurück. Haltsuchend gleitet der Blick den weißen Strich hinauf, der immer dünner wird und schließlich ganz verschwindet. Jäh hält das Auge, findet sich suchend mitten im abschreckendsten Fels – dort sind die Freunde! Abends, wenn alles gut geht, werden auch wir dort sein. Der Auftrieb kehrt zurück, vorerst an eine sechs Millimeter dicke, oder besser, dünne Schnur geklammert und das Wissen um die Kameraden.

Wir binden das Frühstück für sie an die Reepschnur. Nun noch einige Schritte waagerecht nach rechts. Am Boden einige Haken, Seilschlingen, Schuhe, ein Rucksack: der Einstieg. Bald sind wir fertig mit Anseilen. Ein hallender Ruf zu Dieter und „Schnippl". Eben haben sie ihr Biwak abgebrochen. „Wir kommen!"

Ich kenne keinen Einstieg, der dem der direkten Nordwand gleicht. Genau am Wandfuß entlang führt ein schmaler Weg. Von diesem Weg schießt die Wand empor, senkrecht vom ersten Meter an, ohne mühsam zu erklimmendes Schuttkar, ohne Schroffenvorbau, ohne Gelegenheit, sich warmklettern zu können. Gleich die ersten Meter ein würdiger Anfang: kleingriffig, dann ein zweifach übereinandergetürmter steiler Riß.

Langsam arbeitet sich Siegfried aufwärts. Es ist noch sehr kalt. Sechs schwierige Seillängen stehen uns heute bevor. Weiter brauchen wir nicht zu kommen. Für unseren Plan genügt das. Nicht viel für einen ganzen Tag, wenn man das so bedenkt. Ein gewaltiges Pensum, wenn man darunterstehend den Kopf verrenkt, um noch etwas Himmel zu sehen über einem lodernden Wall von Wülsten und Dächern. Sechs schwere Seillängen, 180 Meter Senkrechte.

Siegfried ist am Stand. Jetzt bin ich an der Reihe. Die Finger umkrallen den ersten Griff. Noch einen letzten kurzen Moment genieße ich das Gefühl, ebenen Boden unter den Füßen zu haben. Dann gebe ich meinem Herzen einen Stoß.

Den rechten Fuß auf den ersten Tritt. Kein nachfühlender Blick, ob er wirklich so klein ist. Davon wird er nicht größer. Den linken Fuß nachgezogen. – Das große Erleben „Direkte-Zinne-Nordwand" hat begonnen.

Man unterschätzt sie, die abdrängenden Risse. Sie sehen eigentlich gar nicht so schwierig aus. – Erster Stand. Wir sind warmgeklettert. Flüssig geht es jetzt empor über all die extremen Stellen, die wir von unserem mißglückten Versuch im September 1957 schon kennen: Der freizukletternde Quergang, in dem fast keine Haken sind. Dann das erste Dach. 25 Meter ist die dritte Seillänge nur lang, aber zum Einnageln bestimmt eine der allerschwersten. Hier stecken auch die ersten Bohrhaken. Doch ohne zu verweilen, steigen wir weiter. Wir sind ganz gut in Form, stellen wir fest. Die vierte Seillänge; in den meisten Wänden, auch den schwierigsten, wäre sie eine Schlüsselstelle. Hier ist sie nur die längste Seillänge. Im übrigen eine von vielen gleichartigen. Gerade eine Stunde hält sie uns auf. Man muß sehr viel frei klettern. Hier oben haben wir biwakiert bei unserem Versuch im letzten Jahr und am anderen Morgen kälteklappernd im eisigen Septemberwind den Rückzug angetreten. Jetzt aber geht es weiter, für uns ins Neuland.

Wieder liegt eine Seillänge hinter uns, insgesamt bereits 160 Meter Höhe. Ein Quergang steht bevor. Er schaut unmöglich aus. Dann werden wir unter der Rinne stehen, die hinauf zu dem großen Söller führt, unserem heutigen Ziel. Inzwischen halten wir eifrig nach Dieter und „Schnippl" Ausschau, die ja heute den unteren Teil der überhängenden Verschneidung vorbereiten wollten. Links des Söllers beginnt die Verschneidung mit ihren riesigen Dächern. Eines baut sich über das andere, und eines grinst abschreckender herab als das andere. Gut, daß wir dort nicht hinauf müssen. Gerade diese Zone haben wir ja genau von unten studiert und haben einen Ausweg entdeckt: Um nicht über den unteren Verschneidungsabbruch klettern zu müssen, wird unser Weg unmittelbar vom Söller aus einen Pfeiler – hoffentlich ist es auch wirklich einer – emporführen. Damit kämen wir nur leicht überhängend elegant rechts an den Dächern vorbei. Oben ein Quergang nach links, und schon werden wir in der Verschneidung oberhalb des grausigen Dachgewirrs sein. So jedenfalls sah es von unten her aus. – Wieviel wir aber Ausschau halten; von den Freunden ist nichts zu sehen. Sollten sie heute keine Lust haben? Doch ab und zu hören wir, vom Fels widerhallend, Hammerschläge.

„Siechst as du, Sigi?" – „Na, i möcht wissen, wo die Narren rumkrein!" Vorläufig ist uns das aber gleich. Erst müssen wir noch den Quergang hinüber, den Quergang, der so unmöglich aussieht. Gleich darauf merke ich, er sieht nicht nur so aus, er ist es auch. Zentimetertief nur stecken die Haken im Fels. Dazu reichlich locker. Nur wenn ich den Atem anhalte, wage ich, sie zu belasten. Dauernd kann ich das aber nicht. Da will auch schon der erste herausgehen. Einen Moment noch, lieber Herr Haken, meine ich, denn unsere Stimmung ist prächtig. Kaum stehe ich am nächsten, hängt der andere schon im Seil. Was so eine freundliche Ermahnung doch alles nützt, selbst bei einem leblosen Stück Eisen. Doch vielleicht sind die Haken gar nicht so leblos, sondern sind sich ihres Wertes wohl bewußt. Sie, an deren gutem Willen mehr als einmal Glück und Leben eines Bergsteigers zappelt. Aber da will schon wieder ein Haken seinen angestammten Platz verlassen. Das heißt, diesmal tu ich ihm Unrecht; nicht der Haken ist es, vielmehr eine ganze Felsschuppe. Verzweifelt recke ich mich nach dem nächsten. Kaum hängt die Schlinge, hutsche ich auch schon hinüber. Dann erst wird das Seil eingehängt. Noch einige Meter. Die Haken werden um keinen Deut besser; doch ich lasse mich durch das Klingeln, wenn sie hinter mir plötzlich lose im Seil hängen, auch keinen Deut aus der Ruhe bringen. Angst habe ich nur, wie Siegfried hier herüberkommen soll. Denn als ich nach zwanzig Metern abschließender Freikletterei oben auf dem

Söller hocke, da hängen hinter mir etwa fünf Haken an ihren Karabinern friedlich baumelnd im Seil. Der Fels ist auf viele Meter wüst und leer.

Vorerst richte ich mich auf meinem Söller ein. Ein herrlicher Stand! Ich wische mir den Schweiß von der Stirn. Die Haken haben mich richtiggehend herübergejagt. – Jetzt erst hebe ich den Kopf, schau nach den Freunden, und – mir stockt einen Moment fast das Blut in den Adern. Da hängt der Dieter an einem Schlingenstand mitten zwischen den Dächern. Rechts eines, links eines, unter und über ihm je ein ganz großes! Und der „Schnippl" nagelt sich zehn Meter über ihm auch gerade so ein Ungeheuer hinauf. Es sieht wahnsinnig aus.

„Ja spinnt's ihr!" rufe ich statt einer Begrüßung. „Warum geht ihr denn über die Dächer?" – „Schau doch die Wand über dir an!" ruft der Dieter zurück. Nun, besser schaut die tatsächlich nicht aus. Vor allem unheimlich brüchig. Das konnten wir von unten natürlich nicht sehen.

Jetzt muß ich erst einmal Sigi heil herüberbringen. Bei dem Gedanken daran, was dem Freund jetzt bevorsteht, ist mir gar nicht so recht wohl in meiner Haut. Der macht sich aber frischfröhlich auf den Weg und hängt gleich darauf auch schon mitten drin im Schlamassel. Er brüllt dauernd: „Obacht, jetzt flieg ich!" Trotzdem kommt er immer wieder weiter, sogar ohne die Haken zu ersetzen. Dann ist er bei mir, ziemlich atemlos, aber ohne Sturz. Wie er das geschafft hat, wird für mich ewig ein Rätsel bleiben – für den Sigi auch.

Wir queren noch etwa fünfzehn bis zwanzig Meter leicht nach links. Darauf sind wir am Biwakplatz der Freunde. Es ist zwei Uhr. Der Biwakplatz ist phantastisch. Zwei übereinanderliegende Bänder. Doch was darüber folgt, ist vom Übel. Da baut sich eine solche Zahl von Dächern in die Luft hinaus! Ich sah noch nirgends etwas nur annähernd Vergleichbares. Und mitten zwischen diesen Dächern hängen die Freunde. Ein Anblick, der selbst uns, die wir uns im Laufe des Tages an allerhand gewöhnt haben, ein leichtes Gruseln verursacht. Hauptsächlich wohl deswegen, weil wir morgen ja selber dort hinauf müssen. Bis dort hinaus, wo wir hinter einem Zacken den Beginn der weiteren Verschneidung wissen, die aber ihrerseits auch noch überhängt. Wie stark, das sollten wir morgen am eigenen Leib noch zur Genüge erfahren.

Wo ist plötzlich unser Mut? Wo unser Auftrieb, der doch gerade heute so groß war? Wo ist unsere gute Stimmung von vorhin geblieben? Fort, wie weggeblasen. Zu allem Überfluß ziehen immer schwärzere Wolken von Westen daher, branden an die Nordwände der Zinnen. Die Westliche ist schon nicht mehr zu sehen. Schau, wie es draußen in Sexten blitzt und donnert. Der „Schnippl" ist auch nur noch ein Schemen im milchigen Gebräu, allerdings ein Schemen, das fleißig auf den Fels losdrischt. Er muß ein Hakenloch bohren. Da oben bohren? Wir haben doch gedacht, in der Verschneidung brauchen wir keine Bohrhaken mehr. Und jetzt doch. – Wenn wir ein entsprechend langes Seil hätten, wir würden sofort abseilen, 180 Meter frei durch die Luft.

Das sagen wir dem Dieter auch. Doch der lacht nur. Seine Stimmung ist prächtig. Er hutscht in seinen Schlingen im Standsteckhaken und feixt. Er lacht nicht – er ist ja aus Sachsen – er feixt. Sigi und ich, wir können inzwischen überhaupt nichts tun. Wir hocken trübselig auf dem Band und starren in den Nebel; ab und zu, wenn sie wieder herauskommt, zur Zinnenhütte. Ab und zu, wenn er wieder herauskommt, zu „Schnippl", der immer verwegener weit, weit über Tal und Wolken hängt und unablässig den Hammer schwingt. Hier ein Haken, da ein Haken, dort ein Holzkeil. Wieselflink geschieht das alles, und immer weiter schiebt er sich das Dach hinaus, dem Zacken entgegen, der für uns im Augenblick die Wandbegrenzung darstellt. Wir hocken immer noch da, können immer noch überhaupt nichts tun und starren trist vor uns hin. Dabei stellen wir tiefsinnige Betrachtungen an. Über die Dummheit der extremen Bergsteiger im allgemeinen, über unsere eigene im besonderen und über unsere Dummheit, in diese Wand eingestiegen zu sein. Dieter schnappt ab und zu einen Gesprächsfetzen auf – und feixt. Das ärgert mich nachgerade.

„Was tun wir denn, wenn's Wetter schlecht wird?" frage ich ihn. – „Es bleibt schön!" – „Aber wenn es wirklich schlecht wird?" frage ich hartnäckig. – „Es bleibt schön!" – „Aber wenn's . . ." – „Es bleibt . . ." Hoffnungslos!

„Schnippl" ist am Stand. Er bohrt noch einen Standhaken, dann muß er zurück zum Biwakplatz. Es wird bereits dämmrig. Aber wie zurück? Abseilen? – Er ist bereits 50 Meter über unserem Band, dazu 25 Meter weiter rechts und gut ein Dutzend Meter weiter draußen. Also muß er zurückklettern. Wir flößen ihm gemeinsam Mut dazu ein. Wir haben ja leicht reden. Dann geht er's an. Zehn Meter ist er schon herunten. Das klappt ganz gut. Aber die nächsten zehn Meter kommt er gleich auf einen Schlag. Es hat nur ein bißchen geklingelt. Allerdings hängt er dafür mehr als fünf Meter von der Wand weg; genau kann man nicht sagen, wie viele, denn er baumelt hin und her. Dieter versucht, ihn mit der Reepschnur zu angeln. Er zieht wie ein Stier, bringt ihn auch fast an die Wand heran; aber der letzte Dezimeter fehlt. Er schafft es nicht. Darauf ändert er die Taktik. Plötzlich läßt er den „Schnippl" wieder in die Luft hinausschnellen. Als er wieder hereinpendelt, versetzt er den armen Kerl mit der Reepschnur in immer weiter ausholende Schwingungen. „Schnippl" saust unter dem Riesendach hin und her wie ein Uhrpendel. Endlich kommt er ganz nahe an die Wand. Er schnellt nach vorn und greift das von Dieter aus nach oben führende Seil, hängt sich ein. Der weitere Abstieg geht reibungslos. Vom Hängestand seilen sie zu uns ab. Wir holen sie heran. Es ist acht Uhr.

Die Freunde sind voller Zuversicht; morgen kommen wir aus der Verschneidung! Wir voller Mutlosigkeit und Skepsis. „Wie sieht sie denn aus, die Verschneidung?" frage ich den „Schnippl". – „Gut, gut", sagt der. „Hängt nicht mehr über, sehr gegliedert. Bestimmt kann man viel frei klettern." Ich bleibe skeptisch. Gott sei Dank, denn anderntags ist in diesem „harmlosen Gelände" die Hölle los.

Unten haben sie inzwischen das Abendessen von der Zinnenhütte gebracht und an unseren „Lebensfaden" gebunden. Für uns folgt eine halbe Stunde Schwerarbeit; aber als der Rucksack bei uns ist, da wird die Mühe reich belohnt. Aus seinen Tiefen fördern wir ungeahnte Leckerbissen zutage. Koteletts, Schokolade, Trockenobst, Bouillon mit Ei in Thermosflaschen, Feldflaschen mit süßer Milch, Zitronentee. Selbst der von Siegfried eigens bestellte Grießbrei, sehr süß, dünnflüssig, mit Ei drin, ist dabei. – Dank dir, Pepi, Dank dir und den anderen, die geholfen haben!

Die Freunde fangen sogleich zu schlemmen an. Die Freunde; denn mir ist übel. Ich schlürfe unlustig etwas Tee, ein paar Bissen von einem der leckeren Koteletts, fertig.

Das Biwak wird sehr angenehm. Der Schlafsack ist warm, der Platz bequem; schlafen kann ich trotzdem kaum. Sigi auch nicht. Er hat den schlechtesten Platz und außerdem auf den Schlafsack freiwillig verzichtet. Wir haben ja nicht mehr als einen mitnehmen wollen. – Um so besser geht es Dieter und „Schnippl". Sie schlafen den Schlaf des Gerechten, traumlos und fest, bis ins Morgengrauen. Sie sind's ja auch schon gewöhnt. Ist es doch ihr zweites Biwak am selben Platz. Der Mensch ist eben doch ein Gewohnheitstier.

Morgenerwachen. Das Wetter ist einzigartig. Hinter dem Paternkofel kommt die Sonne hervor. Von der Zinnenhütte kommt das Frühstück herbei. Die Freunde ziehen es hoch. Sigi und ich machen uns kletterfertig. Unsere Stimmung hat sich im Anblick der leuchtenden Sonne merklich gebessert. Aber wir lachen darob noch lange nicht. Am Nachmittag soll es uns sogar gründlich vergehen. Ich trinke wieder wenig und esse gar nichts. Kletterfieber hat mich gepackt. Ich bin richtiggehend nervös. Erst als die Karabiner schnappen, ich wieder in Trittschlingen baumle, werde ich ruhiger. Fast fröhlich. Drei Dächer, darunter geht es vorbei. Dann eine glatte, senkrechte Platte. Das ist der Stand. Siegfried kommt nach, geht unter den folgenden Dächern hinaus, immer weiter hinaus. Er arbeitet ruhig und überlegt, daß sich ja die Seile später noch ziehen lassen. Das ist sehr wichtig.

Ich kann nachkommen. Die Reihe ist an mir, dort hinauszusehen, wo uns gestern,

bei „Schnippls" Anblick an dieser Stelle, ein gehöriges Gruseln befiel. Doch jetzt, keine Spur von Gruseln. Ich hänge Karabiner aus, hänge Trittschlingen aus und ein und versuche natürlich, vor allem weiterzukommen. Der Blick nach unten, 200 Meter frei zum Einstieg, stört mich nicht im geringsten. Wenn man will, kann man die gesamte überhängende Wand von außen betrachten. Nun, da schaut man halt hinunter, schaut sich eben die Wand mal von außen an. Meist hat man ja zu so einem Blick doch keine Zeit.

Die Seillänge ist schwierig, sie ist sogar unglaublich schwierig. Kurz vor dem Stand. Ich muß frei zu einem Haken. Mit großer Mühe erreiche ich ihn, kralle mich daran ein, da hab ich ihn auch schon in der Hand. Verzweifeltes Scharren. Gerade kann ich mich noch ausbalancieren. Aber nur, indem ich den Kopf zu Hilfe nehme. Ich ramme ihn in einen tiefen Spalt, den das Dach über mir bildet. Noch einen weiteren Meter freie Kletterei, dann habe ich wieder sicheren Boden unter den Füßen. Sicheren Boden in Form eines wunderbaren Holzkeils. Er steckt senkrecht von unten nach oben im Dach, aber bestimmt gute fünf Zentimeter. Erleichtert hänge ich eine Schlinge ein.

Endlich bei Sigi am Schlingenstand mit Bohrhaken, also bombensicher. Die großen Dächer liegen hinter uns. Es ist drei Uhr nachmittags. Ich bin patschnaß geschwitzt. Stille Frage: Warum hab' ich Narr heute morgen die Daunenjacke und den Anorak angezogen? Die Zunge klebt am ausgedörrten Gaumen. Stille Frage: Warum hab' ich Narr auch gestern und heute fast nichts getrunken? Bevor ich weitergehe, brauche ich unbedingt ein paar Schluck irgendeiner Flüssigkeit, gleich was. „Dieter, habt ihr noch etwas zu trinken?" – „Nein, wir doch nichts!" Auch das noch. Denkt ihr, wir vielleicht? Na, wenigstens ist der Weiterweg ja leichter. Zwar völlig unbegangenes Gelände; aber nach dem bisherigen muß es einfach viel, viel leichter werden. Sonst komme ich heute und mein Lebtag nicht mehr hinauf. Bei dem Durst!

Wie ich ausgeschnauft habe, schau ich mir die Sache mal genauer an. Und da treibt es mir den Schweiß wieder 'raus. Gerade vorher hab' ich ihn mir abgewischt. Von der erwarteten Verschneidung sehe ich nur eine Andeutung. Dafür einen riesigen Überhang! Er hängt gewaltig nach links und nach außen. Schwarzgelbe Felsbrocken stehen herum, und kleinbrüchige Bäuche stehen auch herum. „Gegliederte Dächer?" – Meine Fresse! Dieters Spezialausdruck; mir bleibt jetzt selbst der fast im Halse stecken. Vor Durst, vor Hitze und vor diesem Anblick.

Nach drei Uhr mache ich mich an die Überwindung dieses Monstrums. Die ersten Haken halten schlecht. Die nächsten nicht viel besser. Dann komme ich an eines der herumstehenden Dächer. Kleinbrüchiger Grus. Einige verdammt windige Haken bringen mich ein Stück höher. Dann ist es aus. Alles bricht mir unter den Händen weg. Hohl scheppern die Haken, die ich schlagen will. Ich versuche winzig kleine. Ich versuche große. Verdächtig bewegt sich da das Gelände. Alles geht langsam, sehr langsam. Wenn ich eine schnelle Bewegung mache, komme ich außer Atem. Ich mache möglichst keine. Aber ab und zu ist es unvermeidlich. Da komme ich eben doch außer Atem. Er geht röchelnd, pfeifend; ich bin bis in die Bronchien trockengelegt. Rechts ist eine glatte Platte. Letzte Rettung: Steckhaken. Mein erster! Wie gleich sind mir jetzt die Erörterungen für und wider. So lebhaft ich mich auch sonst daran beteiligte, sogar wider. Ich frage keinen Deut nach berechtigt oder unberechtigt. Ich nehme meinen Bohrer und fange zu hämmern an, eintönig und gleichmäßig. Über der Westlichen Zinne kraucht die Sonne hervor. Sie sieht mich hämmern und beginnt sofort mit derselben Beschäftigung. Sie hämmert auf meinen Kopf los, eintönig und gleichmäßig. Die Sonne ist anscheinend gegen Steckhaken, zuckt es in meinem Gehirn. Doch wie froh bin ich, daß mir noch so ein Blödsinn einfällt. Ein Zentimeter Bohrloch. Haken rein. Fertig ist die Bohrerei. Ich auch. Wie ich mich erholt habe, gehe ich weiter.

Am Wandfuß ist der Vigl Luis aufgetaucht. Er unterhält sich mit den Freunden. Mir ist nicht nach Reden. Schwer liegt die Zunge im ausgedörrten Schlund. Mit langsamen Bewegungen steige ich weiter, schlage Haken, kurze, dicke, dünne. Immer langsam,

denn sonst fange ich sofort zu rasseln und zu keuchen an. Wieder sitzt ein Haken wenige Zentimeter. Ein letzter wütender Schlag – weg ist die Daumenkappe. Blut quillt. Ich lutsche es auf. Es klumpt auf den Lippen, im Mund, im Schlund. Ich räuspere mich halb zu Tode. Dem Sigi wird schon himmelangst. Dann endlich bekomme ich wieder Luft.

Wir brauchen lange Ringhaken. Luis will sie beschaffen. Ich gehe einstweilen ohne weiter. Einmal schau ich zurück. Weit bin ich über dem Freund und weit draußen. Nur gut, denn ich lasse dauernd kleine Steinlawinen ab. Ich räume hemmungslos aus. Gute sechs Meter außerhalb zischen die Salven an Sigi vorbei. Und dann nagle ich mich wieder höher. Langsam, langsam, immer an der Wand lang. Die große Ruhe hat mich überkommen. Ich sehe, es geht: man kommt weiter. Auch in diesem Gelände! Erreiche ich heute keinen Stand mehr, dann eben morgen oder übermorgen. In mir ist ein neuer Begriff von Zeit und Raum. Zeit ist gleich Stunden oder Tagen, Raum ist gleich Zentimeter, höchstens Meter. Nur mit dieser Einstellung kann man hier vorwärtskommen, ohne irrsinnig zu werden. Aber der Durst! Hoffentlich kommen sie bald von der Hütte. Es ist bestimmt schon sechs Uhr. In Wirklichkeit ist es sieben vorbei. – Weiter. Kurze Haken, dicke Haken, lange Haken, dünne Haken, zwei Bohrhaken, einige Holzkeile, und wieder der Durst. Er macht mich fast wahnsinnig. Die Sonne ist untergegangen. Die Hitze läßt nach. Der Durst bleibt gleich mörderisch. Da ein Ruf von Sigi: „Seil bald aus!" Im Dämmern steige ich noch vier Meter hinauf – ohne Haken – zu einem Stand. Oben! Tatsächlich, ein ebener Fleck! Fast einen halben Meter tief und einen Meter breit. Als der Standhaken sitzt, ist es neun Uhr.

Von der Hütte ist niemand mehr gekommen. Ausgerechnet an diesem einen Abend, an dem ich einen Schluck Wasser ersehnte wie nichts bisher im Leben. – Pech! Zwei Zitronen ziehe ich mit der Reepschnur hoch. Eine halbe bringe ich hinunter. Die Säure ist zu scharf für meine ausgemergelten Innereien.

Die Nacht beginnt. Die Freunde sind am alten Platz. Sigi in den Schlingen, in denen er seit Mittag steht. Ich bin hier oben. Ich kann sogar sitzen. – Kurz sind die Julinächte, mit die kürzesten des ganzen Jahres. Mir kommt diese trotzdem lang vor.

Kaum ist es richtig Tag, beginnt Siegfried die Kletterei. Die Freunde ziehen das Frühstück hoch. Dann wir. Als ich eine Flasche Milch auf einen Zug hinuntergekippt habe, ist mir wieder wohler. Der Durst ist vorerst einmal gestillt. Auch lange Ringhaken sind da. Ein ganzes Bündel, nagelneue „Cassins", frisch aus Cortina importiert. Bravo, Luis. Gut für dich, Sigi; du hast es heute leichter.

Immer noch dräuen über uns dreißig Meter Überhang, immer noch einige schwarze Dächer. Sigi geht heute auch langsam. Nur jetzt nichts mehr übereilen. Man kommt auch so ganz schön höher, und heute abend biwakieren wir alle gemeinsam auf dem grauen Pfeilerkopf. Bald kommt Dieter an meinen Stand. Gegen Nachmittag ist Siegfried hinter der abschließenden Kante des letzten Dachs verschwunden. Ich mache nun den beiden Gefährten Platz und gehe nach. Auch in dieser Seillänge ist noch allerhand drin. Doch uns kann nichts mehr erschüttern. In glühender Nachmittagssonne steige ich von Sigis Stand die allerletzte Verschneidungsseillänge empor zum Pfeilerkopf. Eine senkrechte Rinne, freie Kletterei. Nur zwei Sicherungshaken schlage ich noch. Nach dem Vorhergehenden mutet einen so eine Seillänge fast wie ein Geschenk an.

Ich bin auf dem Pfeilerkopf. Ebener, grauer Fels, mit grobem Geröll bedeckt. Noch nie von Menschenfuß betreten. – Wie ersehnten wir diesen Augenblick! Mehr als den Gipfel. Seit dem Gedanken an eine Durchsteigung der direkten Nordwand spukt der Moment, in dem der erste seinen Fuß auf dieses Gelände setzt, in unseren Köpfen. Seit einem Jahr malen wir uns das im Geiste aus. Jetzt ist der Augenblick da. – Gerade streicht wieder eines der kleinen Sportflugzeuge wie schon während der ganzen Zeit dicht an der Wand vorbei. Ich fuchtle wie wild mit den Armen in der Luft herum und schreie aus Leibeskräften. Das Bewußtsein und die Freude über den Erfolg sind hier am unvermitteltsten. Morgen der Gipfel, das ist nur die Krönung, die sich mit logischer

Folge einstellen muß, da wir ja diesen Punkt erreicht haben. Ich schau nach dem Weiterweg. Ein senkrechter Riß, unten überhängend, doch immerhin ein Riß. Ich sehe wieder einmal einen Riß. Glücklich lege ich mich hin in die Sonne, blinzle hinauf zu dem Riß, und in mir ist ein Gefühl, wie es wohl weiland Moses empfand, als er vom Berge Nebo aus zum erstenmal das gelobte Land erblickte.

Erst als ich mich von aller Schlosserei, Anorak und Daunenweste entblößt habe, lasse ich Siegfried nachkommen. Er ist in seiner Rinne inzwischen fast verschmort. – Abends ziehen wir in gewaltiger Anstrengung sechs Liter Flüssigkeit und Essen 300 Meter zu uns herauf. Eine arg lange Strecke, wenn einen die Hände so schmerzen wie uns vieren. Die sechs Liter Flüssigkeit sind dann innerhalb weniger Minuten in unseren Mägen verschwunden. Das Essen wird kaum angerührt.

Wieder bricht eine Biwaknacht herein. Für Dieter und „Schnippl" die vierte. – In unserm Innern ist eine Schranke gefallen. Wir liegen in den Zeltsäcken und fühlen uns leicht und frei und froh. Die Gedanken und Gespräche sind nicht mehr belastet von dem ewigen „Was wird morgen sein?", „Ob wir durchkommen?"

Nur ein leiser Schatten liegt über unserer frohen Stimmung. Die Erinnerung an Willi Zeller, der voriges Jahr dabei war und der heute so gern dabei wäre, es aber nicht sein kann, da ein ungnädiges Schicksal den Stern seines Lebens jäh erlöschen ließ. Seinem Andenken haben wir die erste Seite des Wandbuches gewidmet, das wir hier zurücklassen.

Drei Tage schwierigster Kletterei, drei Tage Nervenanspannung bis zum äußersten wirbeln in unseren Köpfen. Keine Minute Schlaf stellt sich ein in dieser letzten Nacht in unserer Wand.

Der neue Tag bricht an. Wieder taucht die Sonne purpurn hinter dem Paternkofel auf, wie all die Tage vorher. Wieder machen wir uns kletterfertig wie all die Tage vorher. Doch diesmal haben wir die sichere Gewißheit, daß wir heute den Gipfel erreichen werden. Wir lassen alles überflüssige Gepäck an der Reepschnur hinunter. Dann werfen wir sie nach. Sie hat ihre Schuldigkeit getan. Kein Frühstück hält uns heute mehr; nur die Aussicht auf den nahen Sieg lockt und treibt.

Durch Risse gelangen wir schnell höher. Die erste Seillänge erweist sich zwar mit ihrem Überhang noch einmal widerspenstig. Aber jetzt ist die Kletterei dafür um so schöner. Die beiden Dächer da oben? Wollen uns die etwa ernstlich aufhalten? – Nein, sie tun es nicht. Unter dem einen schlüpfen wir unten durch, und auch das andere ergibt sich leichter als es aussah. Alles herrlich einfach. Es läuft wie am Schnürchen. Noch eine kleine Debatte wegen des Aufstiegs. Dieter will absolut durchs Wasser vonwegen idealer Linie. Also schlagen wir halt noch einen Haken und gehen durchs Wasser.

Der Gipfel. – Die Seile sind aufgeschossen. In friedlichen roten und weißen Ringen liegen sie zwischen uns und wir zwischen ihnen, dazu ein Haufen Schlosserei; Stilleben des sechsten Grades! Die Freunde singen ein Lied. Ich kann nicht singen. Nicht nur wegen meines ausgetrockneten Halses, auch sonst. So liege ich lieber ganz still und blicke den weißleuchtenden Wolkenballen nach, die geschäftig um die Zinne segeln. Gedanken kommen und gehen. Was wollten wir alles anstellen, wenn wir auf dem Gipfel wären!

Wir sind ganz allein auf dem Gipfel. Fast unglaublich bei diesem Wetter. Die Freunde singen sächsische Berglieder. Die sind sehr schön. Schade, daß ich nicht singen kann. – Vom Antelao her naht ein Gewitter. Wir brechen auf.

Ade, Große Zinne-Direkte Nordwand. Du hast es uns nicht leicht gemacht, doch du warst uns den Einsatz hundertmal wert! Nie mehr sind wir dir so nahe, und stünden wir auch wieder am Einstieg.

Anschrift der Verfasser: Dietrich *Hasse*, Bad Schandau, Ostrauer Mühle; Jörg *Lehne*, Oberwöhr bei Kolbermoor, Krainstr. 75

1958

(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

15. Juli 1958

Deutsch-österreichische Bergsteiger bezwangen Cima Grande

Eine aus zwei Deutschen und zwei Oesterreichern bestehende Seilschaft hat, wie wir berichteten, den Cima Grande di Lavaredo, den höchsten Gipfel der „Drei Zinnen" in den Dolomiten bezwungen, indem sie als erste Bergsteiger den beschwerlicheren Weg über eine 600 Meter hohe glatte Wand nahmen. Ueber einen leichteren Weg hatten die italienischen Alpinisten Dimai und Comici den 3000 Meter hohen Gipfel bereits 1933 bezwungen. Von italienischen Alpinisten war behauptet worden, die Bergsteiger hätten einen elektrischen Bohrer mitgenommen, um die Löcher für die Haken in den Fels zu bohren. Der Bezwinger des K-2, Lacedelli, hatte sie der Unsportlichkeit bezichtigt. Wie sich jedoch jetzt herausstellte, hatten die Bergsteiger lediglich einen kleinen Handbohrer mit. Unser Bild zeigt (von links nach rechts) Jörg Lehne aus Rosenheim, Siegfried Löw aus Salzburg, Lothar Brandler aus St. Anton und Dietrich Hasse aus Berlin vor der Kulisse der „Drei Zinnen", deren mittlere, den Cima Grande, sie bezwangen. (Foto: Keystone)

OVB 17. Juli 1959

Erlebnissplitter aus der Zinne-Nordwand

„Domani?"

Wir stehen vor der Hütte und schauen zur Nordwand der Zinne, wir wissen, daß wir morgen einsteigen werden. Fahl leuchtet sie aus der einbrechenden Dämmerung, so wie gestern, vorgestern, vor einem Monat, einem Jahr, tausend Jahren. Doch morgen werden wir einsteigen. Dieses Morgen ist in uns, seit einem Jahr, seit dem ersten Versuch, diese ungeheure Mauer in der Fallinie zu durchsteigen. Morgen, das ist für uns die ganze Welt.

Das Klappern von Geschirr tönt an unser Ohr. Leute treten aus der Zinnenhütte. Auch sie sehen hinüber zur Nordwand. Die Freunde sind heute bereits eingestiegen, aller Gedanken sind bei ihnen. Ein Italiener nehme den Bohrer und fange an zu hämmern. Monoton. Die Arme erlahmen, die Finger verkrampfen. Nach einer Ewigkeit — ein Zentimeter Bohrloch. Genug! Noch einige Schläge: der Haken sitzt. Gerade so viel, daß ich ihn in einer Schlinge stehend, belasten kann. Doch ich kann nicht rasten. Weiter, weiter ... „Strecke", das sind für mich nur noch Zentimeter ... höchstens Meter. „Zeit", das sind für mich nur noch Stunden, Tage.

Der Pfeilerkopf

Seit Tagen spukt der Pfeilerkopf in unseren Gehirnen. Wir ersehnen den Augenblick, in dem wir ihn erreichen. Der Pfeil-Ort, an dem wir Freudentänze aufführen wollen, wenn wir ihn erreichen. Nicht am Gipfel, das ist nur der logische Abschluß, der sich einstellen muß. Wenn wir nur erst den Pfeilerkopf betreten haben.

In glühender Nachmittagshitze kämpfe ich mich einen langen Riß hinauf. Dann ist es soweit. Nach drei Tagen betreten meine Füße wieder ebenen Fels: Ich bin auf dem Pfeilerkopf. Eines der Flugzeuge, das uns seit gestern umkreist, fliegt gerade wieder ganz nah an der Wand vorbei. Da schmeiße ich wild die Arme in die Luft und stoße einen unartikulierten Schrei aus. Dann lasse ich mich niederfallen. Im Liegen ziehe ich das Seil ein. „Siegi, nachkommen."

Freunde sind heute bereits eingestiegen, aller Gedanken sind bei ihnen. Ein Italiener tritt zu uns. „Domani?" fragt er und deutet zaghaft hinüber zu den Zinnen. Domani? Morgen? Wir sehen ihn an. „Si, si, Domani!" sagen wir und „Buona notte", denn Schlaf ist wichtig. Ob er kommen wird?

Ein fürchterlicher Quergang

„Bitte, lieber Haken, halte wenigstens noch einen Augenblick", bettle ich im stillen das leblose Stück Eisen, an dem ich hänge. Es denkt aber nicht daran: kichernd biegt es sich heraus. Doch schnell kann ich den nächsten Haken einhängen und bin vorerst in Sicherheit. 160 Meter senkrecht über dem Erdboden fühle ich mich in Sicherheit, nur weil ich an einem etwas weniger fragwürdigen Haken hänge, als an dem bisherigen. Wie bescheiden ist doch im Grunde der Mensch. Doch selbst dieser Sicherheit darf ich mich nicht lange erfreuen. Ich muß weiter. Kaum hänge ich im nächsten Haken, da droht er schon samt der Schwarte, hinter die er geschlagen ist, auszubrechen. Der nächste Stift ist weit. Ich strecke mich. Beängstigend rumort es im Gemäuer. Felsteilchen bröckeln. Wie hypnotisiert starre ich auf die Schwarte. Gleich muß der Haken kommen. Verzweifelt „hechte" ich nach dem nächsten. Der Karabiner schnappt. An einer Schlinge hutsche ich hinüber. Hinter mir klirrt der Haken ins Seil. Pfeifend verschwindet die Felsschwarte in der Tiefe.

Schlechte Aussichten

3 Uhr nachmittags. Seit zwei Stunden sitzen wir auf dem Biwakplatz. Ein langer Quergang hat uns hergeführt. Der Rückweg ist abgeschnitten. Der Biwakplatz: ein Band, zwei Meter lang, einen halben Meter breit, drei Meter tiefer wieder ein Band, zwei Meter lang, einen halben Meter breit, 180 Meter tiefer das Kar. Über uns ein Gewirr weit ausladender Dächer. Mitten in diesem Gewirr die Freunde. Dieter an einem Schlingenstand. Rechts ein Dach. Links ein Dach. Über ihm ein ganz großes. Der Schnippel, 15 Meter über ihm, arbeitet sich gerade über so ein Monstrum hinauf. Er ist nur noch ein Schemen, ein Schemen im ziehenden Nebel. Über Sexten blitzt und donnert es. Die Regenfahnen hängen weit ins Tal. Da überkommt uns die große Trübseligkeit. Dumpf resignierend starren wir in die Umgebung. Wir denken nach ... Über die Dummheit der Bergsteiger im allgemeinen ... Über unsere eigene im besonderen ... Über unsere Dummheit, in diese Wand eingestiegen zu sein, im speziellen. Es wird langsam dämmrig. Schnippel geht zurück. Dieter pfeift sich eins. Der Siegi und ich sitzen immer noch auf dem Band und blasen Trübsal. Wenn wir ein entsprechendes Seil dagehabt hätten, hätten wir uns sofort wieder abgeseilt. 200 Meter frei durch die Luft.

Die Dächer

Die Kleidung pappt am schweißnassen Körper. Keuchend geht der Atem. Verzweifelt rudern die Beine in Trittschlingen in der Luft herum. Fast drei Meter sind es bis zum nächsten Haken. Ich muß sie frei klettern ... Ich kralle nach dem Haken, da habe ich ihn auch schon in der Hand. Gerade kann ich den Sturz noch ausbalancieren.

Weiter — im Schneckentempo

Jetzt muß auch ich einen Haken bohren. Meinen ersten. Wie gleichgültig sind mir jetzt alle Polemiken für und wider diese neueste Errungenschaft des Kletterers. Ich

Ein langer Quergang mit überhängenden Verschneidungen. Lothar Brandler auf unserem Bild in der Wand

lerkopf, das ist das Ende der Hauptschwierigkeiten. Das Ende allen Zweifelns um ein Gelingen. Das Ende von Mühe und Plage. Aber auch das Ende des Hoffens und Erlebens. Der Pfeilerkopf, das ist der

Nach dem Abstieg

Es wird Abend. Wieder stehen wir vor der Hütte und schauen zur Nordwand der Großen Zinne. Fahl leuchtet sie durch die Dämmerung zu uns herüber. So wie gestern, vorgestern, vor einem Monat, einem Jahr, vor tausend Jahren. Nichts ist anders geworden. Nichts? Ja, nichts ist anders. Nur wir sind Andere geworden.

Jörg Lehne

Die Zinne-Nordwand wurde vom 6. bis 10. Juli 1958 zum erstenmal von Dieter Hasse, Lothar Brandler, Jörg Lehne und Siegfried Löw in zwei getrennt kletternden Seilschaften durchstiegen. Hasse und Brandler, die einen Tag eher eingestiegen waren, übernahmen die Führung des unteren Wandteils und eines Teils der gewaltigen, überhängenden Verschneidung. Lehne und Löw führten die zweite Verschneidungshälfte und die Ausstiegsrisse.

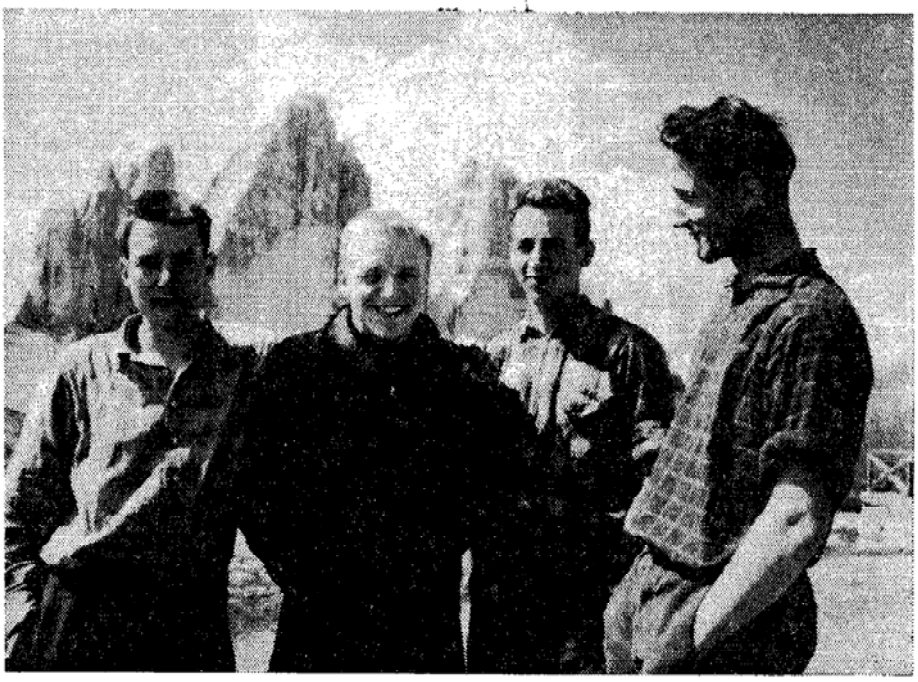
Die Tour hat vor allem wegen der Verwendung von Gesteinsbohrern viel Aufsehen erregt. Es handelt sich hier allerdings lediglich um gewöhnliche Upat-Bohrer, wie sie jeder Installateur verwendet, keineswegs aber, wie irrtümlich berichtet, um elektrische oder sonstige „Bohrmaschinen". Insgesamt wurden 15 Haken gebohrt.

Die Wand ist inzwischen fünfmal begangen worden. Sie gilt als eine der schwierigsten in den Dolomiten.

*

Wettersteingebirge. Teil II. Schwierige Kletterfahrten, von Wolfram Spindler. Neu bearbeitete Auflage von Horst Trautmann, 196 Seiten, 19 Bildtafeln, 1 Uebersichtskarte (Größe: 30 x 40 cm), Leinen 8,— DM. (Bergverlag Rudolf Rother, München).

Das Wettersteingebirge gehört zu den bestersschlossenen Gebieten in den Alpen. Seine günstige Lage lockte immer wieder die Bergsteiger aller Richtungen. Die Bedeutung des Wettersteins als Klettergebiet zeigt sich schon darin, daß der Umfang des Stoffes eine Zweiteilung des Führers notwendig gemacht hat. Der extreme Kletterer erspart sich so das Mitnehmen eines zu umfangreichen Buches, weil der jetzt in zweiter Auflage vorliegende Teil II alles für ihn Wissenswerte enthält.



Die Erstbegeher der hohen Nordwand von l. n. r.: Lehne, Löw, Brandler und Hasse

1960
(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

20. Februar 1960

Rosenheimer Alpinisten beim Eiger-Unternehmen

Jörg Lehne, Siegfried Löw und Lothar Brandl wollen die Winterbegehung der Eiger-Nordwand machen

Die drei wagemutigen Alpinisten, von links: Jörg Lehne, Siegfried Löw und Lothar Brandl. Die Aufnahme zeigt sie nach der Bezwingung der „direkten Nordwand der Großen Zinne".

Drei wagemutige deutsche Alpinisten, der 26jährige Rosenheimer Schriftsetzer Jörg Lehne, das Rosenheimer Alpenvereins-Sektions-Mitglied Siegfried Löw (25) und der in München lebende 24jährige Sachse Lothar Brandler, haben ein tollkühnes Unternehmen vor. Sie wollen die erste Winterdurchsteigung der gefürchteten Eiger-Nordwand machen. Ihr erster Versuch mußte am Dienstag, nach einer Biwaknacht in 2600 Metern, abgebrochen werden.

Wegen der starken Kälte und des Eises erfordert eine Winterdurchsteigung der gefährlichsten Wand der Schweizer Alpen größere Strapazen als im Sommer, obwohl der in den Sommermonaten so gefährliche Steinschlag durch den Eispanzer der Wand ausgeschaltet ist. Aber diese harten Burschen schrecken vor nichts zurück. Sie haben schon die schwierigsten Bergfahrten gemacht. Sie stiegen auch diesmal nicht unvorbereitet in die Wand. Sie waren mit allem ausgerüstet. Sie hatten alle Hilfsmittel, die für eine moderne Klettertechnik nötig sind, dabei. Neben einem Funksprechgerät hatten sie auch noch eine Filmkamera mitgenommen.

Wenn sie sich am Dienstag trotzdem entschlossen, das Unternehmen abzubrechen und es vorzogen, sich in den Schutz der Hotelsiedlung auf der Kleinen Scheidegg zu begeben, so spricht dies erst recht für sie. Sie waren vernünftig genug, um einzusehen, daß die Witterung ein Weiterkommen nicht mehr zuließ.

Der erste Versuch ist gescheitert. Es wird aber nicht der letzte sein. Die drei jungen Bergsteiger stehen mit Eispickeln bei Fuß bereit und warten auf besseres Wetter. So wie wir die drei extremen Alpinisten kennen, wird es ihnen gelingen, als erste durch die Eiger-Nordwand im Winter zu steigen. — Nach ihrer Rückkehr versicherte Brandler, daß dieser erste Einstieg sehr aufschlußreich und gleichzeitig eine Prüfung für die Ausrüstung war. Der Test hat gezeigt, daß sich das mitgenommene Material, wie Schuhe und Decken zum Biwakieren, bestens bewährt hat.

gra

1961
(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

25. Februar 1961

Diesmal auf einer anderen Route

Nanga Parbat-Expedition 1961 — Jörg Lehne unter den Teilnehmern

Das deutsche Institut für Auslandsforschung — sein Begründer und Leiter ist Dr. Karl Herrligkoffer — steht vor einer neuen Nanga-Parbat-Expedition. Diesmal soll der Himalaja-Riese von der Nordwestflanke angegangen werden. Diese Route ist wesentlich kürzer, andererseits aber auch weit anspruchsvoller als der Weg, über den der Gipfel bei seiner Erstbesteigung vor wenigen Jahren bezwungen worden ist. Für Rosenheim hat das wagemutige Unternehmen auch ein örtliches Interesse. Die Liste der Teilnehmer nennt zwei Mitglieder der Alpenvereinssektion Rosenheim: Jörg Lehne, der bereits durch schwierige Felsfahrten in den Ost- und Westalpen bekannt geworden ist, und sein Berg- und Seilkamerad Siegfried Löw. Als dritter im Bunde der kleinen Gruppe, der es zugefallen ist, die rein alpine Aufgabe des Vorhabens zu lösen, wird der aus dem sächsischen Elbsandsteingebirge stammende Harry Rost genannt. Er lebt in Gendorf im Landkreis Altötting und gehört ebenfalls zu den Assen des deutschen Bergsports. Es ist vorgesehen, daß sie vom Hauptlager, das in einer Höhe von 4100 Metern angelegt werden soll, ohne weitere Unterstützung aufbricht, den 8100 Meter hohen „Schicksalsberg der Deutschen" auf einer weitgehend unerforschten Linie zu erobern. Angesichts der Besatzung und Ausrüstung, wie sie bisher bei solcher Gelegenheit üblich war, mutet diese Beschränkung nahezu revolutionär an. Es wird jedoch gesagt, daß die Chance gerade darin zu suchen sei.

Nur bis 6100 Meter Höhe ist der Nanga Parbat in der Nordwestflanke bisher bezwungen worden. Und dieser Versuch geht bis auf das Jahr 1895 und auf einen Engländer namens Mummery zurück. Bis zum letzten Riff unterhalb des oberen Schneefeldes zu Füßen des Gipfels drang er vor, so daß von dieser Strecke Einzelheiten bekannt geworden sind. Diese Erfahrungen wurden in der Zwischenzeit verschiedentlich genutzt, das Ziel aber erreichte keine der Gruppen, die sich von dieser Seite her um den Nanga Parbat bemühten.

Jörg Lehne ist zuversichtlich. „Eine kleine, schlagkräftige Mannschaft wird es schaffen", so drückt er sich aus. Und diese Überzeugung beherrscht auch die übrigen Teilnehmer, unter denen sich im übrigen auch zwei Wissenschaftler, ein Meteorologe und ein Geologe befinden. Natürlich fehlt auch der Kameramann nicht.

Die Vorbereitungen sind im wesentlichen abgeschlossen. Nur die Finanzierung weist noch einige Lücken auf. Ein Teil von den Unkosten — sie sind je Teilnehmer auf 12 000 Mark veranschlagt — soll nun mit Hilfe einer Postkartenaktion gedeckt werden. Die Bergsteiger werden vom Hauptlager aus Martengrüße mit Aufnahmen von sorgt wird, daß diese Botschaften nicht erst nach Abschluß des Unternehmens, sondern unmittelbar über eine Talverbindung und schließlich über die Luftpost zugestellt werden. Das Äquivalent beträgt zehn Mark. In Rosenheim hat sich das Sporthaus Klepper am Max-Josephs-Platz als Zeichnungsstelle zur Verfügung gestellt. Ganz abgesehen vom ideellen Wert einer Beteiligung an der Aktion, die in Rosenheim sicher ein freundliches Echo auslösen wird, läßt auch die philatellistische Kostbarkeit dieser Karten Erfolg erwarten.

Die Berge sind ihre Welt: Jörg Lehne und Siegfried Löw (von links nach rechts) mit zwei anderen Bergsteigern nach einer glücklich beendeten Bergfahrt. *Privataufnahme*

Jörg Lehne ist zur Zeit noch Schüler der Akademie für das graphische Gewerbe in München. Siegfried Löw ist gelernter Gärtner, seit einiger Zeit aber in der chemischen Industrie beschäftigt. Der von ihnen persönlich aufzubringende Beitrag beläuft sich je auf 2000 Mark.

Die Anreise beginnt am 29. April in München. Die Expedition reist zunächst mit der Eisenbahn, dann — ab Genua — mit dem Schiff. Vom indischen Karatschi aus führt sie wiederum die Eisenbahn weiter. Die letzte Strecke in den Himalaja hinein wird mit dem Flugzeug und mit Jeeps überwunden. Bis zu dem für das Hauptlager der Anstiegsroute vorgesehenen Punkt ist dann noch ein dreitägiger Fußmarsch nötig. Auf vier bis fünf Wochen wird die Zeit veranschlagt, die von der zuletzt dreiköpfigen Bergsteigergruppe für den Angriff auf das Massiv des Nanga Parbat benötigt wird, eine Zeitspanne, die auch dem Laien einen schwachen Begriff davon zu vermitteln vermag, welche Schwierigkeiten es zu bewältigen gilt. -ck

31. Dezember 1960

1961 Aufbruch zum Nanga Parbat

Der Schicksalsberg der Deutschen wird über die Diamir-Flanke bestiegen

München. (dpa) — Eine deutsche Expedition unter Führung des Münchener Arztes Dr. Michael Herrligkoffer will im kommenden Jahr versuchen, den 8125 Meter hohen Nanga Parbat erneut zu besteigen. Der Schicksalsberg der Deutschen, der schon zahlreiche Bergsteiger das Leben gekostet hat, war am 3. Juli 1953 zum erstenmal von dem vier Jahre später im Karakorum tödlich abgestürzten Österreicher Hermann Buhl in einem aufsehenerregenden Alleingang bezwungen worden. Die damalige Expedition, die den Berg von der nordöstlichen Seite her über den Rakhiot-Gletscher anging, stand ebenfalls unter Leitung Herrligkoffers.

Diesmal soll der Nanga Parbat vom Westen her über die sogenannte Diamir-Flanke bewältigt werden. „Diamir" ist ein anderer Name für den Nanga Parbat und bedeutet „König der Berge". Eine Besteigung von der westlichen Seite in direkter Fallinie des Gipfels war erstmals 1895 von dem britischen Bergsteiger A. F. Mummery versucht worden. Er kam nur bis etwa 6100 Meter Höhe. Bei einer späteren Querung auf die nördliche Nanga-Parbat-Seite ging Mummery verschollen. 1939 versuchten sich die bekannten Bergsteiger Heinrich Harrer (Erstersteiger der Eiger-Nordwand) und Peter Aufschnaiter ebenfalls erfolglos an der Diamir-Flanke. Beide waren auf der Rückreise vom Kriegsausbruch überrascht und in Indien interniert worden. Von dort flüchteten sie auf abenteuerlichem Wege nach Tibet. Alle anderen Expeditionen — bisher hatten insgesamt acht den Nanga Parbat zum Ziel — führten über die Rakhiot-Flanke.

Außer Herrligkoffer selbst wird von der erfolgreichen 1953er-Expedition nur der Berchtesgadener Albert Bitterling dabei sein, der auch 1954 mit Herrligkoffer am Broad Peak gewesen ist. Der Tölzer Bundeswehr-Bergführer Michael Anderl, Toni Mesner und Rudl Marek stammen ebenfalls aus der Broad-Peak-Mannschaft. Hinzu kommen als Neulinge Harry Rost (Gendorf), Werner Thaler (Bad Reichenhall) und Jörg Lehne (Rosenheim).

Als Wissenschaftler werden der Meteorologe Kurt Burkhart (Memmingen) und der Geograph Gerhard Wagner (München), die beide im Dienst der Bundeswehr stehen, die Expedition begleiten.

Zur Finanzierung des Unternehmens tragen nach Herrligkoffers Angaben alle Teilnehmer mit je 2000 Mark bei. „Das sind nicht ganz die Reisekosten", erläuterte der Expeditionschef. Hinzu kämen private Spenden aus Kreisen, die schon frühere Unternehmungen des Münchener Arztes gefördert hätten. Außerdem werde mit Einnahmen aus der Vorfinanzierung der Filmrechte gerechnet und eventuell mit Beiträgen staatlicher Stellen.

Einen besonders originellen Finanzierungsplan hat sich Herrligkoffer außerdem noch ausgedacht: wer sich aus dem Hauptlager der Bergsteiger unterhalb des Eisriesen Nanga Parbat eine Luftpostkarte mit der Unterschrift aller Expeditionsteilnehmer sichern will, bezahlt vor dem Aufbruch der Gruppe zehn Mark an das Münchener Expeditionsbüro. „In internationalen Philatelistenkreisen hat unsere Idee viel Anklang gefunden", sagte Herrligkoffer. Bis jetzt seien bereits über 300 Kartenbestellungen eingegangen — „vor allem wohl wegen der fremdländischen Briefmarken".

Da nach den Angaben Harrers und Aufschnaiters ein Aufstieg über die steilen Felsrippen an der Westflanke durch starken Steinschlag gefährdet ist, sollen nach Dr. Herrligkoffers Angaben die Hochlagerzelte gleich Schwalbennestern mit Drahtgittern geschützt werden. Einige Seilwinden sollen den Lastentransport über die Steilflanken vereinfachen. Dadurch kann auch die Zahl der Hunza-Träger beschränkt werden.

Wie Dr. Herrligkoffer mitteilte, liegt die Einreiseerlaubnis für die „deutsche Diamir-Expedition" noch nicht vor, doch bestehe berechtigte Hoffnung, daß sie erteilt werde.

JUGEND AM BERG
Zeitschrift der Jugend des Deutschen Alpenvereins.
8. Jahrgang - Heft 2 - Juni 1962 - Einzelpreis 50 Pf

JÖRG LEHNE

Nanga Parbat - Diamirflanke

Probleme und Erlebnisse

Wie im vergangenen Jahr versucht auch heuer wieder eine sehr leistungsfähige deutsche Bergsteigergruppe unter Leitung von Dr. *Karl Herrligkoffer* den Nanga Parbat über die Diamirflanke zu besteigen. Die Teilnehmer sind: *Michel Anderl* (46), *Toni Kinshofer* (27), *Anderl Mannhardt* (22), *Siegfried Löw* (28), *Manfred Sturm* (26), *Armin Erdenkäufer* (27) und *Hubert Schmidbauer*. Der vorjährige Versuch mußte wegen des Monsuneinbruchs in 7150 m Höhe abgebrochen werden. *Jörg Lehne* berichtet nachfolgend darüber.

Am 29. April 1961 reiste die erste deutsche Diamir-Expedition vom Münchener Hauptbahnhof ab. Durchgeführt wurde diese Expedition vom Deutschen Institut für Auslandsforschung, München. Wieder war Dr. Karl Herrligkoffer Leiter des Unternehmens. Eine Expedition durchzuführen wird von Mal zu Mal schwieriger, es werden zu viele, und der Reiz der Neuheit — oder des Sensationellen —, durch das die Allgemeinheit ansprechbar wäre, fehlt heute. Leider sind die Schwierigkeiten in Deutschland bestimmt nicht geringer als in anderen Ländern, in mancher Hinsicht vielleicht sogar größer. Um so mehr konnten wir vier jungen Bergsteiger, die wir das erstemal Gelegenheit erhielten, an einer Expedition teilzunehmen, uns als wahre Glückspilze fühlen, denen die Gelegenheit geboten wurde, Jugendträume zu verwirklichen.

★

Das Himalajagebirge, das sich 2400 Kilometer lang durch Zentralasien zieht, endet im Westen mit einer gewaltigen, 7300 Meter ins Industal abfallenden Flanke, der Westflanke des Nanga Parbat (8125 m). Den oberen, noch 4000 Meter hohen Teil, nennt man die Diamirflanke. Im August des Jahres 1895 erreichte der Engländer A. F. Mummery, einer der besten Bergsteiger der damaligen Zeit, beim ersten Versuch, den Nanga Parbat zu ersteigen, an dieser Flanke mit nur zwei Eingeborenenträgern eine Höhe von über 6000 Metern. Erst heute können wir diese Leistung ganz erfassen, zu seiner Zeit war das noch nicht möglich, es fehlten die Vergleiche. Er selbst schrieb in einem Brief an seine Frau: „Ich glaube nicht, daß wir am Nanga irgendwelche ernsthaften alpinen Schwierigkeiten finden werden, auch hat er viel weniger Hängegletscher, als ich angenommen hatte.“ Später schrieb Mummery etwas mehr den Tatsachen entsprechend, als um die Sorgen seiner Frau bedacht: „Der Nanga hat auf dieser Seite eine Fels- und Eisflanke von 3700 Metern Höhe, so steil und schwierig wie eine ganze Reihe aufeinandergetürmter Matterhörner und Montblancs.“ Seine Begleiter waren ohnedies kritischer: „Ich möchte wohl wissen, ob der Nanga einmal erstiegen wird. Wahrscheinlich gehört er zu den allerschwersten Bergen, denn man kann nur ganz leichte Zelte hinaufschaffen und selbst die Lagerplätze sind nur in gefährlichster Kletterei erreichbar.“

Der Nanga Parbat wurde erstiegen. 1953 im Alleingang von Hermann Buhl. Allerdings über die Rakiotseite. Eine der größten, wenn nicht überhaupt die größte Leistung in der Geschichte des Bergsteigens. Die zwei Expeditionen an der Westseite des Nanga Parbat, die Mummerys und eine 1939, galten nur dem Gipfel. Die Flanke nahm man als unvermeidbares Übel. Bei unserer Expedition 1961 hatte man ganz bewußt die Flanke als das eigentliche Expeditionsziel gewählt. Es war das erstemal im Himalaja, daß ein Achttausender über eine Route bestiegen werden sollte, die nicht gleichzeitig der leichteste Aufstieg zum Gipfel war. Nur einmal war vorher ein Unternehmen mit einer ähnlichen sportlichen Zielsetzung durchgeführt worden: die geplante Überschreitung der doppelgipfligen Nanda Devi, bei der die beiden Franzosen Gilbert und Vignes verschollen sind.

In den Alpen hat sich die bergsteigerische Entwicklung von der Ersteigung der Gipfel über die Flankenbezwingung bis zur Durchsteigung der Wände in der Gipfelfallinie vollzogen. Inwieweit sich diese Entwicklung analog auf den Himalaja übertragen lassen wird, kann man heute noch nicht sagen. Daß sie sich aber ähnlich vollziehen wird, ist bereits vorauszusehen. Es wäre jedenfalls töricht zu glauben, die Erschließung der Weltberge sei mit der Ersteigung aller Gipfel abgeschlossen. Die bergsteigerisch bedeutungsvollere Epoche beginnt erst nach diesem Zeitpunkt. Die Zukunft hat schon begonnen, doch die großartigsten Probleme, von denen der Bergsteiger nur träumen kann, sie sind ungelöst und im Himalaja, Karakorum und den anderen Weltbergen in verschwenderischer Fülle anzutreffen. Die Durchsteigung der Diamirflanke ist ein verheißungsvoller Auftakt.

Am 24. Mai im Hauptlager im Diamirtal (4200 m)

Unser Hauptlager steht in einem der grandiosesten Bergkessel der Erde. Nach Westen ist der Blick frei und reicht bis zu den im Dunst schimmernden Bergen des zentralen Hindukusch, doch nach allen anderen Himmelsrichtungen wird er schroff und unmittelbar durch gewaltige Bergflanken eingeengt. Den Glanzpunkt bilden im Südosten und Osten die fast 4000 Meter hohen Eiswände des Mazenokammes und der Diamirflanke. Tagelang waren wir uns nicht im klaren gewesen, ob wir überhaupt anpacken sollten, und wenn ja, wo. Unsere Postkartenperspektive, die wir in der Erinnerung von zu Hause mitgebracht hatten, war von der Wirklichkeit bei weitem in den Schatten gestellt worden und unsere kühn ausgedachten und festgelegten Anstiegsrouten schrumpften zu kümmerlichen Phantastereien zusammen. Ein Siegeslauf zum Gipfel würde es bestimmt nicht werden, fraglich überhaupt, ob wir je so hoch kommen würden wie einst Mummery, dessen Aufstiegsroute wir immer wieder mit ungläubigem Staunen hinaufschauten. Wie er es fertiggebracht hatte, so hoch zu kommen, ohne von einer der zahlreichen Eislawinen, die dort pausenlos herunterkommen, hinweggefegt zu werden, war uns rätselhaft. Sollte der Berg damals in anderem Zustand gewesen sein? Kaum zu glauben, doch so billig wollten wir unsere Haut nicht zu Markte tragen. Wenn kein sicherer Aufstieg zu finden war, so wollten wir lieber ganz verzichten. Auch die Route Aufschnaiters, Lobenhoffers und Harrers schien uns wenig günstig. Zuviel Kletterei, bis hoch hinauf, teilweise bestimmt sehr schwierig. Dazu nach den Berichten steinfallgefährdet. Wir entscheiden uns endlich für einen Aufstieg, der zwar in der Routenführung nicht so ideal ist wie der Mummerys, doch den Vorteil absoluter objektiver Sicherheit aufweist.

Das Bollwerk — die 1000-Meter-Eisrinne

Der Aufstieg zu dem Platz, an dem Lager 1 entstehen soll, ist vom Hauptlager aus bequem in vier Stunden zu schaffen. Am 31. Mai halten wir im Hauptlager noch einen großen Rasttag vor dem eigentlichen Angriff. „Wir liegen zu viert bei uns im Zelt und sind so schlapp und vollgefressen, daß wir keine 100 Meter vom Lager uns würden entfernen können", so steht es jedenfalls in meinem Tagebuch. Am anderen Tag hat sich unser Zustand gebessert und wir gehen zum vorgesehenen Lager 1, wo wir einen Schneekegel unter einer überhängenden Felswand abgraben, um die Zelte aufstellen zu können. Anderentags machen Harry Rost, Toni Kinshofer, Siegi Löw und ich den ersten Vorstoß in die „Rinne". Etwa zwei Stunden steigen wir einen immer steiler werdenden Schneehang hinauf. Unter einer Felswand machen wir uns kletterfertig. Wir haben 300 Meter Reepschnur dabei, die wir zur Versicherung unseres Aufstieges hernehmen wollen. Die Rinne steilt sich hier enorm auf, bis zu etwa 50°. Bald tritt blankes Eis zutage. Ich bin froh, daß Toni Kinshofer vorausgeht, denn ich habe noch nie eine reine Eisfahrt von solcher Steilheit bewältigt und hätte mir anfangs wohl kaum getraut, einfach mit den Zwölfzackern so hinaufzugehen, wie das der Toni tat. Er war der große Meister,

es dauerte einige Zeit, bis wir in diesem Gelände dieselbe Sicherheit erlangten wie er.

Unsere Versicherungsarbeit beginnen wir recht verheißungsvoll. Wir schlagen mächtige Stufen und spannen eine Reepschnur, die mit Sackstichen versehen ist, so daß man bequem wie an einer Treppe hinaufspazieren kann. Als uns diese Art der Versicherung zu mühsam wird, sparen wir uns die Sackstiche (wir hätten auch

Diamirflanke des Nanga Parbat. Links Nordgipfel, rechts Hauptgipfel. 1 = Lager 1 (4900 m), 2 = Lager 2 (6000 m), 3 = Lager 3 (6600 m), 4 = Biwak (7150 m).

zu viel Reepschnur gebraucht) und schlagen dafür bessere Stufen. Als aber die Rinne noch steiler wird, Blankeis von fast 55°, sparen wir uns auch die Stufen, die sowieso jeden Nachmittag ausschmelzen würden. Von diesem Punkt an bildete eine dünne, alle 20 Meter verankerte Reepschnur unsere ganze Versicherung, später wurde sie noch durch ein Stahlseil verstärkt. Mancher wird fragen: warum überhaupt den Aufstieg versichern? Dafür gibt es eine ganze Reihe von Begründungen. Es ist bei solchem Gelände in dieser Höhe kaum mehr möglich, ohne Versicherung, also einen Halt für die Hände, schwere Lasten zu tragen. Vor allem wäre es unverantwortlich, Hochträger allein gehen zu lassen, wenn keine Versicherung da wäre. Wir waren aber nicht so viel, daß jedesmal ein Sahib mit den Trägern mitgehen konnte. Schließlich wäre auch ein Abstieg ohne die Reepschnur kaum ohne Abseilen zu bewerkstelligen gewesen, ganz zu schweigen von den Schwierigkeiten bei einem Wettersturz. Diese Punkte sollten genügen, um verständlich zu machen, daß wir im Laufe der Expedition eine Strecke von 1400 Metern mit Reepschnüren und Stahlseilen versicherten. Auf der ganzen Strecke ist der Aufstieg niemals leicht, mit Ausnahme von insgesamt etwa 100 Metern bei Lager 1 und Lager 3, so daß trotzdem noch lange und schwierige Strekken unversichert blieben.

Doch noch hatten wir kein Lager 2. Die Errichtung wurde für uns zu einem weiteren ernsten Problem. Die Rinne bot nirgends die Möglichkeit für ein Zwischenlager. Erst an ihrem Ende, vor einer 200 Meter hohen Felswand, fanden wir auf einem hervorstehenden Felskopf gerade so viel Platz, ein kleines Zweimannzelt aufzustellen. Es wurde von uns „Adlerhorst" getauft, und wenn je ein Zelt diesen Namen verdient hat, so dieses. Die Grundfläche des Zeltes bedeckte die ebene Fläche des Blockes so vollständig, daß der Boden seitlich sogar noch etwas über die Kanten hinunterhing. Wir verankerten es, indem wir Steine an die Schnüre banden und diese über den Rand des Blockes hinunterhängen ließen. Zwischen Eingang und der senkrechten Felswand war so viel Platz, daß man nur durch akrobatische Körperverrenkungen hineingelangen konnte. Wollte man sich vor dem Zelt aufhalten, war es dringend zu empfehlen, sich an einem der angebrachten Haken zu sichern. Ein zusätzlicher Unsicherheitsfaktor bestand darin, daß der Block selbst mehr spitz als flach war und wir nur durch das Einebnen der Schneeauflage einen geraden Platz gewonnen hatten. Bei starker Sonnenbestrahlung konnte es uns passieren, daß das ganze Gebilde die Rinne hinuntersauste. Der einzige Vorteil dieses Platzes war der, daß es uns leicht fiel, den Aufruf des Naturschutzvereines „haltet die Lagerplätze sauber" zu befolgen. Eine leichte Schlenkerbewegung der Hand förderte allen Abfall 1000 Meter tiefer.

In schwieriger Felskletterei vom Adlerhorst zum Lager 2 (6000 m)

Über dem Adlerhorst steilt sich der Fels auf. Man hat das Gefühl in der Westwand der Aiguilles Dru oder der Noire zu sein. Bevor wir auf den Grat gelangen, gilt es zwei Seillängen zu überwinden, die den genannten Touren alle Ehre machen würden. Als wir das erstemal dort hinaufsteigen, haben wir ideale Verhältnisse. Sonnenwarmen, trockenen Fels. Beim Klettern fühle ich mich wie zu Hause. Vergessen sind der Nanga und die dünne Luft in 6000 Meter Höhe. Nur wenn ich eine gar zu hastige Bewegung mache, werde ich daran erinnert. Es ist schönste Freikletterei V. oder VI. Schwierigkeitsgrades, so genau ist das unter den veränderten Verhältnissen nicht zu beurteilen. Der Ausstieg gleicht einem verschneiten steilen Hausdach. Der Grat bildet den Giebel dieses Hauses. Er ist allerdings beinahe 10 Meter breit, ein idealer Platz für Lager 2. So genußvoll der erste Aufstieg war, später büßten wir an diesen Felsen alle unsere Sünden ab, als wir tagelang beim schlechten Wetter im Schweiße unseres Angesichts die Lasten vom Adlerhorst heraufzogen. Wenn sich die Säcke immer wieder unter demselben Überhang verhängten, so daß wir oben ziehen mußten wie die Ochsen, um sie flottzubekommen, waren wir mehr als einmal einem Tobsuchtsanfall näher als ruhiger Selbstbeherrschung. Es war der anstrengendste Teil der ganzen Expedition.

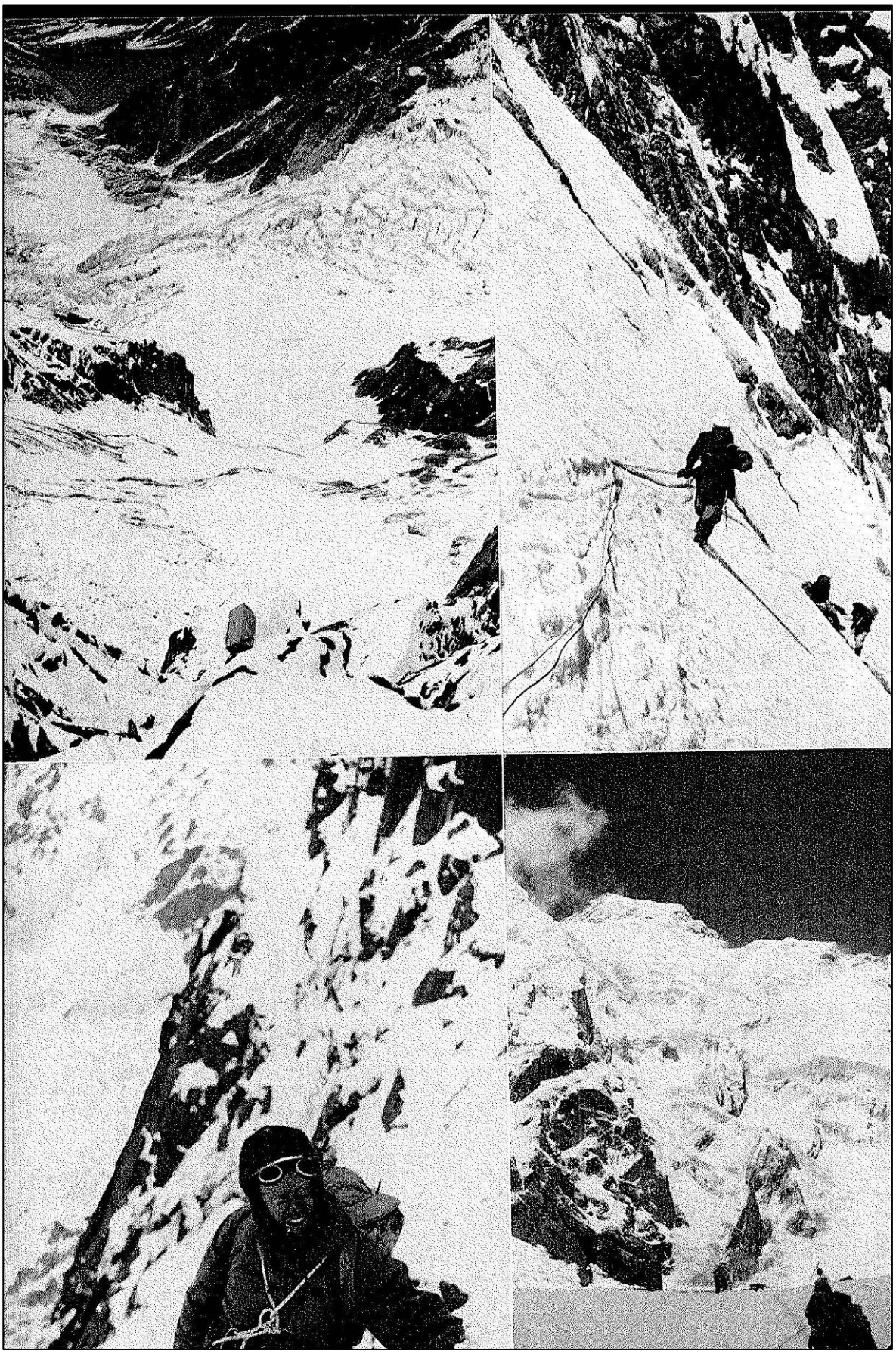
Im Lager 2 hatten wir anfangs nur ein kleines Zweimannzelt stehen. In diesem hausten Toni Kinshofer, Siegi Löw und ich fast eine Woche. Wir hatten nicht einmal richtige Schlafsäcke, nur kurze Fußsäcke und die Daunenjacken. Bei dem großenteils schlechten Wetter war es mehr ein Biwak, das wir dort oben aufgeschlagen hatten. Ursprünglich hatten wir geglaubt, hier alle alpinen Schwierigkeiten überwunden zu haben, jetzt sahen wir uns in dieser Erwartung bitter enttäuscht. Noch weit über 1000 Meter hoch würden wir steilstes Gelände bewältigen müssen. Allerdings nicht mehr so schwierig wie zum Lager 2.

Vom Hochlager 3 Aufbruch zum Gipfel

Das Lager 3 errichteten wir auf dem ebenen Plateau einer großen Wächte in 6600 Meter Höhe. Der Hauptgipfel war von hier aus nicht zu sehen, doch der Nordgipfel war greifbar nahe gerückt. In den Alpen eine nette Tagestour, hier würde es wohl ohne Biwak kaum abgehen. Trotzdem war die Zeit bereits so fortgeschritten, daß wir es uns kaum leisten konnten, an die Errichtung eines weiteren Lagers zu denken. Wir würden den Gipfel eben mit nur drei Lagern erreichen, das letzte Stück im Westalpenstil mit ein oder zwei Biwaks. Nur das Wetter müßte endlich einmal schön werden, wir wunderten uns sowieso, daß wir bei dem beständigen Sauwetter überhaupt so weit gekommen waren. Es war der 19. Juni, als Toni Kinshofer, Siegi Löw und ich im einzigen Zelt von Lager 3 lagen. Harry Rost und Michl Anderl waren am Nachmittag, als wir das Zelt aufgeschlagen hatten, mit den zwei Hochträgern ins Lager 2 zurückgekehrt. Bei gutem Wetter wollten wir am anderen Morgen aufbrechen, um zum Gipfel zu gehen, Harry und Michl sollten nachkommen, unseren Rückzug decken und eventuell auch noch den Nordgipfel besteigen.

Eintönig prasseln abends die Graupeln auf unser Zeltdach. Wir schlafen trotzdem bald ein, denn dieses Geräusch ist uns vertraut geworden wie dem Müller das Klappern seiner Mühle. Der andere Tag wird die Entscheidung bringen. Etwas später schrieb ich darüber in mein Tagebuch, das ich hier wörtlich zitieren will:

„20. Juni 1961: Aufbruch zum Gipfel. Schon am frühen Morgen wollten wir aufbrechen, doch es schneite. So begingen wir den an und für sich geplanten Rasttag. 12 Uhr Teleportgespräch mit Dr. Karl Herrligkoffer im Hauptlager. Karl sagt: ‚Im Garhwal ist der Monsun eingetroffen, er kann in einigen Tagen hier sein, brecht noch heute zum Gipfel auf.' Im Moment scheint die Sonne, so sagten wir ja. Um 15.15 Uhr Aufbruch. Es ist schwül und im Westen Weltuntergangsstimmung. Daheim würde man bei einem solchen Wetter keine Vorgebirgswande-



Personenbuch

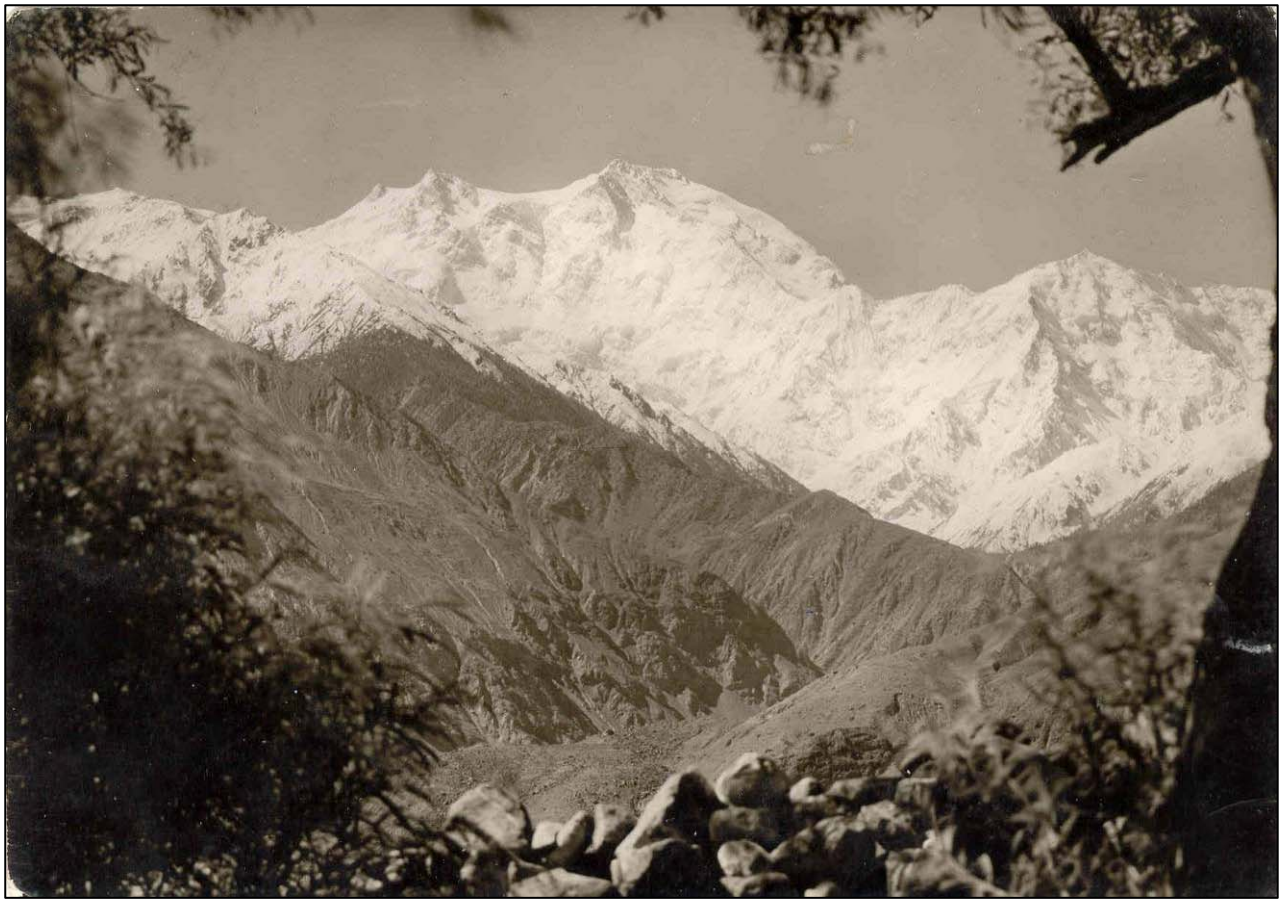
rung antreten, wir gehen auf den Nanga Parbat, 1600 Höhenmeter, bestimmt 2 Biwaks und ein Gelände, von dem später noch die Rede sein wird. Der erste Steilhang bringt anstrengendste Spurarbeit. Erst 20 Schritte, Rast, später nur noch 5. Eine eingelagerte Blankeiszone empfinden wir als Erleichterung, sie bringt uns rasch gleichzeitig höher, das Eis ist gut. Auf einem Felsvorsprung halten wir Rast. Das Wetter wird immer bedrohlicher. Trotzdem gehen wir weiter. Wir halten uns links in den Felsen, da wir dort mehr Sicherungsmöglichkeit erhoffen. Das Gelände ist etwa 50° steil und ein Blankeis, wie wir es im ganzen Aufstieg noch nicht vorfanden. Wir gehen gleichzeitig, und es beginnt bereits dunkel zu werden, als wir in etwa 7000 Meter Höhe sind. Wir haben noch keinen Biwakplatz. Toni steuert einen großen Block an, schwafelt etwas von einer Höhle, aber es ist dann nur ein abschüssiges Band, auf dem wir jedoch zur Not nebeneinander sitzen können. Die Thermosflaschen haben wir vergessen, der Gas-Kocher will anfangs nicht. Wir müssen Kartusche wechseln und einige Male mit der Düsennadel fummeln, bis wir zwei Töpfe voll Ovo-Sport kochen können. Dann ziehen wir den Zeltsack über die Füße, oben die Daunenjacke, bei mir geht leider der Reißverschluß nicht zu. Die im Westen stehende dunkle Wolkenwand ist inzwischen herangekommen, doch wir sind bereits über ihr. Ich kann nicht schlafen, denn ich habe den schlechtesten Platz (der Zeltsack reicht nur gerade so weit, daß ich knapp zur Hälfte auf meinem hergerichteten Stein sitzen kann), so schaue ich alle 5 Minuten nach dem Wetter. Um Mitternacht verkünde ich: Um 3 Uhr sind wir morgen am Gipfel! Kurz darauf steht eine Wolkenwand turmhoch über uns, es beginnt zu schneien und zu stürmen. Wie die Eismänner schälen wir uns beim Morgengrauen aus unserem Biwak. Es schneit immer noch, rings um uns eine trostlose Umgebung. Wir beschließen abzusteigen.

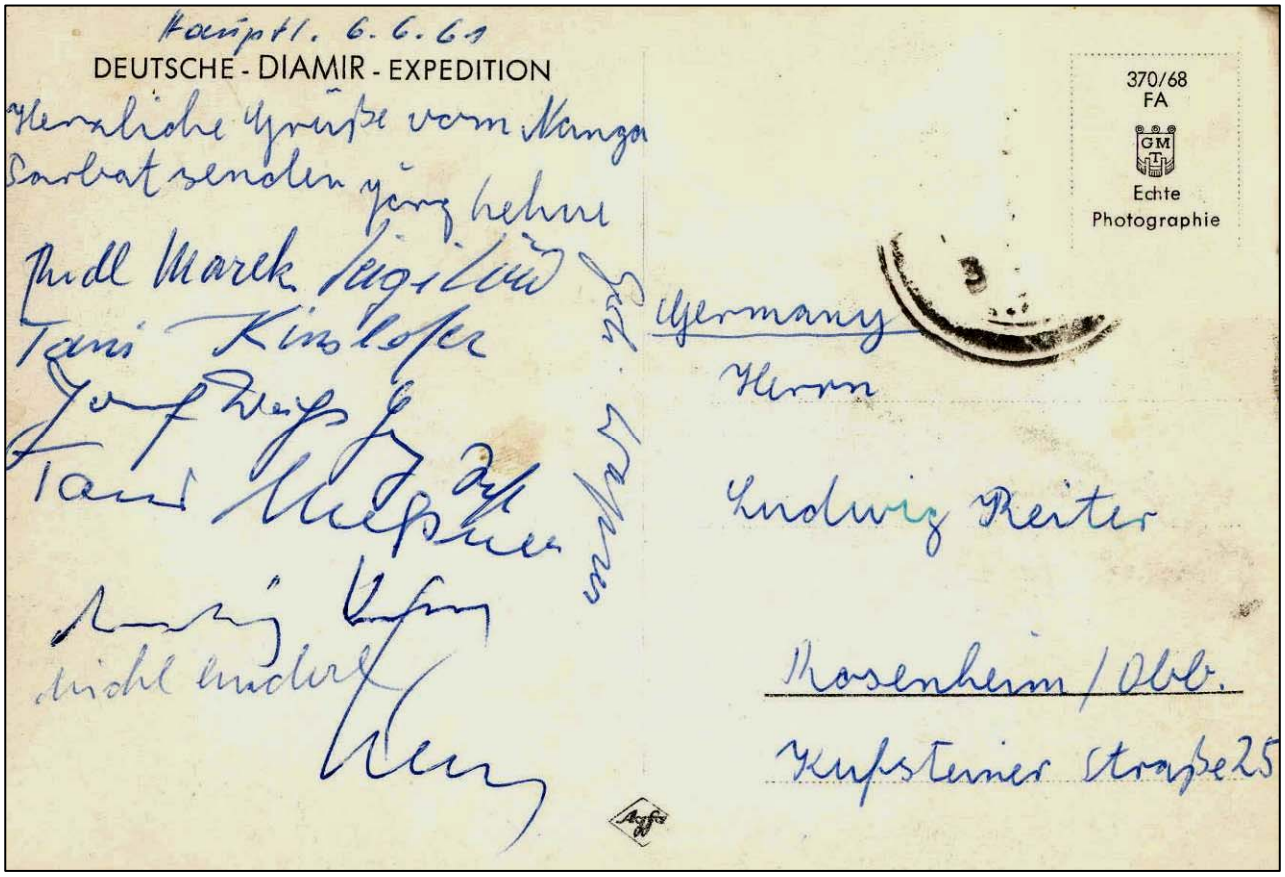
21. Juni 1961; Rückzug und fünf Stürze.

Kaum sind wir zwei Seillängen unten, ist es wie mit einem Schlag schönes Wetter. Wir überlegen kurz, sollen wir wieder aufsteigen, doch das hätte keinen Sinn, es ist zu spät, wir würden nach diesem Biwak heute doch nicht mehr auf den Gipfel kommen. So steigen wir weiter ab. Die Strecke von gestern hat sich wesentlich verschlechtert. Es liegen jetzt 10 Zentimeter Pulverschnee ganz locker auf dem Blankeis. Wir sichern die Strecke vorsichtshalber, und das soll sich als mehr als vernünftig erweisen. Toni geht als letzter, er baut den ersten 20-Meter-Rutscher. Das Eis ist auf der Flugstrecke spiegelblank gefegt. Siegi, der nur mit einem Karabiner ins Seil eingehängt ist, kann den Sturz halten. Im weiteren Abstieg fliegt der Siegi dann dreimal und der Toni auch noch einmal. Zu guter Letzt geht mir ganz zum Schluß auch noch das Steigeisen runter und verschwindet hoppelnd nach unten. Es bleibt im Schnee stecken, Siegi kann es erreichen, und am Seil ziehe ich es hoch. Im tiefen Pulverschnee spuren wir den letzten Steilhang hinunter nach Lager 3. Es weht ein starker Fallwind, das Zelt ist eingeschneit. Um 10 Uhr sagen wir unseren Rückzug durchs Teleport. Draußen weht der Sturm, und um 3 Uhr nachmittags beginnt es schon wieder zu schneien."

Der Gipfel war uns versagt geblieben, doch die Lösung des eigentlichen Problems, die Durchsteigung der Diamirflanke war uns gelungen. Bei einigermaßen günstigem Wetter wird es der diesjährigen Expedition vielleicht glücken, den Gipfel auf dieser Route zu erreichen. Die Mannschaft junger extremer Bergsteiger, zu der man jede Expedition nur beglückwünschen könnte, sollte für einen Erfolg gut genug sein.

Der Engländer A. F. Mummery war der erste Mensch, der es 1895 wagte, in die Diamirflanke des Nanga Parbat einzusteigen. Er kam bis etwa 6100 m, wo der ihn begleitende Gurkha Ragobir erkrankte. Am 23. August 1895 kam der kühne Brite bei einem Versuch, die Diamascharte zu überschreiten, ums Leben. Kurz zuvor schrieb er an seine Frau: „Sollten wir den Nanga Parbat nicht erreichen, dann werde ich nie bedauern diese gigantischen Berge erblickt zu haben."





Personenbuch

OVB 17. Mai 1962

Sturm auf die Diamir-Flanke am Nanga Parbat

EXPEDITIONSBERICHT VON JÖRG LEHNE

Der Nanga Parbat ist einer der am frühesten umworbenen Achttausender. Der Engländer Mummery machte bereits 1895 einen ernstlichen Besteigungsversuch über die Diamirflanke, wobei er die schier unglaubliche Höhe von 6000 Metern erreichte. Mummerys Versuch an der schwierigsten Seite scheiterte, mußte scheitern. Die späteren deutschen Expeditionen wandten sich der Rakiotseite zu: 1932, 1934, die ersten Vorstöße bis in Gipfelnähe, 1937 und 1938 jeweils vergebliches Bemühen. Expeditionen, die heute ein Stück Himalajageschichte sind, fast schon Legende. Ihnen blieb der letzte Erfolg versagt. Lobenhoffer, Chicken, Harrer und Aufschnaiter machten 1939 eine Erkundung an der Diamirflanke. Sie erreichten eine Höhe von 5700 Metern, links der von Mummery versuchten Route. Doch auch hier klagten sie über große Schwierigkeiten und starken Steinschlag. Für eine größere Expedition unmöglich, stellten sie fest. Das Risiko wäre unverantwortlich. 1953, Hermann Buhl erreicht den Gipfel über die Rakiotseite. Dr. Karl Herrligkoffer ist Leiter dieser Expedition und schon damals faßt er den Plan, auch die Diamirflanke zu versuchen, einen direkten Aufstieg in der Gipfelfallinie zu eröffnen. 1961. Das Deutsche Institut für Auslandsforschung und dessen Leiter Dr. Karl Herrligkoffer führt wieder eine Expedition zum Nanga Parbat. An dieser nehmen teil: Rudl Marek, stellvertretender Expeditionsleiter, Dr. Ludwig Delp, Hauptlagerverwalter, Toni Meßner, Michl Anderl. Für den Gipfelvorstoß vorgesehen sind: Hary Rost, Toni Kinshofer, Siegfried Löw und Jörg Lehne.

Als wir am 29. April 1961 im Münchener Hauptbahnhof endlich im Zug nach Mailand saßen, da lag der vielleicht schwierigste Teil unserer Expedition schon hinter uns: die Beschaffung der Ausrüstung, die Finanzierung und das Packen. Im Hinblick darauf danke ich allen, die uns so großzügig unterstützt haben, vor allem einigen Rosenheimer Firmen.

In einer Kolonne von 12 Jeeps ging unser Anmarsch von Gilgit vonstatten. Die Straße ist kühn angelegt. In tausend Windungen, bergauf und bergab, führt sie am Ufer des Gilgit-River und des Indus entlang, gerade so breit wie ein Jeep quert sie nahezu senkrechte Schuttwände, führt durch Wasserläufe und über schwankende Hängebrücken. Unsere Jeeps waren in einem erbärmlichen Zustand: ohne Licht, mit enormem Spiel in der Lenkung und vor allem fast ohne Bremse. Trotzdem hielten die Fahrer nichts vom Motto: „Nimm's Gas weg!" Trotz dieser technischen Mängel fuhren sie, was das Zeug hielt. An der steilsten Stelle blieb der Jeep, mit dem ich fuhr, stehen. Fahrer und Beifahrer stiegen aus, krochen unter den Wagen, und gemeinsam drückten sie mit einer schweren Brechstange den Geländegang hinein. Wenn zum Beispiel der Motor heiß war, machten sie an bestimmten Wasserläufen halt, ließen das Kühlwasser ab und gossen eiskaltes neues ein. Zum Schluß bekam auch der Motor noch eine tüchtige Ladung darübergegossen, daß es nur so zischte. Mit strapazierten Nerven, sonst aber wohlbehalten, erreichten wir nach acht Stunden unseren Ausgangspunkt im Industal, die Brücke von Bunar.

Keine Räuber, sondern Kulis

Die Landschaft um die Bunarbrücke kann nicht gerade als lieblich bezeichnet werden. Brütende Hitze, große Steine und flimmernder Sand. Tief eingeschnitten der reißende Diamir-River, der hier in den Indus mündet. Kleinere Sandhosen wirbeln in kurzen Abständen meterhoch über den Boden. Bald hatten wir den Sand an allen möglichen und unmöglichen Stellen.

Die bestellten 160 Kulis warteten bereits seit fünf Tagen in dieser Wüste. „Es sind alles Räuber und Mörder", sagte uns der Begleitoffizier, als wir skeptisch die finster blickenden, schwarzen Horden betrachteten. Wir waren, gelinge gesagt, leicht beunruhigt, doch dann sahen wir, daß ziemlich viele stark bewaffnet waren. Aha, Polizei, dachten wir. Doch erst später, am anderen Tage, bei der Ausgabe der Lasten, merkten wir, daß auch diese Gummänner ganz gewöhnliche Träger waren. Jeder kann hier eine Waffe tragen, Waffenschein und ähnliche Mätzchen sind völlig unbekannt. Schon wegen eines Hemdes sollen sie sich hier gegenseitig umbringen, erzählte man uns, doch nur wer jemals die zerlumpte Kleidung dieser Leute gesehen hat, kann sich eine rechte Vorstellung von ihrer gewaltigen Schießfreudigkeit machen. Wir kamen aber recht gut mit ihnen aus.

Ich war froh, gleich am nächsten Morgen mit dem Vortrupp losziehen zu können. 40 Kulis, Toni Meßner, Toni Kinshofer und ich. Wir marschierten hinein ins Diamirtal, dessen Abschluß die Diamirflanke des Nanga Parbat bildet. An ihrem Fuß soll das Hauptlager stehen.

Die Kulis kommen uns oft vor wie die Kinder. Für eine Zigarette würden sie ihren besten Freund verkaufen (ihre Frau für eine Kippe), doch für irgendeine Tablette würden sie ihre Seele verkaufen. Sobald wir irgendwo rasten, umlagert mich sofort eine Horde von Trägern, die für irgendein geheucheltes oder wirkliches Wehwehchen eine Tablette wollen. Anfangs bin ich sehr freigebig, da ich von der Schiffsreise her noch eine Menge Tabletten gegen Seekrankheit übrig habe. Doch als diese alle sind und sich herausstellt, daß sie Vivil ablehnen, gehe ich sparsamer um.

Das Hauptlager errichten wir auf einer Wiese am rechten Rand des 600 Meter breiten Diamirgletschers. Ein landschaftlich großartiger Platz; mitten in einem der wildesten Bergkessel der Erde. Schräg gegenüber die fast senkrechten Wände der Mazeno-Peaks. Links davon die Diamirflanke. Wir sehen, wir staunen. Nur zaghaft befassen wir uns mit dem Gedanken, daß wir ja nicht nur zum Schauen hier sind, sondern dort einen Weg zum Gipfel finden sollen.

Drei Tage später ist der Haupttrupp ebenfalls im Hauptlager eingetroffen. Wir sind komplett. Den ersten schönen Tag nützen wir zur Erkundung von Lager I. Ueber die Route zum Gipfel sind wir uns immer noch nicht im klaren. Eifrig durchforschen unsere Augen die vor uns liegende Flanke, verfolgen eine gedachte Aufstiegslinie, 1000, 2000 m weit, bis irgendeine Steilstufe, ein Hängegletscher die Route unmöglich macht. Plötzlich meint Siegi Löw: da müßte es eigentlich gehen. Wir schauen und sind sofort begeistert. Ein idealer Aufstieg, im Verhältnis zu denen, die von Mummery und Lobenhoffer versucht worden waren. Technisch wohl sehr viel schwerer, doch dafür vollkommen sicher vor Steinschlag und Lawinen.

Nach zwei Gehstunden erreichen wir das fast ebene Becken des oberen Diamirgletschers. Angeseilt ziehen wir unsere Spur über die glitzernde Fläche, hinüber zu den steilen Schneehängen, die zwischen zwei Eisbrüchen einen idealen Zugang zum Lager I ergeben. Ueber uns der Gipfel des Nanga Parbat, weiß abgesetzt gegen einen tintenblauen Himmel. Und genau vor uns die Diamirflanke, 4000 Meter schießt sie empor. In ihr stehen Grate, Türme, Rinnen; eine eigene Landschaft, ein eigenes Gebirge. Riesige Hängegletscher senden Eislawinen von ungeahnten Ausmaßen. Hunderte von Metern breit ziehen sie ihre Bahn, stürzen herab wie die Niagarafälle, prallen auf dem ebenen Gletscherboden auf, schießen erneut an den Flanken empor, in mächtigen, brodelnden Säulen zermahlenen Eisstaubes. Steinschlag poltert in den Felszonen, Wasserfälle ergießen sich am Nachmittag über die Steilstufen. Das ist die Diamirflanke. Gewaltig, einmalig. Die grandioseste Bergflanke der Welt. Und oben am leuchtenden Gipfelgrat hängen tagelang die vom Höhensturm aufgepeitschten Schneefahnen wie kleine weiße Wolken.

Lager I unter einem Felskopf

Es ist unerhört heiß, das Spuren im aufgeweichten Schnee wird schon recht mühsam, als wir einen Platz erreichen, der für das Lager I wie geschaffen erscheint. Ein vorstehender Felskopf, unter dem wir unsere Zelte völlig lawinensicher in den Schnee graben können. Mittags kehren wir ins Hauptlager zurück.

Ueber die Route sind wir uns nun klar: Vom Lager I durch eine 1000 Meter hohe, extrem steile Eisrinne, dann über eine 200 Meter hohe, fast senkrechte Felsstufe, einen felsdurchsetzten Schneegrat hinauf, der allmählich in einen steiler und steiler werdenden Blankeishang übergeht. Eine Querung führt in den Bahzinkessel, über den man den Gipfelgrat erreicht, den Hermann Buhl gegangen war. Doch es bleiben eine Menge Probleme: Werden wir geeignete Lagerplätze finden? Werden die technischen Schwierigkeiten nicht zu groß werden? Werden sie vor allem die Träger bewältigen? Wird der Nachschub klappen? Wird bei Wettersturz ein Rückzug möglich sein? Wird . . ., wird . . ., wird . . . Verständlich, daß einige unserer alten, himalajaerfahrenen Teilnehmer äußerst skeptisch waren. Doch wir Jungen stürzen uns kopfüber in das Abenteuer der Diamirflanke, das uns drei Wochen in seinem Bann halten sollte. Wir sicherten unseren Aufstieg mit Hunderten Metern Stahlseil und Reepschnur. Wir überwanden Kletterstellen, wie sie in den schwersten Granittouren der Alpen zu finden sind. Wir standen tagelang mit den Zwölfzackern im steilsten Eis. Wir zogen Lasten mit einer dünnen Reepschnur bei pfeifendem Schneesturm. Wir lebten fast 14 Tage in über 6000 Meter Höhe, die meiste Zeit zu dritt in einem kleinen Zelt, ohne Schlafsack. Doch ich will der Reihe nach erzählen.

Eine Stunde über Lager I setzt die Rinne an, das erwähnte 1000 Meter hohe Eiscouloir. Unten ist es noch ein breiter Schneehang, der aber nach oben durch die links und rechts emporziehenden Felsgrate immer mehr eingeschnürt wird. Auch die Steilheit nimmt zu, Blankeis tritt zum Vorschein. Atemberaubend, gute 50 Grad steil, so zieht sie zu einer kleinen Scharte in 6000 Meter Höhe. Unter einer Felswand machen wir uns kletterfertig, ziehen die Steigeisenriemen nach, seilen uns an. Dann steigen Harry Rost und Toni Kinshofer ein. Siegi und ich bleiben noch zurück, um unsere 300 Meter Reepschnur zu entwirren, die wir zum Versichern des Aufstiegs mitgebracht haben. Bald haben wir 300 Krangel, Knöpfe und Schlingen um uns. Verbissen versuchen wir, mit klammen Fingern das Tohuwabohu zu lösen, mit dem Erfolg, daß wir uns eher selbst noch darin verfitzen. Erst als wir so verfahren, wie einst der große Alexander mit dem Gordischen Knoten, wird der Seilsalat weniger. Von oben tönen gerade noch die lauten Flüche an unser Ohr, die Toni oder Harry ausstoßen, wenn sie gezwungen sind, halbstundenlang in einer windigen Standkerbe im Blankeis auf ein paar Meter Schnur zum Weitergehen zu warten. Als wir die 300 Meter verspannt haben, kehren wir zurück zum Lager I, das wir einige Tage vorher errichtet hatten.

Steinschlag, dünne Luft

Die nächsten Tage sehen uns wieder in der Rinne, die wir immer höher hinauf mit Seilen versichern. Es ist eine mörderisch anstrengende Arbeit. Den halben Tag stehen wir nur auf den vorderen Zacken unserer Steigeisen. Das Eis ist enorm hart, oft pures Wassereis. Wir schleppen schwere Rucksäcke mit Seilmaterial und Schlosserei. Doch jeden Tag kommen wir höher hinauf, und nur noch wenig fehlt bis zum Anschluß an die darüber befindliche Felswand.

Am 4. Juni 1961 brechen wir auf, um das Werk zu vollenden. Außerdem sollen zum ersten Male Träger mit uns gehen. Toni und Harry steigen wieder voraus, ich folge mit den Trägern, weiterer Reepschnur, Biwakausrüstung und Verpflegung. Die Hunzas haben verhältnismäßig leichte Lasten. Trotzdem bin ich neugierig, ob sie den auftretenden Schwierigkeiten gewachsen sein werden. Es ist ein Wagnis und mit klopfendem Herzen lasse ich nach der ersten Seillänge nachkommen. Die nächsten Minuten werden über Erfolg oder Mißerfolg an dieser Route entscheiden. Der erste Träger tritt aus der Standstufe, seine Hände greifen in die Reepschnur, und zügig steigt er zu mir herauf. Aengstlich beobachte ich seinen Gesichtsausdruck, doch ich sehe keine Spur von Furcht.

Im oberen Teil der Rinne erreicht uns die Sonne. Sofort wird es brütend heiß. Steinschlag setzt ein. Unter Aufbietung aller Reserven kämpfe ich mich weiter nach oben. Seillänge um Seillänge. Wie froh bin ich um die gespannte Reepschnur. Trotzdem zittern mir die Waden, wenn ich die Standstufe erreiche. Das Gehen mit den Zwölfzackern strengt in dieser Höhe, wir sind schon fast auf 6000 Meter, furchtbar an. Wie eine überreife Pflaume hänge ich nach jeder Seillänge am Standhaken, mit schlapp baumelnden Armen und die Stirn ans kalte Eis gepreßt. Doch auch die Träger sind „sauer". So sind wir froh, als wir die Freunde erreichen, die auf einer schmalen Eisstufe rasten. 200 Meter über uns geht die Rinne in die Felsen über, doch für heute langt es uns. Harry und die Träger steigen wieder ab, Toni und ich wollen hier biwakieren.

Einsames Biwak am Nanga Parbat

Erst kochen wir einmal etwas zu trinken, werfen aber dann den Kocher samt dem Topf um, da wir beide eingedöst sind. Gegen vier Uhr fallen die Strahlen der Sonne immer steiler in die Rinne. Da beginnt der Berg zu leben. Wir sind unter einer Steilstufe ziemlich sicher, doch nur wenige Meter links von uns plätschert ein Bächlein über das Blankeis. Kleine Schneerutsche zischeln an uns vorbei. Mächtige Felsbrocken springen in langen Sätzen die Rinne hinunter, hohl dröhnt ihr Aufschlag im Eis an unser Ohr.

Unten, 1800 Meter tiefer, zieht der Diamirgletscher talaus. Ein breiter Strom aus Schutt, Sand, Geröll und schmutzigem Eis. Wie ein gepanzerter Lindwurm aus der Zeit der Sagen und Märchen sieht er aus, und abends funkeln seine Augen blitzend zu uns herauf; kleine Gletscherseen, in denen sich die Sonne spiegelt. Als wir vergeblich versucht haben, eine etwas breitere Sitzgelegenheit für die Nacht aus dem harten Wassereis zu pickeln, entdecken wir nur fünf Meter rechts einen herrlichen Felssporn, auf dem sogar eine halbe Luftmatratze Platz hat. Im Reitsitz hintereinander sitzend, verbringen wir hier die Nacht. Es ist sternenklar, nur im Westen, über dem Hindukusch, türmen sich mächtige Wolkenberge. Ein kalter Wind streicht von oben durch die Rinne, doch ich kriieche nicht unter den Zeltsack. Biwak am Nanga Parbat. Ich döse mit offenen Augen. Ich bin zufrieden. Wirbelnde Flocken auf einmal. Leise fällt Schnee. Morgengrauen, Neuschnee überall.

Leicht klappernd brechen wir unser Biwak ab. Als es aufklart, steigen wir weiter die Rinne hinauf. Die Reepschnur verankern wir alle zwanzig Meter, entweder an Eishaken oder an günstigen Stellen an Felshaken. Dann steigen wir in die Felswand ein. Wir haben nur noch wenige Haken dabei, trotzdem wollen wir versuchen, durchzukommen, um den Weiterweg einsehen zu können und nach einem Lagerplatz Ausschau zu halten. Schmale Eisstreifen ziehen zur Höhe, dann hören auch diese auf. Senkrechter Granit türmt sich über uns. Ein heikler Quergang, bei dem man zwischen zentnerschweren, absturzbereiten Blöcken balanciert, bringt uns zu einem senkrechten Riß. Mit drei Haken steige ich weiter. Eine Seillänge, wie sie in der Westwand der Drus sein könnte. Herrlich festes Gestein, ich spreize aufwärts, kaum spüre ich die dünne Luft. Zwei Haken zur Sicherung, das ist alles. Nach gut 30 Metern erreiche ich einen guten Standplatz. Nur zehn Meter trennen uns noch vom Beginn des leichten Schneegrates, doch ohne Haken können wir die Fortsetzung des Risses nicht bewältigen. An unserem letzten Stift seilen wir wieder zur Tiefe. Noch am selben Abend sind wir im Hauptlager. Dort ist allgemeine Lagebesprechung. Resultat: Die Rinne wird noch zusätzlich mit Stahlseilen zur Erhöhung der Sicherheit versehen. Siegi und ich werden unter der Felswand auf einem Kopf ein Zwischenzelt aufstellen und oben weitermachen.

Das Lager II ist errichtet

Endlich steht das Zelt. Es ist eine Heidenarbeit gewesen. Um drei Uhr morgens sind wir im Lager I aufgebrochen, mit schweren Rucksäcken durch die Rinne geklettert. Dann haben wir begonnen, auf dem vorgesehenen Felskopf unser kleines Klepperzelt aufzustellen. Die Grundfläche des Zeltes ist allerdings immer noch etwas größer als die, die uns zur Verfügung steht. Bei der Verspannung tänzeln wir unterhalb des Zeltes in den Steilflanken herum und versuchen, Haken anzubringen. Als dies mißlingt, binden wir Felsbrocken an die Schnüre und lassen diese die Wand hinunterhängen. Es ist später Abend, als wir uns todmüde ins Zelt plumpsen lassen.

In den nächsten Tagen versichern die Gefährten die Rinne mit Stahlseilen, wir holen Lasten herauf, da die Träger an einem Tage nicht die ganze Strecke bewältigen können, und wir versichern das restliche Stück auf den Schneegrat, an dessen Beginn Lager II stehen soll. Dann kommt Toni Kinshofer herauf, und von diesem Tage an schlafen wir zu dritt in einem Zelt. Wenn die Ausrüstung von uns dreien drin ist, so ist es voll. Daß wir selbst dann auch immer noch hineinpassen, mutet uns an wie ein Wunder. Seit dieser Zeit würde ich mir zutrauen, im Varieté aufzutreten, in der bekannten Nummer, in der ein riesiger Kerl aus einem winzigen Köfferchen kriecht. Man muß nur den Trick beherrschen, daß man seine Gliedmaßen auch dort abbiegt, wo an sich gar keine Gelenke sind.

Nanga-Parbat-Diamirflanke, links der Nordgipfel, anschließend der Hauptgipfel, dazwischen der Bahzinkessel.

Der erste Ansturm mißlingt

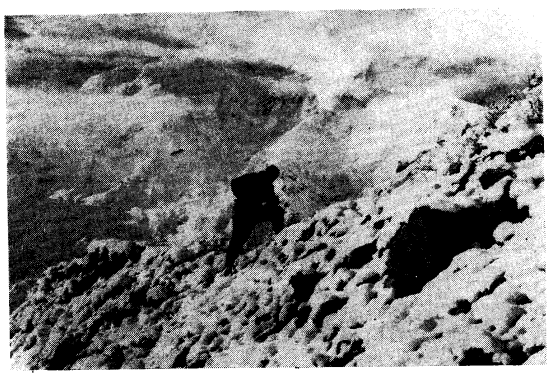
Einige Tage später kommen auch Harry Rost und Michl Anderl herauf ins Lager II, das wir inzwischen errichtet haben. Sie bringen unsere zwei besten Hunzas mit, die ein eigenes Zelt aufstellen. Ein besonderes Problem ist der Lastentransport über die Felsstufe. Keiner hätte hier mit einer schweren Last gehen können. So haben wir einen Seilaufzug eingerichtet. Beim schlechtesten Wetter hängen wir angebunden an eine Selbstsicherung in den steilen Felsen unter Lager II und ziehen Lasten herauf. Es ist mit die größte Schinderei auf der ganzen Expedition.

Das Lager III erreichen wir erst beim zweiten Male. Der erste Versuch scheitert an dem eingangs erwähnten Blankeishang. Zu dritt sind wir mit ziemlich schweren Rucksäcken aufgebrochen. Der anfängliche Schneegrat ist nicht allzu schwer, nur ein 100 Meter hoher Felsturm bereitet einige Unannehmlichkeiten. Doch dann kommt dieser Blankeishang, das heißt das Blankeis ist nicht einmal blank, es ist vielmehr tückischerweise unter einer dünnen Pulverschneehaut verborgen. Unverdrossen stapfen wir bergan. Ich voraus, hinter mir der Toni, hinter dem Toni der Siegi, verbunden sind wir durch fünfzig Meter Reepschnur, doch mit dieser Schnur erschöpft sich unsere Eisausrüstung. Immer steiler wird der Hang. Die Waden beginnen langsam zu zittern, doch wir gehen weiter. Nur die vorderen Zacken geben Halt. Pickel und Eisbeil müssen für das Gleichgewicht sorgen. Ich schaue nach einem Punkt, an dem man sich ausruhen kann, doch überall nur steiles, glitzerndes Eis, stäubender Schnee, erst weiter oben einige herausragende Blöcke. Also weiter. Da ruft der Siegi von unten: „Halt's amal, ist des net a bisserl riskant?" Mit zitternden Beinen schauen wir uns um. Eine haltlose Fläche, wenn einer von uns dreien ausrutscht, reißt er die beiden anderen unweigerlich mit sich. Da geht es uns wie dem Charlie Chaplin in einem seiner unvergessenen Filme. Mit Rollschuhen saust er mit verbundenen Augen bravourös, aber haarscharf am Abgrund entlang, immer wieder. Als er die Binde abnimmt und sieht, wo er gelaufen ist, kann er auf den Rollschuhen nicht einmal mehr gerade stehen, hilflos plumpst er herum. Uns geht es hier oben ähnlich. Siegi hat die Binde von unseren Augen genommen. Mit ängstlichen, zaghaften Schritten steuern wir einen Felsblock an, deponieren unsere Rucksäcke und kehren sofort um.

Letzter Angriff auf den Gipfel

Beim zweiten Versuch sind Harry Rost, Michl Anderl und die beiden Träger dabei. Wir versichern diesmal den ganzen Eishang mit Reepschnüren. Es graupelt stark. Bis zu den Knien stehen wir bisweilen in der rauschenden, gleitenden Schneemasse, die pausenlos herunterrieselt. Als wir den Platz für Lager III erreicht haben, kehren die Träger, Harry und Michl wieder um, wir stellen ein Sturmzelt auf, in dem wir uns bei erneut einsetzendem Schneefall verkriechen. In der Frühe soll der Gipfelangriff starten, doch bei diesem Wetter? Schnee prasselt auf unser Zeltdach, Sturm rüttelt an den Planen, so bleiben wir liegen. Vormittags klart es auf. Stechend heiß kommt die Sonne heraus. Um 12 Uhr Teleportgespräch mit dem Hauptlager. Der Monsun, ein vom Ozean kommender Wind, der im Flachland während eines Monats Regen bringt, im Himalaja aber Schneefälle und Sturm, ist im Anzug.

Um 3.30 Uhr brechen wir auf. 1600 Meter Höhenunterschied stehen uns bevor. Davon 600 Meter schwer, der Rest Gehgelände. Mit einem Biwak hoffen wir, wieder zum Zelt zurückkehren zu können. Als wir den Steilhang über Lager III in tiefem Schnee hinaufspuren müssen, treibt uns die Sonne den Schweiß aus den Poren, doch im Westen türmen sich bereits riesige schwarze Wolken. Bei diesem Wetter würden wir zu Hause keine Vorgebirgswanderung unternehmen, doch hier ist es ja nur ein Achttausender, und beim Biwak kann es ruhig schneien, dann ist es wenigstens nicht so kalt, so witzeln wir und wissen doch, daß es bitterer Ernst ist. Wir wählen einen kleinen Graben in den Schnee des Hanges, bis wir rechts einige Blankeisstreifen entdecken, die uns ein müheloseres Aufsteigen gestatten. Zum Greifen nahe steht der felsige, abgeblasene Gipfel des Nanga Parbat über uns. Wer wird schneller sein? Wir oder die Wolken? Graue Fetzen ziehen bereits unter uns um das Lager. Bald ist es verschluckt. Wir steigen wieder weiter. Das Gelände wird sehr schwer. Steiles Blankeis, vereiste Schrofen, Schwierigkeitsgrad III bestimmt. Doch immer näher rückt die Stelle, an der wir zum Bahzinkessel queren müssen. Nur mehr eine Stunde vielleicht. Die dünne Luft macht sich bemerkbar. 7000 Meter. Trotzdem gehen wir schnell, müssen schnell gehen, wenn wir Aussicht auf Erfolg haben wollen. Ein Schritt, ein Atemzug, ein Schritt, ein Atemzug, nur an Kletterstellen werden es mehr, geht die Lunge keuchend, klopft das Herz wie wild. Doch die Nacht holt uns ein, die Wolken holen uns ein, der Sturm holt uns ein. Unter einem Felsblock beziehen wir ein unbequemes Biwak. Wieder liege ich mit offenen Augen, beobachte im Mondlicht den Tanz der Wolken, die nur mit ihrem obersten Rand zu uns herauflecken. Solange sie nicht steigen, können wir noch hoffen. Seltsame Gebilde entstehen, vergehen, formen sich neu und vergehen wieder, zerfließen in der grauen Unendlichkeit der Nacht. Da, gegen Mitternacht, eine teue Wolkenwand, unseren Platz turmhoch überragend. Ich sehe sie und weiß im selben Augenblick: diesmal werden wir nicht auf dem Gipfel stehen.



Aufstieg über die Moräne des Diamirgletschers zum Lager 1. Im Hintergrund der Ganalo-Peak (6200 m).

1961

(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

08. Juli 1961

Jörg Lehne wieder daheim

Rosenheim. (HH) — Von Karatschi kommend, traf Freitagmittag die deutsche Nanga-Parbat-Expedition in München-Riem ein. Jörg Lehne (25), einer aus der Dreierseilschaft, die nach der Ueberwindung der Diamirflanke zum Gipfel aufgebrochen und dann durch den Monsun zur Aufgabe gezwungen wurde, kehrte am Nachmittag zu seiner Familie in Pfraundorf am Inn zurück. An die Differenzen erinnert, die Hermann Buhl und Hans Ertl mit dem Expeditionsleiter Dr. Karl Herrligkoffer seinerzeit hatten, erklärte Lehne, er würde jederzeit mit Herrligkoffer wieder an solch einer Kundfahrt teilnehmen. Die Expedition hätte, abgesehen von dem schlechten Wetter, einen sehr guten Verlauf genommen. Lehne bestätigte Herrligkoffer auch Organisationstalent und erklärte, „außerdem versteht er vom Bergsteigen mehr, als wir ihm zugetraut hätten". Der Alpinist wird in Kürze für uns über die Expedition gesondert berichten.

26. Oktober 1961

Das Drama einer Expedition

Jörg Lehne zeigte zum erstenmal seine Lichtbilder von der Nanga-Parbat-Expedition

Unter einem Felsvorsprung kauernd, in über 7000 Meter Höhe, den Gipfel des Nanga Parbat in erreichbarer Nähe, verbrachten Jörg Lehne und Siegfried Löw das Grauen einer Nacht mit einer winzigkleinen Hoffnung im Herzen, der nächste Tag könnte besseres Wetter bringen. Es war die letzte Chance der Nanga-Parbat-Expedition des heurigen Jahres. Schon war der Monsun hereingebrochen und kein Tag länger konnte mehr gewartet werden. Die großen Schwierigkeiten lagen alle schon hinter ihnen. Der nächste Tag schrieb aber dann das letzte Kapitel des Dramas. Von Schnee- und Eisstürmen gepeitscht, mußte die Spitzenmannschaft den Erfolg zum Greifen nahe, endgültig den Weg zurück antreten.

Jörg Lehne hat im Rahmen des Raublinger Kulturvereins in der vollbesetzten Gemeindehalle erstmals seine Lichtbilder von der Expedition gezeigt, nachdem sie jetzt von der pakistanischen Botschaft freigegeben worden sind. Die zwei Stunden des Vortrages vergingen wie im Fluge. Sie waren voll Spannung und vermittelten einen anschaulichen und allgemein verständlichen Einblick in das Wesen einer Himalaja-Expedition, in ihre Problemstellungen und die unsäglichen Schwierigkeiten, die ihr gegenüberstehen. „Alle unsere Vorstellungen sind von der Wirklichkeit am Nanga Parbat in den Schatten gestellt worden", sagte Lehne. Angesichts der Diamir-Flanke schien die gestellte Aufgabe, auf diesem Wege zum Gipfel zu gelangen, undurchführbar. Soweit überhaupt spärliche Ergebnisse aus früheren Expeditionsunternehmungen in dieses Gebiet vorhanden gewesen sind, erwiesen sie sich nur als bedingt richtig, oder falsch. Zunächst vom Wetterglück begünstigt, wurde das unmöglich erscheinende, die Überquerung der Flanke, wenn auch unter ungeheueren Schwierigkeiten bewältigt. Drei Wochen befand sich die Spitzenmannschaft in der Flanke. Dann brach, nur noch kurzzeitig unterbrochen, schlechtes Wetter ein, und der Nanga Parbat wurde zum Inferno.

Jörg Lehne erzählte dies mit seiner heißen Liebe zum Berg, bescheiden und sichtlich zurückhaltend, ohne die eigene Leistung auch nur im geringsten zu betonen. Er erwies sich in allen Situationen als ein kluger und scharfer Beobachter. So wurde schon die Reise über Genua, Port Said, durchs Rote Meer, zum trostlosen Aden nach dem heißen Karatschi und Rawal Pindi für den Zuhörer zu einer ebenso interessanten wie kurzweiligen Angelegenheit, wobei humorvolle Wahrnehmungen am Rande des Geschehens oftmals zu Heiterkeitsausbrüchen Anlaß gaben.

Eine erfolglose Expedition? So fragte

folg versagt. „Aber wir haben bewiesen, daß der Weg über die Diamir-Flanke zu machen ist, was bisher nicht bekannt war. Die nächste Expedition kann es bei einigem Glück auf dieser Route schaffen." Wie immer, auch das Ergebnis der Expedition bewertet werden mag, sie hatte ihren großen Wert.

Zweiter Vorsitzender Prechtl dankte namens des verreisten Dr. Hoche, Jörg Lehne für dieses kostbare Vortragsgeschenk. Die Rosenheimer haben Gelegenheit, Jörg Lehne heute, Donnerstag, abends im Kolpingshaus bei einem Werbeabend der Bergwacht zu hören und seine wertvolle Bildausbeute zu sehen. -ö-

OVB 17. Mai 1962

Sturm auf die Diamir-Flanke am Nanga Parbat

EXPEDITIONSBERICHT VON JÖRG LEHNE

Der Nanga Parbat ist einer der am frühesten umworbenen Achttausender. Der Engländer Mummery machte bereits 1895 einen ernstlichen Besteigungsversuch über die Diamirflanke, wobei er die schier unglaubliche Höhe von 6000 Metern erreichte. Mummerys Versuch an der schwierigsten Seite scheiterte, mußte scheitern. Die späteren deutschen Expeditionen wandten sich der Rakiotseite zu: 1932, 1934, die ersten Vorstöße bis in Gipfelnähe, 1937 und 1938 jeweils vergebliches Bemühen. Expeditionen, die heute ein Stück Himalajageschichte sind, fast schon Legende. Ihnen blieb der letzte Erfolg versagt. Lobenhoffer, Chicken, Harrer und Aufschnaiter machten 1939 eine Erkundung an der Diamirflanke. Sie erreichten eine Höhe von 5700 Metern, links der von Mummery versuchten Route. Doch auch hier klagten sie über große Schwierigkeiten und starken Steinschlag. Für eine größere Expedition unmöglich, stellten sie fest. Das Risiko wäre unverantwortlich. 1953, Hermann Buhl erreicht den Gipfel über die Rakiotseite. Dr. Karl Herrligkoffer ist Leiter dieser Expedition und schon damals faßt er den Plan, auch die Diamirflanke zu versuchen, einen direkten Aufstieg in der Gipfelfallinie zu eröffnen. 1961. Das Deutsche Institut für Auslandsforschung und dessen Leiter Dr. Karl Herrligkoffer führt wieder eine Expedition zum Nanga Parbat. An dieser nehmen teil: Rudl Marek, stellvertretender Expeditionsleiter, Dr. Ludwig Delp, Hauptlagerverwalter, Toni Meßner, Michl Anderl. Für den Gipfelvorstoß vorgesehen sind: Hary Rost, Toni Kinshofer, Siegfried Löw und Jörg Lehne.

Als wir am 29. April 1961 im Münchener Hauptbahnhof endlich im Zug nach Mailand saßen, da lag der vielleicht schwierigste Teil unserer Expedition schon hinter uns: die Beschaffung der Ausrüstung, die Finanzierung und das Packen. Im Hinblick darauf danke ich allen, die uns so großzügig unterstützt haben, vor allem einigen Rosenheimer Firmen.

In einer Kolonne von 12 Jeeps ging unser Anmarsch von Gilgit vonstatten. Die Straße ist kühn angelegt. In tausend Windungen, bergauf und bergab, führt sie am Ufer des Gilgit-River und des Indus entlang, gerade so breit wie ein Jeep quert sie nahezu senkrechte Schuttwände, führt durch Wasserläufe und über schwankende Hängebrücken. Unsere Jeeps waren in einem erbärmlichen Zustand: ohne Licht, mit enormem Spiel in der Lenkung und vor allem fast ohne Bremse. Trotzdem hielten die Fahrer nichts vom Motto: „Nimm's Gas weg!" Trotz dieser technischen Mängel fuhren sie, was das Zeug hielt. An der steilsten Stelle blieb der Jeep, mit dem ich fuhr, stehen. Fahrer und Beifahrer stiegen aus, krochen unter den Wagen, und gemeinsam drückten sie mit einer schweren Brechstange den Geländegang hinein. Wenn zum Beispiel der Motor heiß war, machten sie an bestimmten Wasserläufen halt, ließen das Kühlwasser ab und gossen eiskaltes neues ein. Zum Schluß bekam auch der Motor noch eine tüchtige Ladung darübergegossen, daß es nur so zischte. Mit strapazierten Nerven, sonst aber wohlbehalten, erreichten wir nach acht Stunden unseren Ausgangspunkt im Industal, die Brücke von Bunar.

Keine Räuber, sondern Kulis

Die Landschaft um die Bunarbrücke kann nicht gerade als lieblich bezeichnet werden. Brütende Hitze, große Steine und flimmernder Sand. Tief eingeschnitten der reißende Diamir-River, der hier in den Indus mündet. Kleinere Sandhosen wirbeln in kurzen Abständen meterhoch über den Boden. Bald hatten wir den Sand an allen möglichen und unmöglichen Stellen.

Die bestellten 160 Kulis warteten bereits seit fünf Tagen in dieser Wüste. „Es sind alles Räuber und Mörder", sagte uns der Begleitoffizier, als wir skeptisch die finster blickenden, schwarzen Horden betrachteten. Wir waren, gelinge gesagt, leicht beunruhigt, doch dann sahen wir, daß ziemlich viele stark bewaffnet waren. Aha, Polizei, dachten wir. Doch erst später, am anderen Tage, bei der Ausgabe der Lasten, merkten wir, daß auch diese Gummänner ganz gewöhnliche Träger waren. Jeder kann hier eine Waffe tragen, Waffenschein und ähnliche Mätzchen sind völlig unbekannt. Schon wegen eines Hemdes sollen sie sich hier gegenseitig umbringen, erzählte man uns, doch nur wer jemals die zerlumpte Kleidung dieser Leute gesehen hat, kann sich eine rechte Vorstellung von ihrer gewaltigen Schießfreudigkeit machen. Wir kamen aber recht gut mit ihnen aus.

Ich war froh, gleich am nächsten Morgen mit dem Vortrupp losziehen zu können. 40 Kulis, Toni Meßner, Toni Kinshofer und ich. Wir marschierten hinein ins Diamirtal, dessen Abschluß die Diamirflanke des Nanga Parbat bildet. An ihrem Fuß soll das Hauptlager stehen.

Die Kulis kommen uns oft vor wie die Kinder. Für eine Zigarette würden sie ihren besten Freund verkaufen (ihre Frau für eine Kippe), doch für irgendeine Tablette würden sie ihre Seele verkaufen. Sobald wir irgendwo rasten, umlagert mich sofort eine Horde von Trägern, die für irgendein geheucheltes oder wirkliches Wehwehchen eine Tablette wollen. Anfangs bin ich sehr freigebig, da ich von der Schiffsreise her noch eine Menge Tabletten gegen Seekrankheit übrig habe. Doch als diese alle sind und sich herausstellt, daß sie Vivil ablehnen, gehe ich sparsamer um.

Das Hauptlager errichten wir auf einer Wiese am rechten Rand des 600 Meter breiten Diamirgletschers. Ein landschaftlich großartiger Platz; mitten in einem der wildesten Bergkessel der Erde. Schräg gegenüber die fast senkrechten Wände der Mazeno-Peaks. Links davon die Diamirflanke. Wir sehen, wir staunen. Nur zaghaft befassen wir uns mit dem Gedanken, daß wir ja nicht nur zum Schauen hier sind, sondern dort einen Weg zum Gipfel finden sollen.

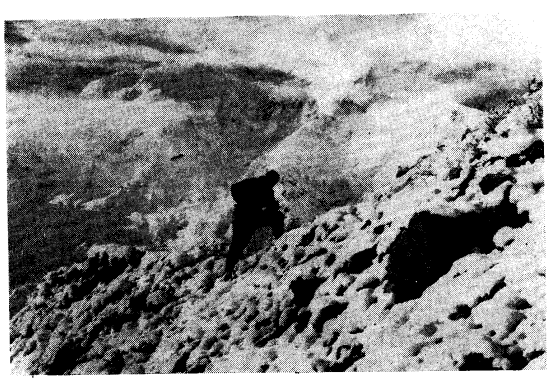
Drei Tage später ist der Haupttrupp ebenfalls im Hauptlager eingetroffen. Wir sind komplett. Den ersten schönen Tag nützen wir zur Erkundung von Lager I. Ueber die Route zum Gipfel sind wir uns immer noch nicht im klaren. Eifrig durchforschen unsere Augen die vor uns liegende Flanke, verfolgen eine gedachte Aufstiegslinie, 1000, 2000 m weit, bis irgendeine Steilstufe, ein Hängegletscher die Route unmöglich macht. Plötzlich meint Siegi Löw: da müßte es eigentlich gehen. Wir schauen und sind sofort begeistert. Ein idealer Aufstieg, im Verhältnis zu denen, die von Mummery und Lobenhoffer versucht worden waren. Technisch wohl sehr viel schwerer, doch dafür vollkommen sicher vor Steinschlag und Lawinen.

Nach zwei Gehstunden erreichen wir das fast ebene Becken des oberen Diamirgletschers. Angeseilt ziehen wir unsere Spur über die glitzernde Fläche, hinüber zu den steilen Schneehängen, die zwischen zwei Eisbrüchen einen idealen Zugang zum Lager I ergeben. Ueber uns der Gipfel des Nanga Parbat, weiß abgesetzt gegen einen tintenblauen Himmel. Und genau vor uns die Diamirflanke, 4000 Meter schießt sie empor. In ihr stehen Grate, Türme, Rinnen; eine eigene Landschaft, ein eigenes Gebirge. Riesige Hängegletscher senden Eislawinen von ungeahnten Ausmaßen. Hunderte von Metern breit ziehen sie ihre Bahn, stürzen herab wie die Niagarafälle, prallen auf dem ebenen Gletscherboden auf, schießen erneut an den Flanken empor, in mächtigen, brodelnden Säulen zermahlenen Eisstaubes. Steinschlag poltert in den Felszonen, Wasserfälle ergießen sich am Nachmittag über die Steilstufen. Das ist die Diamirflanke. Gewaltig, einmalig. Die grandioseste Bergflanke der Welt. Und oben am leuchtenden Gipfelgrat hängen tagelang die vom Höhensturm aufgepeitschten Schneefahnen wie kleine weiße Wolken.

Lager I unter einem Felskopf

Es ist unerhört heiß, das Spuren im aufgeweichten Schnee wird schon recht mühsam, als wir einen Platz erreichen, der für das Lager I wie geschaffen erscheint. Ein vorstehender Felskopf, unter dem wir unsere Zelte völlig lawinensicher in den Schnee graben können. Mittags kehren wir ins Hauptlager zurück.

Ueber die Route sind wir uns nun klar: Vom Lager I durch eine 1000 Meter hohe, extrem steile Eisrinne, dann über eine 200 Meter hohe, fast senkrechte Felsstufe, einen felsdurchsetzten Schneegrat hinauf, der allmählich in einen steiler und steiler werdenden Blankeishang übergeht. Eine Querung führt in den Bahzinkessel, über den man den Gipfelgrat erreicht, den Hermann Buhl gegangen war. Doch es bleiben eine Menge Probleme: Werden wir geeignete Lagerplätze finden? Werden die technischen Schwierigkeiten nicht zu groß werden? Werden sie vor allem die Träger bewältigen? Wird der Nachschub klappen? Wird bei Wettersturz ein Rückzug möglich sein? Wird . . ., wird . . ., wird . . . Verständlich, daß einige unserer alten, himalajaerfahrenen Teilnehmer äußerst skeptisch waren. Doch wir Jungen stürzen uns kopfüber in das Abenteuer der Diamirflanke, das uns drei Wochen in seinem Bann halten sollte. Wir sicherten unseren Aufstieg mit Hunderten Metern Stahlseil und Reepschnur. Wir überwanden Kletterstellen, wie sie in den schwersten Granittouren der Alpen zu finden sind. Wir standen tagelang mit den Zwölfzackern im steilsten Eis. Wir zogen Lasten mit einer dünnen Reepschnur bei pfeifendem Schneesturm. Wir lebten fast 14 Tage in über 6000 Meter Höhe, die meiste Zeit zu dritt in einem kleinen Zelt, ohne Schlafsack. Doch ich will der Reihe nach erzählen.



Aufstieg über die Moräne des Diamirgletschers zum Lager 1. Im Hintergrund der Ganalo-Peak (6200 m).

Eine Stunde über Lager I setzt die Rinne an, das erwähnte 1000 Meter hohe Eiscouloir. Unten ist es noch ein breiter Schneehang, der aber nach oben durch die links und rechts emporziehenden Felsgrate immer mehr eingeschnürt wird. Auch die Steilheit nimmt zu, Blankeis tritt zum Vorschein. Atemberaubend, gute 50 Grad steil, so zieht sie zu einer kleinen Scharte in 6000 Meter Höhe. Unter einer Felswand machen wir uns kletterfertig, ziehen die Steigeisenriemen nach, seilen uns an. Dann steigen Harry Rost und Toni Kinshofer ein. Siegi und ich bleiben noch zurück, um unsere 300 Meter Reepschnur zu entwirren, die wir zum Versichern des Aufstiegs mitgebracht haben. Bald haben wir 300 Krangel, Knöpfe und Schlingen um uns. Verbissen versuchen wir, mit klammen Fingern das Tohuwabohu zu lösen, mit dem Erfolg, daß wir uns eher selbst noch darin verfitzen. Erst als wir so verfahren, wie einst der große Alexander mit dem Gordischen Knoten, wird der Seilsalat weniger. Von oben tönen gerade noch die lauten Flüche an unser Ohr, die Toni oder Harry ausstoßen, wenn sie gezwungen sind, halbstundenlang in einer windigen Standkerbe im Blankeis auf ein paar Meter Schnur zum Weitergehen zu warten. Als wir die 300 Meter verspannt haben, kehren wir zurück zum Lager I, das wir einige Tage vorher errichtet hatten.

Steinschlag, dünne Luft

Die nächsten Tage sehen uns wieder in der Rinne, die wir immer höher hinauf mit Seilen versichern. Es ist eine mörderisch anstrengende Arbeit. Den halben Tag stehen wir nur auf den vorderen Zacken unserer Steigeisen. Das Eis ist enorm hart, oft pures Wassereis. Wir schleppen schwere Rucksäcke mit Seilmaterial und Schlosserei. Doch jeden Tag kommen wir höher hinauf, und nur noch wenig fehlt bis zum Anschluß an die darüber befindliche Felswand.

Am 4. Juni 1961 brechen wir auf, um das Werk zu vollenden. Außerdem sollen zum ersten Male Träger mit uns gehen. Toni und Harry steigen wieder voraus, ich folge mit den Trägern, weiterer Reepschnur, Biwakausrüstung und Verpflegung. Die Hunzas haben verhältnismäßig leichte Lasten. Trotzdem bin ich neugierig, ob sie den auftretenden Schwierigkeiten gewachsen sein werden. Es ist ein Wagnis und mit klopfendem Herzen lasse ich nach der ersten Seillänge nachkommen. Die nächsten Minuten werden über Erfolg oder Mißerfolg an dieser Route entscheiden. Der erste Träger tritt aus der Standstufe, seine Hände greifen in die Reepschnur, und zügig steigt er zu mir herauf. Aengstlich beobachte ich seinen Gesichtsausdruck, doch ich sehe keine Spur von Furcht.

Im oberen Teil der Rinne erreicht uns die Sonne. Sofort wird es brütend heiß. Steinschlag setzt ein. Unter Aufbietung aller Reserven kämpfe ich mich weiter nach oben. Seillänge um Seillänge. Wie froh bin ich um die gespannte Reepschnur. Trotzdem zittern mir die Waden, wenn ich die Standstufe erreiche. Das Gehen mit den Zwölfzackern strengt in dieser Höhe, wir sind schon fast auf 6000 Meter, furchtbar an. Wie eine überreife Pflaume hänge ich nach jeder Seillänge am Standhaken, mit schlapp baumelnden Armen und die Stirn ans kalte Eis gepreßt. Doch auch die Träger sind „sauer". So sind wir froh, als wir die Freunde erreichen, die auf einer schmalen Eisstufe rasten. 200 Meter über uns geht die Rinne in die Felsen über, doch für heute langt es uns. Harry und die Träger steigen wieder ab, Toni und ich wollen hier biwakieren.

Einsames Biwak am Nanga Parbat

Erst kochen wir einmal etwas zu trinken, werfen aber dann den Kocher samt dem Topf um, da wir beide eingedöst sind. Gegen vier Uhr fallen die Strahlen der Sonne immer steiler in die Rinne. Da beginnt der Berg zu leben. Wir sind unter einer Steilstufe ziemlich sicher, doch nur wenige Meter links von uns plätschert ein Bächlein über das Blankeis. Kleine Schneerutsche zischeln an uns vorbei. Mächtige Felsbrocken springen in langen Sätzen die Rinne hinunter, hohl dröhnt ihr Aufschlag im Eis an unser Ohr.

Unten, 1800 Meter tiefer, zieht der Diamirgletscher talaus. Ein breiter Strom aus Schutt, Sand, Geröll und schmutzigem Eis. Wie ein gepanzerter Lindwurm aus der Zeit der Sagen und Märchen sieht er aus, und abends funkeln seine Augen blitzend zu uns herauf; kleine Gletscherseen, in denen sich die Sonne spiegelt. Als wir vergeblich versucht haben, eine etwas breitere Sitzgelegenheit für die Nacht aus dem harten Wassereis zu pickeln, entdecken wir nur fünf Meter rechts einen herrlichen Felssporn, auf dem sogar eine halbe Luftmatratze Platz hat. Im Reitsitz hintereinander sitzend, verbringen wir hier die Nacht. Es ist sternenklar, nur im Westen, über dem Hindukusch, türmen sich mächtige Wolkenberge. Ein kalter Wind streicht von oben durch die Rinne, doch ich kriieche nicht unter den Zeltsack. Biwak am Nanga Parbat. Ich döse mit offenen Augen. Ich bin zufrieden. Wirbelnde Flocken auf einmal. Leise fällt Schnee. Morgengrauen, Neuschnee überall.

Leicht klappernd brechen wir unser Biwak ab. Als es aufklart, steigen wir weiter die Rinne hinauf. Die Reepschnur verankern wir alle zwanzig Meter, entweder an Eishaken oder an günstigen Stellen an Felshaken. Dann steigen wir in die Felswand ein. Wir haben nur noch wenige Haken dabei, trotzdem wollen wir versuchen, durchzukommen, um den Weiterweg einsehen zu können und nach einem Lagerplatz Ausschau zu halten. Schmale Eisstreifen ziehen zur Höhe, dann hören auch diese auf. Senkrechter Granit türmt sich über uns. Ein heikler Quergang, bei dem man zwischen zentnerschweren, absturzbereiten Blöcken balanciert, bringt uns zu einem senkrechten Riß. Mit drei Haken steige ich weiter. Eine Seillänge, wie sie in der Westwand der Drus sein könnte. Herrlich festes Gestein, ich spreize aufwärts, kaum spüre ich die dünne Luft. Zwei Haken zur Sicherung, das ist alles. Nach gut 30 Metern erreiche ich einen guten Standplatz. Nur zehn Meter trennen uns noch vom Beginn des leichten Schneegrates, doch ohne Haken können wir die Fortsetzung des Risses nicht bewältigen. An unserem letzten Stift seilen wir wieder zur Tiefe. Noch am selben Abend sind wir im Hauptlager. Dort ist allgemeine Lagebesprechung. Resultat: Die Rinne wird noch zusätzlich mit Stahlseilen zur Erhöhung der Sicherheit versehen. Siegi und ich werden unter der Felswand auf einem Kopf ein Zwischenzelt aufstellen und oben weitermachen.

Das Lager II ist errichtet

Endlich steht das Zelt. Es ist eine Heidenarbeit gewesen. Um drei Uhr morgens sind wir im Lager I aufgebrochen, mit schweren Rucksäcken durch die Rinne geklettert. Dann haben wir begonnen, auf dem vorgesehenen Felskopf unser kleines Klepperzelt aufzustellen. Die Grundfläche des Zeltes ist allerdings immer noch etwas größer als die, die uns zur Verfügung steht. Bei der Verspannung tänzeln wir unterhalb des Zeltes in den Steilflanken herum und versuchen, Haken anzubringen. Als dies mißlingt, binden wir Felsbrocken an die Schnüre und lassen diese die Wand hinunterhängen. Es ist später Abend, als wir uns todmüde ins Zelt plumpsen lassen.

In den nächsten Tagen versichern die Gefährten die Rinne mit Stahlseilen, wir holen Lasten herauf, da die Träger an einem Tage nicht die ganze Strecke bewältigen können, und wir versichern das restliche Stück auf den Schneegrat, an dessen Beginn Lager II stehen soll. Dann kommt Toni Kinshofer herauf, und von diesem Tage an schlafen wir zu dritt in einem Zelt. Wenn die Ausrüstung von uns dreien drin ist, so ist es voll. Daß wir selbst dann auch immer noch hineinpassen, mutet uns an wie ein Wunder. Seit dieser Zeit würde ich mir zutrauen, im Varieté aufzutreten, in der bekannten Nummer, in der ein riesiger Kerl aus einem winzigen Köfferchen kriecht. Man muß nur den Trick beherrschen, daß man seine Gliedmaßen auch dort abbiegt, wo an sich gar keine Gelenke sind.

Nanga-Parbat-Diamirflanke, links der Nordgipfel, anschließend der Hauptgipfel, dazwischen der Bahzinkessel.

Der erste Ansturm mißlingt

Einige Tage später kommen auch Harry Rost und Michl Anderl herauf ins Lager II, das wir inzwischen errichtet haben. Sie bringen unsere zwei besten Hunzas mit, die ein eigenes Zelt aufstellen. Ein besonderes Problem ist der Lastentransport über die Felsstufe. Keiner hätte hier mit einer schweren Last gehen können. So haben wir einen Seilaufzug eingerichtet. Beim schlechtesten Wetter hängen wir angebunden an eine Selbstsicherung in den steilen Felsen unter Lager II und ziehen Lasten herauf. Es ist mit die größte Schinderei auf der ganzen Expedition.

Das Lager III erreichen wir erst beim zweiten Male. Der erste Versuch scheitert an dem eingangs erwähnten Blankeishang. Zu dritt sind wir mit ziemlich schweren Rucksäcken aufgebrochen. Der anfängliche Schneegrat ist nicht allzu schwer, nur ein 100 Meter hoher Felsturm bereitet einige Unannehmlichkeiten. Doch dann kommt dieser Blankeishang, das heißt das Blankeis ist nicht einmal blank, es ist vielmehr tückischerweise unter einer dünnen Pulverschneehaut verborgen. Unverdrossen stapfen wir bergan. Ich voraus, hinter mir der Toni, hinter dem Toni der Siegi, verbunden sind wir durch fünfzig Meter Reepschnur, doch mit dieser Schnur erschöpft sich unsere Eisausrüstung. Immer steiler wird der Hang. Die Waden beginnen langsam zu zittern, doch wir gehen weiter. Nur die vorderen Zacken geben Halt. Pickel und Eisbeil müssen für das Gleichgewicht sorgen. Ich schaue nach einem Punkt, an dem man sich ausruhen kann, doch überall nur steiles, glitzerndes Eis, stäubender Schnee, erst weiter oben einige herausragende Blöcke. Also weiter. Da ruft der Siegi von unten: „Halt's amal, ist des net a bisserl riskant?" Mit zitternden Beinen schauen wir uns um. Eine haltlose Fläche, wenn einer von uns dreien ausrutscht, reißt er die beiden anderen unweigerlich mit sich. Da geht es uns wie dem Charlie Chaplin in einem seiner unvergessenen Filme. Mit Rollschuhen saust er mit verbundenen Augen bravourös, aber haarscharf am Abgrund entlang, immer wieder. Als er die Binde abnimmt und sieht, wo er gelaufen ist, kann er auf den Rollschuhen nicht einmal mehr gerade stehen, hilflos plumpst er herum. Uns geht es hier oben ähnlich. Siegi hat die Binde von unseren Augen genommen. Mit ängstlichen, zaghaften Schritten steuern wir einen Felsblock an, deponieren unsere Rucksäcke und kehren sofort um.

Letzter Angriff auf den Gipfel

Beim zweiten Versuch sind Harry Rost, Michl Anderl und die beiden Träger dabei. Wir versichern diesmal den ganzen Eishang mit Reepschnüren. Es graupelt stark. Bis zu den Knien stehen wir bisweilen in der rauschenden, gleitenden Schneemasse, die pausenlos herunterrieselt. Als wir den Platz für Lager III erreicht haben, kehren die Träger, Harry und Michl wieder um, wir stellen ein Sturmzelt auf, in dem wir uns bei erneut einsetzendem Schneefall verkriechen. In der Frühe soll der Gipfelangriff starten, doch bei diesem Wetter? Schnee prasselt auf unser Zeltdach, Sturm rüttelt an den Planen, so bleiben wir liegen. Vormittags klart es auf. Stechend heiß kommt die Sonne heraus. Um 12 Uhr Teleportgespräch mit dem Hauptlager. Der Monsun, ein vom Ozean kommender Wind, der im Flachland während eines Monats Regen bringt, im Himalaja aber Schneefälle und Sturm, ist im Anzug.

Um 3.30 Uhr brechen wir auf. 1600 Meter Höhenunterschied stehen uns bevor. Davon 600 Meter schwer, der Rest Gehgelände. Mit einem Biwak hoffen wir, wieder zum Zelt zurückkehren zu können. Als wir den Steilhang über Lager III in tiefem Schnee hinaufspuren müssen, treibt uns die Sonne den Schweiß aus den Poren, doch im Westen türmen sich bereits riesige schwarze Wolken. Bei diesem Wetter würden wir zu Hause keine Vorgebirgswanderung unternehmen, doch hier ist es ja nur ein Achttausender, und beim Biwak kann es ruhig schneien, dann ist es wenigstens nicht so kalt, so witzeln wir und wissen doch, daß es bitterer Ernst ist. Wir wählen einen kleinen Graben in den Schnee des Hanges, bis wir rechts einige Blankeisstreifen entdecken, die uns ein müheloseres Aufsteigen gestatten. Zum Greifen nahe steht der felsige, abgeblasene Gipfel des Nanga Parbat über uns. Wer wird schneller sein? Wir oder die Wolken? Graue Fetzen ziehen bereits unter uns um das Lager. Bald ist es verschluckt. Wir steigen wieder weiter. Das Gelände wird sehr schwer. Steiles Blankeis, vereiste Schrofen, Schwierigkeitsgrad III bestimmt. Doch immer näher rückt die Stelle, an der wir zum Bahzinkessel queren müssen. Nur mehr eine Stunde vielleicht. Die dünne Luft macht sich bemerkbar. 7000 Meter. Trotzdem gehen wir schnell, müssen schnell gehen, wenn wir Aussicht auf Erfolg haben wollen. Ein Schritt, ein Atemzug, ein Schritt, ein Atemzug, nur an Kletterstellen werden es mehr, geht die Lunge keuchend, klopft das Herz wie wild. Doch die Nacht holt uns ein, die Wolken holen uns ein, der Sturm holt uns ein. Unter einem Felsblock beziehen wir ein unbequemes Biwak. Wieder liege ich mit offenen Augen, beobachte im Mondlicht den Tanz der Wolken, die nur mit ihrem obersten Rand zu uns herauflecken. Solange sie nicht steigen, können wir noch hoffen. Seltsame Gebilde entstehen, vergehen, formen sich neu und vergehen wieder, zerfließen in der grauen Unendlichkeit der Nacht. Da, gegen Mitternacht, eine teue Wolkenwand, unseren Platz turmhoch überragend. Ich sehe sie und weiß im selben Augenblick: diesmal werden wir nicht auf dem Gipfel stehen.

1966
(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

16. Mai 1966

Das lebensgefährliche Abenteuer in der Wand des Todes

Die Winterbesteigung des Eigers in der Gipfelfallinie — Jörg Lehne: Keine Wand ist ein Leben wert

Bezwingung der Eigernordwand in der Gipfelfallinie — ein erregendes Abenteuer voller Dramatik. Ein Gipfelsieg als Krönung einer waghalsigen Expedition, auf der mehrere Menschenleben auf dem Spiel standen. Rund 600 Besucher wurden am Freitagabend im großen Hofbräusaal in Rosenheim Zeugen dieses gefährlichen Unternehmens, das mehrere Wochen die Spalten der Zeitungen füllte. Jörg Lehne, der Leiter der achtköpfigen deutschen Expeditionsmannschaft, ließ die zahlreichen Zuhörer in einem zweistündigen Originaltonfilm und Farblichtbildervortrag die entscheidenden Etappen dieser umstrittenen Gewalt-„Tour" miterleben.

25. März 1966 — das ist der Tag, unter dem sich die deutsche und die amerikanisch-englische Bergsteigergruppe in die Geschichte des Alpinismus eingetragen haben. Um 16.15 Uhr hatten Jörg Lehne, Mitglied der Rosenheimer Alpenvereinssektion, und Günther Strobl als erste einer Fünfköpfigen Gruppe den Eigergipfel erreicht und damit die Nordwand im Winter in der Direttissima bezwungen. Keiner vor ihnen hatte das je zuvor geschafft. Hinter ihnen lag über ein Monat geradezu unmenschlicher Strapazen, die die beiden Seilschaften auf sich genommen hatten, um dem Berg den Sieg abzuringen. Der Eiger ist fast 4000 Meter, die schwindelerregend steile Nordwand, welche die Bezwinger durchstiegen, 1500 Meter hoch.

Jörg Lehne gab keine eindeutige Erklärung auf das „Warum" dieses Abenteuers in der Wand des Todes, die vor diesen Unternehmen schon 26 Kletterern das Leben gekostet hat. Um so verblüffender mußte in diesem Zusammenhang sein Bekenntnis wirken: „Es ist keine Wand ein Leben wert." Lehne hat jedoch die Gewißheit, wie er erzählte, sich mit dieser Route, der Bezwingung der Eigernordwand in der Fallinie, eine bleibende Erinnerung geschaffen zu haben. Alpinisten, die sich später einmal an diesen kühnen Versuch heranwagen, wüßten dann, wie diese Tour einzuschätzen sei. Im übrigen bezeichnete Lehne diesen Gipfelsieg als einen „entscheidenden und bleibenden Markstein in seinem Leben".

Das wohl längste Unternehmen, das in den Alpen durchgeführt wurde, war vom Tod des 30jährigen Amerikaners John Harlin überschattet. Er stürzte 1200 Meter ab. Lehne zeigte die letzten Bilder dieses Alpinisten, für den der Aufstieg so wichtig wie das Leben selbst gewesen sei, wie ein Seilkamerad des Amerikaners sagte. Auf einer Aufnahme war jene vermeintliche Felskante abgebildet, wo das sieben Millimeter dicke Seil, an dem Harlins Leben hing, durchriß. Er war der 27., der am Eiger starb.

Der Todessturz ereignete sich zu einem Zeitpunkt, als die deutsche und die englisch-amerikanische Gruppe nach anfänglich fairem Wettstreit, bei dem es, wie Lehne feststellte, nie Streit gegeben habe, schon gemeinsam die Gipfelbezwingung vorbereiteten. Denn je länger die beiden Seilschaften in der Wand waren, desto mehr waren sie auf Zusammenarbeit angewiesen. Und sie entschieden sich, trotz dieses Todessturzes, so kurz vor dem Ziel, weiterzusteigen, weil der Abstieg zu riskant und der Aufstieg der größte Wunsch Harlins gewesen wäre.

Den Gipfelstürmern standen indes nach der schrecklichen Todesbotschaft „John ist tot" noch bange Tage bevor: Schneestürme mit 165 Stundenkilometer, 35 Grad Kälte, keine Funkverbindung mehr, 60 Stunden nichts mehr zu trinken, 50 Stunden nichts mehr zu essen, beinahe gefühllose Hände und Füße ... Aber sie schafften es. Und Lehne strafte all jene Berichte der Boulevard-Presse Lügen, die behaupteten, die Bezwingung der Eigernordwand in der Fallinie sei ein Spaziergang gewesen. 40 Meter Quergänge über blankes Eis waren keine Seltenheit. Das Unternehmen, auf das sich die deutsche Seilschaft wie auf eine Himalajaexpedition vorbereitet habe, sei wegen zu guter Planung getadelt worden, bemerkte dazu Lehne ironisch.

Die Eigerkletterer hatten sich die Bezwingung der Direttissima in den Kopf gesetzt und sahen darin ein phantastisches Problem, von dem sie „gepackt und begeistert" waren und dessen Lösung ihnen „Freude und Befriedigung" geben würde. Und wenn sie „übersommern" müßten, meinte Lehne vor dem großen Abenteuer. So war ihre Einstellung.

Die 37 Tage, die sie schließlich zu ihrem Sieg benötigten, verlangten ihnen alles ab. Die Bilder zeigten es. Nur an 14 Tagen herrschte schönes Wetter. An 17 Tagen war es so schlecht, daß nichts unternommen werden konnte. Durch diese unvorhergesehene Verzögerung — man rechnete ursprünglich mit rund 15 Tagen Kletterzeit — mußte über den „Seilweg" immer wieder Proviant geholt werden.

Aus Rosinen, Haselnüssen, Speck, Marzipan, getrocknetem Fleisch, Knäckebrot und — 16 Litern Kognak bestand ihre Nahrung in der Wand.

Daß sie bei all den atemberaubenden Klettereien in der Wand und trotz der Strapazen nicht den Humor verloren, das läßt sich schon aus den Namen schließen, auf die sie ihre Biwaks tauften: Villa Hammerschmied (weil dort soviel gehämmert wurde) und Kristallsalon. Und dabei ging es wenige Zentimeter daneben 1000 Meter und noch mehr fast senkrecht in die Tiefe. Einen ihrer waghalsigsten Seilgefährten (Karl Gollkow) tauften sie auf den Namen „Katastrophenkarle".

Jörg Lehne, der bei der Eigerexpedition an einem Fuß infolge Erfrierungen die große Zehe eingebüßt hat, erntete für seine fesselnde Schilderung reichen Applaus. Die einführenden Worte hatte der Alpenvereinsvorsitzende Manfred Rummel gesprochen. al-

ALPINISTEN UNTER SICH

Eiger-Direttissima – Echtes Bergsteigen?

Wieder einmal hat ein alpinistisches Unternehmen in der breiten Öffentlichkeit von sich reden gemacht. Ein neuer Stil wurde in den Alpen praktiziert, der Expeditionsstil. Im Expeditionsstil wurde an der Eigerwand eine neue Route bezwungen, mitten im Winter, einundreißig Tage lang, von vier Deutschen und einem Schotten; unterstützt von weiteren vier Deutschen, zwei Engländern und zwei Amerikanern. Es wurden rund 500 Normalhaken und etwa 30 Bohrhaken geschlagen, insgesamt 1600 Meter Seil in der Wand befestigt; das ganze Material, darunter auch sechs Liter Kognak, wog 500 kg, und alles zusammen kostete die deutsche Achtergruppe rund 20000 Deutsche Mark. Viel Neues wurde an der winterlichen Eigerwand im Expeditionsstil praktiziert. Und es versteht sich, daß darin wieder viele bergsteigende Geister den Untergang des Alpinismus zu sehen glauben. Man wird sich wieder an den grünen Tisch setzen und befinden wollen, ob das jüngste Eigerwandgeschehen als echtes oder unechtes bezeichnet werden soll. Diskussionsbasis am grünen Tisch wird wieder einmal ein Wust von Zeitungsberichten sein, denn auf dem Schauplatz des Eigergeschehens hatten sich weder Beobachter eines alpinen Vereins noch Redakteure von Bergsteigerblättern eingefunden (außer ALPINISMUS). Gewiß kann man über das Direttissima-Unternehmen diskutieren. Aber man kann es nicht einfach in Bausch und Bogen verdammen, was nicht ausschließt, daß jeder Interessierte die Möglichkeit haben soll, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und das ist unser Bestreben mit der Herausgabe dieses Heftes. Die authentischen Berichte der Direttissima-Männer und auch unsere Aufzeichnungen sollen dazu als Grundlage dienen. Nie sollte es im Alpinismus so weit kommen, daß irgendein Unternehmen, auch wenn es sich um das ausgefallenste handelt, durch offizielle Sprüche abgeurteilt wird. Weil das Bergsteigen einer der allerletzten Bereiche ist, wo wir noch frei von irgendwelchen Auflagen uns bewegen können. Und außerdem gibt es am Ende von jedem alpinistischen Unternehmen für den, der es ausführte, eine Art Rechnung zu machen. Er wird sich, wenn auch unbewußt, fragen, welchen Einsatz er leistete und was er dadurch erlebnismäßig hat „mitnehmen" können. Denn allein darauf kommt es dem einzelnen doch nur an. Wir glauben das bergsteigende Volk zu kennen und meinen, daß es beurteilungsstark genug ist, um nach Lektüre der Berichte abwägen zu können, was die Nordwandmänner mitnehmen konnten und was nicht.

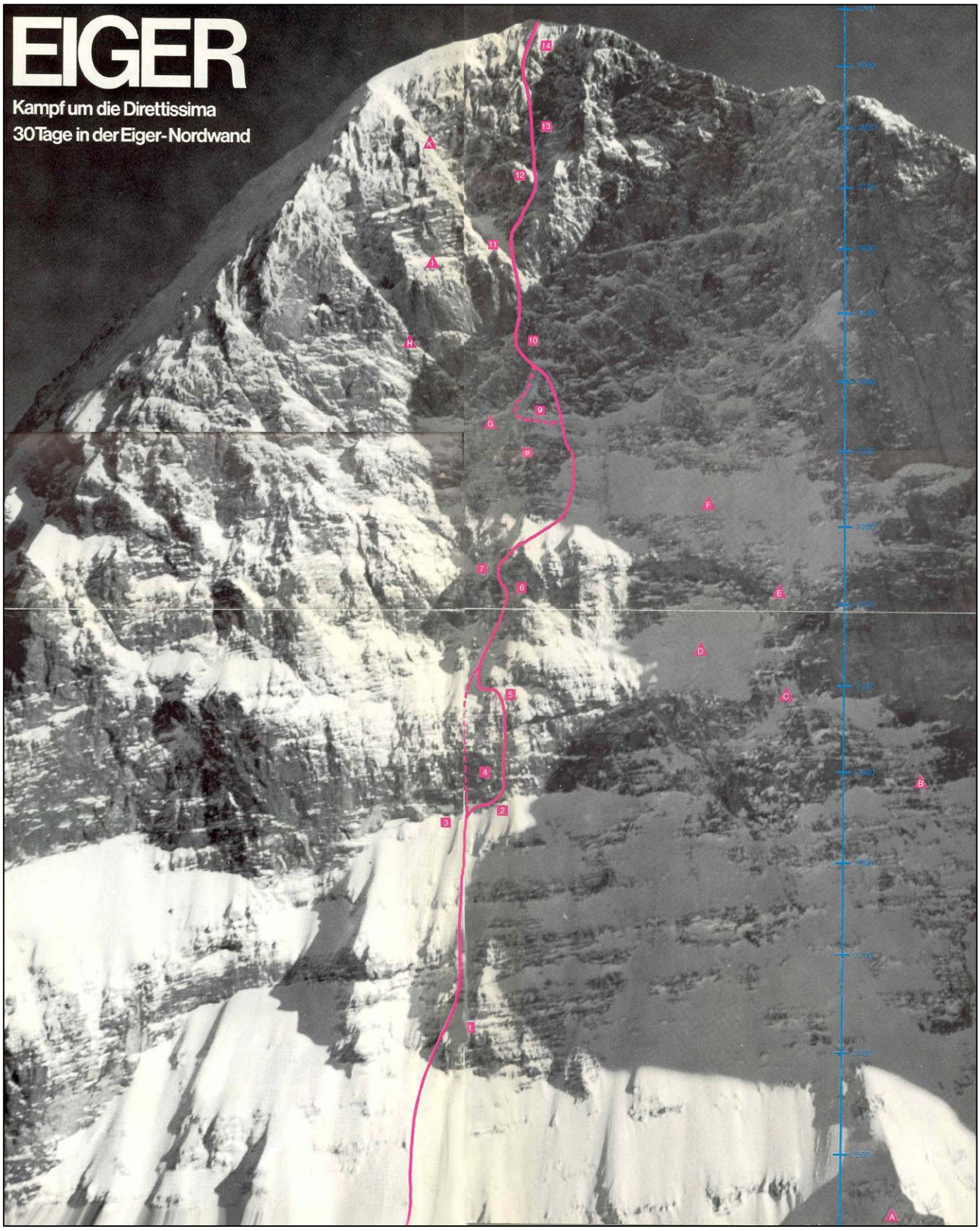
Und wenn das Ergebnis der Lektüre auch noch so negativ ausfallen mag, sollte doch eines nicht vergessen werden: In einer Zeit, in der viele junge Menschen nichts mehr mit sich anzufangen wissen und ihre Erfüllung bestenfalls nur noch in PS-Spielchen und anderen Äußerlichkeiten finden können, scheint uns selbst die größte Verrücktheit am Berg immer noch positiver zu sein. Auch dann noch, wenn sich am Eiger eines Tages ein paar spinnete Burschen einfinden, um allein zu ihrem Vergnügen eine private Nordwandseilbahn zu bauen. Mit etwas Toleranz und einigem Humor würden wir gewiß auch für die Nordwandseilbahnbauer Verständnis finden. Was ist schon Bergsteigerethik? Und wer sollte sagen können, was richtig ist? Doch nur der einzelne selbst, auf sich bezogen.

Erinnern wir uns doch an die sächsische „Superdirettissima" an der Großen Zinne, an den „Sachsenweg". Auch damals hatten die Zehnmalweisen den Untergang des Alpinismus angekündigt. Sogar Jörg Lehne, der heute im Eigerwand-Rampenlicht steht, hatte sich beurteilend über die Sachsenwegmänner ausgelassen: „. . . ich kann mir nicht vorstellen, daß im Sommer noch viel technisches Können dazugehört, wenn die Erstbegeher im Winter eine ganze Eisenleiter angelegt haben. Man muß abwarten, aber ich fürchte, es ist erneut eine Route, die in Wirklichkeit einen Rückschritt darstellt gegenüber den großen klassischen Fahrten. Ich bezweifle, daß diese Tour eine schöne und lohnenswerte Bereicherung des modernen Alpinismus darstellt. Zu weit entfernt liegt der Stil ihrer Durchsteigung vom Ideal der freien Kletterei, dem sich der Extreme besonders verpflichtet fühlen sollte."

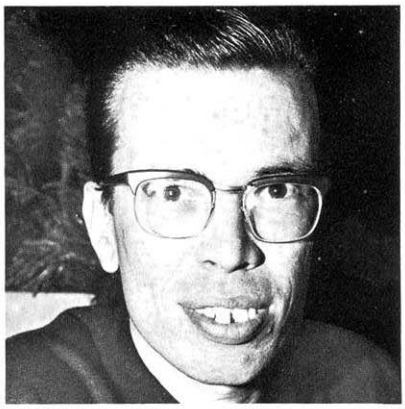
Jörg Lehne wird diese Sätze heute bestimmt nicht mehr gerne lesen, aber so geht es halt mit Beurteilungen, die sich allzuschnell überleben.

Da gab es aber neben den Ereignissen am Berg auch noch jene im Zusammenhang mit der Presse.

So sehr die bergsteigerischen Probleme durchdacht und perfektioniert angegangen worden sind, so sehr waren die Bergsteiger in puncto Presse schlecht beraten. Der Belser-Verlag, in dem Jörg Lehne als Direktionsassistent tätig ist, mag schöne Bücher machen und verlagstechnisch bestens versiert sein, aber im Umgang mit der Presse waren Neulinge am Werk. Und man muß den Niederschlag in der Presse vom Bergsteigerischen und von den Alpinisten streng trennen. Es ist jammerschade, daß die Pressearbeit dilettantisch war, schade für die prächtigen Burschen am Berg. Wenn wir nämlich die Pressegeschichte und die Beurteilung über das Bergsteigerische ganz außer acht lassen und nur die bärtigen jungen Männer sehen, dann kommen wir zu einem glücklichen Schluß: daß es wunderbare, herrlich verrückte Menschen sind, Spinner, deren Unbeschwertheit zu beneiden ist, Männer, von denen es in unserer Zeit leider viel zu wenig gibt. Und weil es uns Bergsteigern im Gebirge doch in erster Linie um den Menschen geht, sollten wir vor lauter Direttissima auch hier den Menschen nicht übersehen. *ALPINISMUS*

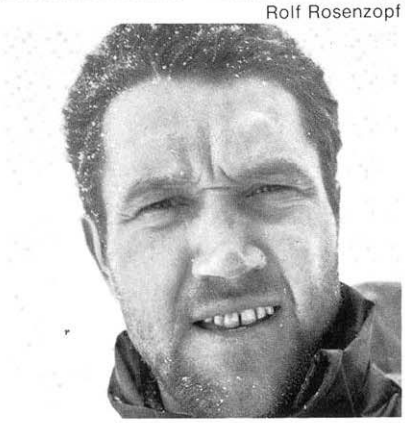


Personenbuch



Rolf Rosenzopf

Karl Golikow



Günter Schnaidt

Peter Haag

Günther Strobel

Siegfried Hupfauer

Roland Votteler

Jörg Lehne

Route der deutschen Seilschaft

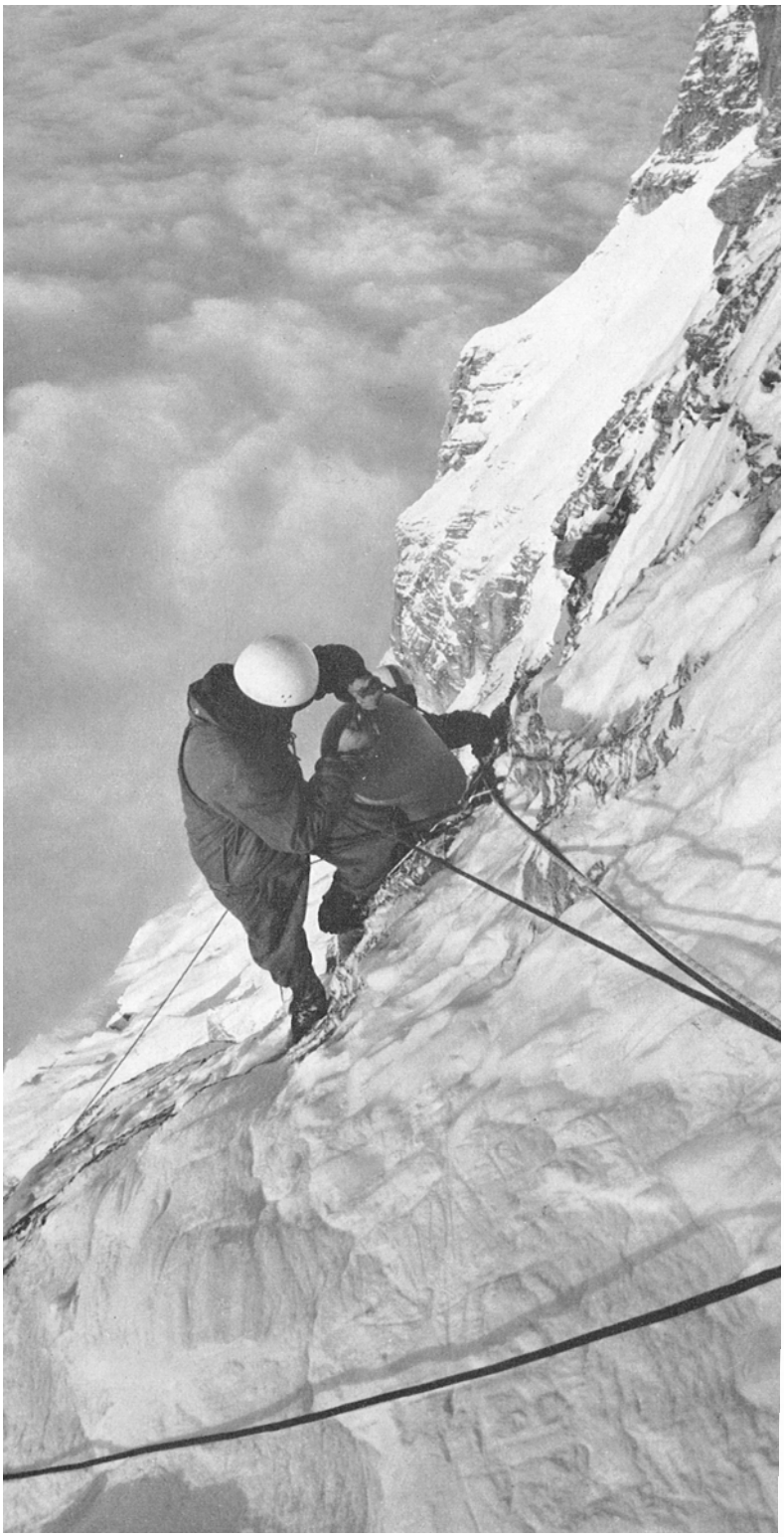
abweichende Route der amerikanisch-britischen Gruppe

- A Kopf des ersten Pfeilers im Wandvorbau
- B Schwieriger Riß
- C Hinterstoisser-Quergang
- D 1. Eisfeld
- E Eisschlauch zum 2. Eisfeld
- F 2. Eisfeld
- G 3. Eisfeld
- H Rampe
- I Götterquergang
- K Ausstiegsrisse

Schutzgebühr 3.– DM

- 1 Eiscouloir im Wandvorbau
- 2 Biwak ›Eispalast‹
- 3 Stollenfenster der Jungfraubahn
- 4 1. Steilaufschwung
- 5 Biwak ›Villa Hammerschmidt‹
- 6 2. Steilaufschwung
- 7 Biwak ›Kristallsalon‹
- 8 Bügeleisen
- 9 Biwak ›Rulaman‹ (hier befindet sich das Todesbiwak Sedlmayer-Mehringer)
- 10 Pfeiler im Steilaufschwung zur Spinne
- 11 Spinne
- 12 Fliege
- 13 Gipfelverschneidung
- 14 Gipfeleisfeld, das stark verkürzt erscheint

Personenbuch



Jörg Lehne

Unser Tagebuch

16. 2.
Die deutsche Expedition trifft auf der Kleinen Scheidegg ein. Quartier im Restaurant »Grindelwaldblick«, genannt *Stöckle* (Familie Bohren).

17. 2.
Ein großer Teil des Materials für 18 Tage (Ausrüstung und Proviant) wird an den Wandfuß gebracht.

18. 2.
Das gesamte Material wird zu einem 200 Meter höher gelegenen Depot geschafft, das sich direkt am Einstieg in die Wand befindet.

19. 2.
Die Mannschaft steigt in zwei getrennten Gruppen auf. Die erste Gruppe bereitet die schwierigen Passagen der Strecke vor und versieht sie mit fixen Seilen.
Die zweite Gruppe, die Transportgruppe, hat dann das ganze Gepäck zu einem Zwischendepot in 2700 m Höhe gebracht. Dieses Depot befindet sich 180 m unter dem Fenster der Station Eigerwand (Jungfraubahn).
Unter Leitung von Fritz von Almen, Besitzer der Scheidegg-Hotels, treffen sich die beiden Gruppen — eine britisch-amerikanische Dreierseilschaft unter John Harlin befindet sich schon einige Wochen vor der deutschen Gruppe am Fuß der Wand — zu einem freundschaftlichen Gespräch. Es wird dabei vereinbart, daß man eventuell im unteren Wanddrittel gemeinsam vorgeht, weil die Direttissima hier praktisch nur auf einer Linie verläuft.

20. 2.
Ruhetag für die deutsche Mannschaft. Abends beginnt es zu stürmen.

Karl Golikow und Siegfried Hupfauer mit einer Materialbombe am Ende des Ersten Steilaufschwunges in der Eigerwand.

Seiltraverse nach dem zweiten Steilaufschwung in Richtung Zweites Eisfeld. ▶

Fotos: Belser-Verlag

Personenbuch

Die John-Harlin-Route

21. 2.
Den ganzen Tag Schneefall. Kein Zugverkehr zur Kleinen Scheidegg. Stürme von 178 km/h, wie sie selbst alteingesessene Scheideggbewohner selten erlebt haben. Ruhetag der deutschen Mannschaft.

22. 2.
Wieder herrliches Wetter. In der Wand liegt viel Neuschnee. Große Lawinengefahr. Trotz Wetterrisiko beschließt die Expedition, am 23. zumindest mit einer Vierergruppe in die Wand einzusteigen. Diese Gruppe soll erkunden, ob es möglich ist, das Materialdepot zu erreichen, und ob die eingeschneiten fixen Seile noch brauchbar sind.

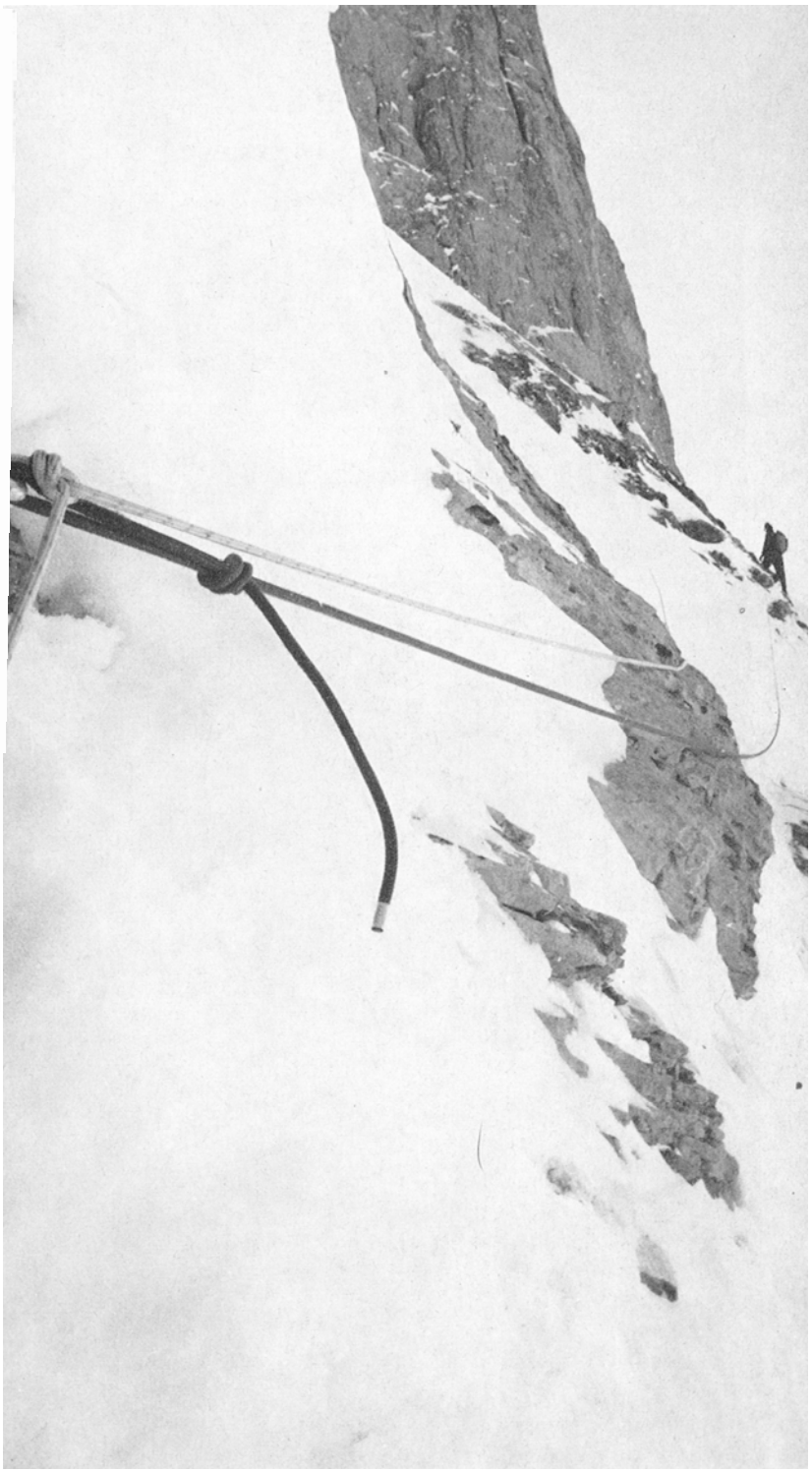
Am Abend stellt John Harlin der Presse offiziell seine beiden Kameraden vor: den Schotten Dougal Haston, Leiter einer Kletterschule, und den amerikanischen Maurer Layton Kor, z. Zt. in Harlins Kletterschule in Leysin.

23. 2.
Neuschneefälle bis 30 cm. Die Meteorologische Zentralanstalt und von Almen warnen, etwas zu unternehmen.

24. 2.
Nach sternklarer Nacht am Morgen leicht bedeckter Himmel. Kein Schneefall. Herr Lüthi vom Flugwetterdienst in Zürich sagt: »Starker Nordwest, heute noch eventuell leichte Niederschläge, Hochdruckkeil über Frankreich. Wenn er uns erreicht, einige Tage gutes Wetter.«

25. 2.
Um 6 Uhr Aufbruch. Wir rechnen auf Grund des Wetterberichtes aus Zürich-Kloten (Auskunftsstelle der Meteorologischen Zentralanstalt) mit gutem Wetter.

Die Seilschaft Golikow-Strobel überwindet den Steilaufschwung im Wandvorbau. Die Seilschaft Hupfauer-Votteler befindet sich in Depot I (180 m unter dem Stollenfenster). Es herrscht starkes Schneetreiben.



Die beiden restlichen Seilschaften sind mit dem Materialtransport im unteren Teil des Wandvorbaus beschäftigt.
Funkspruch um 20.12 Uhr (Hupfauer: »Unterhalb Station Eigerwand Biwak bezogen. Völlig sicher vor Lawinen, Steinschlag und Sturm. Die letzten Seillängen waren eine riesige Schinderei — herabrieselnder Schnee — Staublawinen — fast keine Sicht. Blitzaufnahmen gemacht.« Lehne: »Haben sehr nasse Kleider, weil Wetter zu warm, alles bis auf die Haut durchnäßt«).

26. 2.
»Gute Nacht im Biwak. In der Wand sehr schlechtes Wetter. Es schneit sehr naß — 100 %ig eingenebelt. Keine Möglichkeit, an der Steilrampe des Stollenfensters zu arbeiten« (Funkspruch).
Schwere Lawinen gehen nieder. Die Mannschaft kann den ganzen Tag das Biwak (10 x 2 x 1,80 Meter) nicht verlassen. Fritz von Almen rät gegen 18 Uhr, weil keine Wetterbesserung abzusehen sei, die Wand durch das Stollenfenster zu verlassen und mit der Jungfraubahn abzufahren.
John Harlin spricht mit Peter Haag und empfiehlt ebenfalls Abstieg: »Bitte, tut das nicht meinetwegen, sondern im Interesse eurer Sicherheit und Gesundheit.«

27. 2.
Um 9 Uhr beginnen Karl Golikow und Peter Haag den Einstieg im Steilaufschwung. Karl Golikow nagelt, Peter Haag sichert. Sie schaffen nach stundenlanger Arbeit 20 m. Die anderen Kameraden sind den ganzen Tag mit dem Materialtransport beschäftigt. Die britisch-amerikanische Gruppe ist noch nicht aufgebrochen. »Sag deinen Jungs, ich wünsch ihnen viel Glück und der Wetterbericht sei noch immer schlecht«, sagt John Harlin.

28. 2.
Wetter trüb und naßkalt. Aufstieg der britisch-amerikanischen Dreier-Seilschaft Kor, Haston und Bonington um Mitternacht. John Harlin fordert Don Whillans zur Verstärkung an. Die britisch-amerikanische Gruppe trifft gegen 9 Uhr in Biwak I der deutschen Seilschaft ein. Bonington spricht von Zusammenarbeit, da die Wand lebensgefährlich sei.
Am Berg arbeiten Golikow, Haag, Strobel und 50 Meter parallel dazu Kor und Haston. Bonington bereitet ein Biwak vor.
Gegen 13 Uhr beginnt es zu schneien. Staublawinen.
Um 15 Uhr verläßt Golikow das Biwak — rutscht auf Schneebrett ab. Zurück bleiben Strobel und Haag, die nach dem Abstieg Golikows wegen starker Schneefälle nicht mehr arbeiten können. Tagesleistung 80 Meter in 12 Stunden.
Das Biwak der britisch-amerikanischen Gruppe befindet sich 10 Meter links vom deutschen (von unten gesehen).

Der Amerikaner Layton Kor oberhalb des Bügeleisens in der tiefverschneiten Eiger-Nordwand.
Foto: John Harlin

1. 3.
Viel Neuschnee in der Wand. Es schneit am Vormittag sehr naß. Lawine über Lawine geht nieder. Haag und Strobel können nicht weiterarbeiten.
Dougal Haston und Chris Bonington steigen gegen Abend ab. Harlin deutet an, eventuell noch einen sechsten Teilnehmer in seine Mannschaft aufzunehmen. Kein Mitglied der britisch-amerikanischen Gruppe ist jetzt in der Wand. Jörg Lehne plant, morgen mit Günter Schnaidt, falls Wetterbesserung, aufzusteigen, um übermorgen die Spitze zu übernehmen.

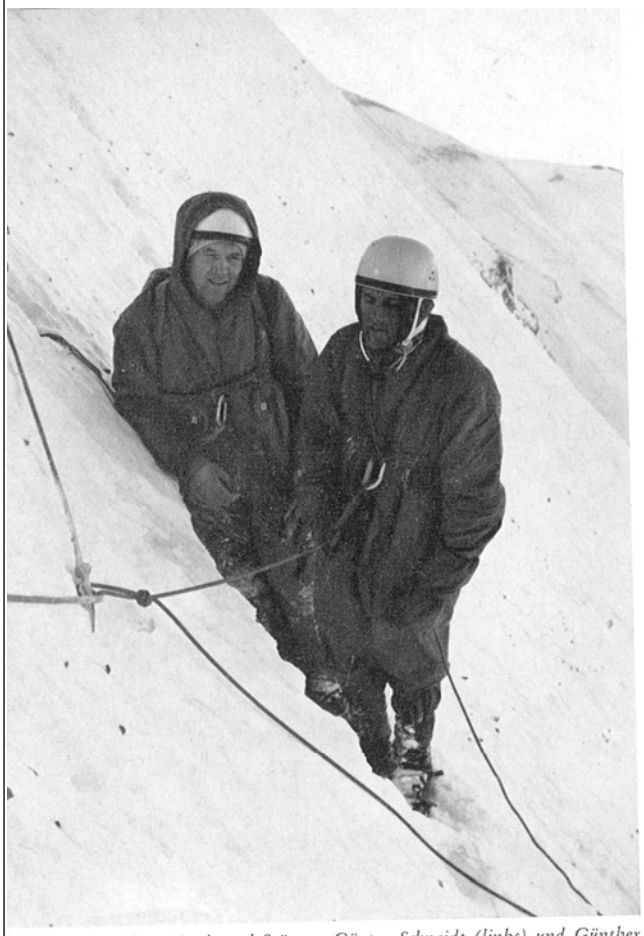
2. 3.
Herrliches Wetter. Um 7 Uhr Einstieg von Peter Haag in den Steilaufschwung. Er arbeitet sich im Verlauf des Tages 80 Meter höher. Ein schlecht sitzender Haken verursacht einen 10 m tiefen Sturz ins Seil. Haag ist nur leicht verletzt (verstauchte Hand und Finger, Prellungen am Gesäß). Jörg Lehne und Günter Schnaidt brechen gegen 11.30 Uhr von der Kleinen Scheidegg auf (ein tags zuvor besprochenes Rendezvous zum gemeinsamen Aufstieg um 9 Uhr mit Harlin kommt nicht zustande) und sind gegen 17 Uhr in Biwak I.

3. 3.
Siebenter Tag in der Wand. Lehne und Schnaidt erreichen bei ihrem Aufstieg bereits um 8.30 Uhr die Unfallstelle von Peter Haag. Jörg Lehne arbeitet, von Günter Schnaidt gesichert, ohne Pause bis 17 Uhr, bezwingt den Steilaufschwung und erobert damit (wie Kenner sagen) den Schlüssel für die Direttissima.
Harlin und Kor kämpfen 50 Meter neben Lehne um den Anschluß. Um 14 Uhr steigen Haston und Whillans in den Steilhang ein. Eine Stunde später folgt ihnen Bonington. Am Abend kehrt die britisch-amerikanische Gruppe zur Kleinen Scheidegg zurück.
In der Wand verbleiben in Biwak I: Lehne, Haag, Strobel und Schnaidt.

4. 3.
Um 10.27 Uhr erreicht Peter Haag, von Günther Strobel gesichert, Biwak II. Eine geräumige Felsenkaverne am linken oberen Rand des Ersten Eisfeldes (3000 Meter ü. d. M., 974 Meter unter dem Gipfel). Damit wurde nach dreitägiger Arbeit am Steilaufschwung eine entscheidende Passage überwunden. Proviant und Ausrüstung sind im Verlauf des Tages von Biwak I nach Biwak II hochgeseilt worden.
Im Biwak I befinden sich Lehne und Schnaidt, im Biwak II Haag und Strobel. Vier Teilnehmer der Harlin-Gruppe erreichen um 17 Uhr ihren Standort von gestern. Sie haben großen Rückstand zur deutschen Gruppe.

5. 3.
Um 12.30 Uhr Einstieg von Votteler, Golikow, Rosenzopf und Hupfauer (Lawinen und Schneebretter gehen nieder). Sie erreichen gegen 18 Uhr Biwak I.
Die beiden Zweier-Teams in der Wand können wegen starken Schneefalls nichts unternehmen.
Bonington, der die Nacht mit Kor im amerikanischen Biwak verbrachte, kehrt um 15.10 Uhr und Kor 15.30 Uhr auf die Kleine Scheidegg zurück.
Es verlautet, daß John Harlin über Guido Tonella Michel Vaucher, den bekannten Schweizer Alpinisten, zur Verstärkung engagieren will. Vaucher sagt ab, ebenso der dann angesprochene Michel Darbellay.
In der Wand befinden sich nachts: Votteler, Golikow, Rosenzopf, Hupfauer, Lehne und Schnaidt in Biwak I, Haag und Strobel in Biwak II, sowie Harlin und Haston.

6. 3.
Zehnter Tag in der Wand. Nebel, der sich erst um 16 Uhr lichtet. Trotz des schlechten Wetters (Lawinengefahr) kann Biwak I geräumt und sämtliches Material nach Biwak II gebracht werden.
Haag und Strobel sind bereits um 15.30 Uhr auf halber Höhe der Steilstufe zum Zweiten Eisfeld, präparieren die Stufe zu Ende (70 m) und kehren gegen 20 Uhr zum Biwak II zurück.
Votteler und Schnaidt verladen bei Biwak I, Rosenzopf und Hupfauer sichern im Steilaufschwung, Lehne und Golikow bringen das Material über das Erste Eisfeld zum Biwak II.



Die deutschen Nordwand-Stürmer Günter Schnaidt (links) und Günther Strobel bei einer Verschnaufpause auf dem Zweiten Eisfeld.

Einer der deutschen Nordwandgruppe am Beginn der zweiten Steilstufe. Der Seilerste muß sie konventionell bezwingen, die anderen steigen am Seil nach.

Die Spitzengruppe der anglo-amerikanischen Seilschaft erreicht die Höhe von Biwak II der deutschen Gruppe. Die anglo-amerikanische Gruppe ist noch bis 20 Uhr mit Materialtransport beschäftigt. Sie übernachten z. T. in der Wand (vermutlich zwei) in ihrem Biwak I und Bonington, der absteigt, im Hotel Kleine Scheidegg. Die Frauen von Harlin und Whillans kommen zur Kleinen Scheidegg.

7. 3.

Ab 7 Uhr steigen Lehne und Golikow über die gestern präparierten 70 Meter zum Zweiten Steilaufschwung und bereiten die Wand für den Durchstieg zum Zweiten Eisfeld vor. Die übrigen Expeditionsteilnehmer errichten unterdessen ein Materialdepot am Fuß des Zweiten Steilaufschwunges.

Günter Schnaidt verläßt als letzter Biwak I, entfernt die Haken und trifft um 13.40 Uhr in Biwak II ein.

10.30 Uhr: Golikow verläßt die geplante Route um 50 Meter nach rechts, stürzt etwa 15 Meter ab und kehrt unverletzt um zum geplanten Einstieg. Lehne sichert am Fuß des Steilaufschwungs zum Zweiten Eisfeld, Haag folgt, um Klettermaterial zu bringen.

Um 13.20 Uhr schließt die anglo-amerikanische Zweiergruppe zu Lehne auf. Die Konkurrenten beschließen, den Steilaufschwung zum Zweiten Eisfeld gemeinsam zu bewältigen.

Um 16.30 Uhr überholen Harlin und Haston Golikow parallel, da sich anscheinend eine leichtere Möglichkeit auftat. Um 19.30 Uhr graben sich die beiden mitten im Steilaufschwung auf einem Pfeilerkopf ein. Bonington und Kor sind etwa auf der Höhe des deutschen Biwaks II, 80 Meter links davon (Whillans ist krank ausgeschieden; Höhenkrankheit).

Strobel und Haag, die die Spitze übernommen haben, nächtigen 40 Meter hinter Harlin in der »Wilhelm-Tell-Höhle«.

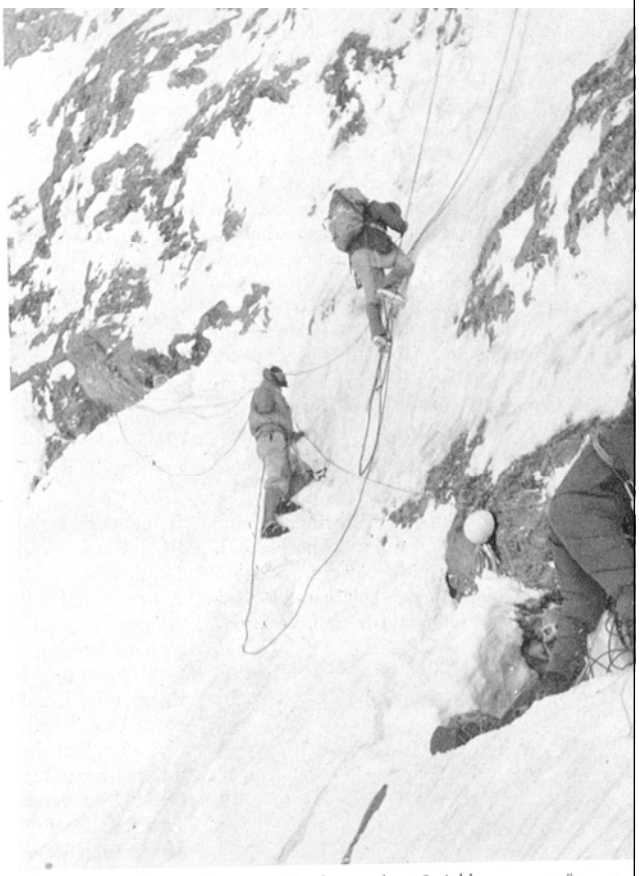
8. 3.

Um 6.45 Uhr befinden sich Haag und Strobel im Couloir des Zweiten Steilaufschwungs. Haag und Strobel erreichen gleichzeitig mit Harlin eine Schneewächte, die das etwa 10 Meter breite Couloir abschließt. John Harlin -- nach 10 Metern gemeinsamen Aufstiegs von Haag-Strobel — geht auf eigener Route nach links.

Um 12.30 Uhr verschwindet die britisch-amerikanische Gruppe in einem Seiten-Couloir. Man rechnet damit, daß sie die letzten 30 m bis zum Rande des Zweiten Eisfeldes in etwa 2 Stunden schaffen.

Haag und Strobel nehmen eine halbe Stunde später den Einstieg in das letzte

Der an der zweiten Steilstufe nachkommende Karl Golikow schlägt die Haken wieder aus dem Fels, weil bereits ein fixiertes Seil zur Verfügung steht; die Bergsteiger benützen alle den Edelrid-Klettergürtel.



Die Steilstufe des Bügeleisens wird überwunden: Steigklemmen ermöglichen den Aufstieg am fixierten Seil; zwischen den beiden Rastplätzen ist ein Geländerseil gespannt. *Alle Fotos: Belser-Verlag*

Steilstück der senkrechten Eiswand, der nach rechts verläuft. Damit werden auch sie, wie die britisch-amerikanische Gruppe, den Augen der Beobachter entzogen. Gegen 16.10 Uhr tauchen Haag und Strobel am Ende des Steilstückes auf und erreichen in 10 Minuten den Wächtenrand. In weiteren 15 Minuten gelangt Strobel, Haag nachsichernd, zur untersten Spitze des Bügeleisens. 16.30 Uhr, Peter Haag: »Wir haben es geschafft.«

Die Seilschaft Harlin versteigt sich, muß zurück und ist heute keinen Meter weitergekommen.

Haag und Strobel bringen das Eisfeld hinter sich bis zum Fuß des Steilaufschwungs zur Spinne, finden aber noch keinen Biwakplatz und verbringen die Nacht hinter einem Schutzwall aus Schnee (–18 Grad).

Lehne, Hupfauer, Rosenzopf und Golikow übernachten in einem Schneebiwak am Kopf des Couloirs, 30 Meter neben der britisch-amerikanischen Gruppe.

Sämtliches Material ist auf dem Couloir-Kopf. Schnaidt und Votteler übernachten in der Wilhelm-Tell-Höhle.

9. 3.

Haag und Strobel verbringen die eiskalte Nacht im oberen Drittel des Bügeleisens ohne Schlafsäcke. Sie starten 7.30 Uhr, um die letzten 100 Meter bis ans Ende des Bügeleisens zu bewältigen, um dort, am Fuß der Steilwand zur Spinne, einen Biwakplatz zu finden. Dabei bereitet der verhältnismäßig niedrige Steilaufschwung im letzten Teilstück des Zweiten Eisfeldes (rechts neben dem Bügeleisen, von unten gesehen) große Schwierigkeiten, weil er aus vereisten, schrägen Felsplatten besteht. Die zweite Gruppe mit Lehne, Golikow, Schnaidt, Rosenzopf, Hupfauer und Votteler ist seit 8 Uhr dabei, gegen das Zweite Eisfeld vorzustoßen. Die britisch-amerikanische Gruppe befindet sich auf gleicher Höhe.

Am Abend beziehen Lehne, Haag und Strobel das Biwak III (»Rulamann-Höhle«, 3320 m ü. d. M.) auf der Höhe des Todesbiwaks. Karl/Golikow steigt ab und bringt Filme zur Kleinen Scheidegg.

10. 3.

Haag und Strobel beginnen nach nasser und nebeliger Nacht gegen 9 Uhr den Steilaufschwung zur Spinne und bewältigen bis 16 Uhr etwa 80 Meter davon. Die übrigen Männer sind mit Materialtransport beschäftigt und dabei, Biwak III zum Basislager auszubauen.

Gegen 17 Uhr tauchen Haston und Kor plötzlich aus einem Couloir auf, erreichen Haag auf seinem engen Standplatz und steigen etwa 18.30 Uhr auf der wahrscheinlich präparierten Strecke zu-

rück zu ihrem Biwak auf dem Bügeleisen. Strobel und Haag arbeiten bis etwa 20 Uhr weiter, Lehne stößt zu ihnen. Sie erreichen die halbe Höhe der Wand zur Spinne (3400 m). Sprechfunk zum Basislager ausgefallen; keine Möglichkeit, Schlafsäcke abzurufen. Lehne steigt ab zu Biwak III, um Strobel und Haag zu bedienen, die auf einem kleinen, engen Schneeplateau nächtigen müssen. Der ganze Inhalt einer Versorgungsbombe geht beim Sturz in die Tiefe verloren. Die Nacht bringt Wettersturz mit Sturm und Schneefall. Strobel und Haag sehen sich gezwungen, bei Schneesturm in der Nacht abzusteigen. Haag kommt um 2 Uhr in der Frühe als letzter auf dem Bügeleisen an.

11. 3.
Haag und Strobel verbringen eine schlimme Nacht auf ihrem Schneeplateau, auf dem sie sich nicht bewegen können. Seit 10.45 Uhr steigen Lehne und Rosenzopf ab, um Ersatz für den verlorengegangenen Proviant zu beschaffen. Die britisch-amerikanische Gruppe befindet sich in ihrem Biwak auf dem Bügeleisen.

12. 3.
Eine stürmische Nacht — die siebzehnte in der Nordwand für Haag und Strobel — bringt 15 cm Neuschnee. Bei 16 Grad minus warten die fünf Bergsteiger (Schnaidt, Votteler, Hupfauer, Haag und Strobel) auf Wetterbesserung. Auf der Kleinen Scheidegg bemühen sich Lehne, Rosenzopf und Golikow um Nachschub, den sie schnellstens zu Biwak III schaffen wollen.

13. 3.
Starker Schneefall und Lawinengefahr. Auf- oder Abstieg sind unmöglich. Die Situation im Biwak III wird kritisch. Durch den Verlust der Versorgungsbombe mit fünf Tagesrationen für acht Mann müssen die Lebensmittelvorräte rationiert werden. Auch wenn die drei Kameraden wieder aufsteigen, können sie nur Lebensmittel für weitere vier Tage mitbringen.

14. 3.
So viel Schnee, wie in der vergangenen Nacht gefallen ist, haben selbst Einheimische am Eiger selten erlebt. Am Vormittag kommt zunächst keine Funkverbindung zustande, die fünf im Biwak haben das Zeitgefühl völlig verloren und versäumen die vereinbarten Sprechzeiten. Die Wetterprognosen sind gut. Die Versorgung der Eingeschlossenen mit Lebensmitteln wird immer kritischer. Die fünf haben bereits ihren Notproviant angebrochen.

15. 3.
In der Nacht sinkt die Temperatur auf −20 Grad. Heftige Stürme halten die Männer weiter im Biwak fest. Knappe Rationen und heftige Kälte machen ihnen zu schaffen. Auf ärztliches Anraten nehmen sie Ronicol.
Golikow, Lehne und Rosenzopf beabsichtigen, mit den drei britisch-amerikanischen Bergsteigern mit dem Skilift Salzegg zum Fuß der Wand vorzudringen, um das gesamte Gepäck im ehemaligen Depot I zu verstauen, um am nächsten Tag in aller Frühe über den lawinengefährdeten Vorbau nach Biwak III vorzudringen. Dieser Plan gelingt. Kurz vor 18 Uhr kehren Bonington, Kor, Whillans und Rosenzopf zurück. Lehne und Golikow gelingt es sogar, über den Wandvorbau den Nachschub zu Biwak I hochzuschaffen.
Peter Haag verläßt heute zum erstenmal seit fünf Tagen sein Biwak, besucht seine Kameraden nebenan und nimmt auch Verbindung zu Harlin auf, der aber nicht aus seinem Biwak herauskommt.

16. 3.
Hupfauer und Schnaidt steigen ab, um den Nachschub von Biwak I abzuholen. Sie können aber nicht wieder mit dem Proviant aufsteigen, die Strapazen der vergangenen Tage machen dies unmöglich. Deshalb steigen die beiden ganz ab zur Kleinen Scheidegg.
Harlin und Haston steigen ab zur Kleinen Scheidegg, wo sie, ebenso wie Schnaidt und Hupfauer, wohlbehalten eintreffen. Harlin begibt sich mit Verdacht auf Lungenentzündung ins Krankenhaus.

17. 3.
Bei strahlendem Sonnenschein klettern Haag und Strobel weiter. Ihre Kondition, nach 22 Biwaknächten und Temperaturen von teilweise minus 20 Grad, ist bewundernswert.
Um 8 Uhr starten Lehne, Golikow und Rosenzopf, zusammen mit Schnaidt und Hupfauer, in die Wand. Bonington, Kor und Whillans folgen der deutschen Gruppe in halbstündigem Abstand. Harlin wird wahrscheinlich erst am Samstag wieder einsteigen.
Nach siebenstündigem Aufstieg erreichen Golikow, Lehne und Rosenzopf gegen 15 Uhr Biwak III. Strobel und Haag konnten sich bis gegen 18 Uhr der Spinne bis auf zwei Seillängen nähern. Die Nacht in Biwak III verbringen Lehne, Rosenzopf, Golikow, Haag, Strobel und Votteler.

18. 3.
Die Wand ist eingenebelt, starker Wind, Schneefall seit 7 Uhr. Der von Haag und Strobel vorbereitete Vorstoß zur Spinne kann nicht eingeleitet werden. Nach

Ein deutscher Nachschübler beim Aufstieg am Fixseil über das Zweite Eisfeld, nahe des Bügeleisens. Auch im Winter ist der Steinschlag in der Nordwand nicht völlig still.

◄ *Einstieg in eine der drei großen Eigerwand-Schneehöhlen, die teilweise so geräumig waren, daß man sich darin aufrecht bewegen konnte. Die Bergsteiger trugen „Eiger-Spezialschuhe".*
Fotos: Belser-Verlag

15 Uhr erleben die Bergsteiger die ersten beiden Gewitter des Jahres mit Blitz und Donner; Vorzeichen großer Kälte und Neuschneefälle (nach dem Gewitter 10 cm Neuschnee).
Golikow nagelt die Strecke in Richtung Spinne aus, d. h. er entfernt alle Haken, die Strobel und Haag gestern alle 50 cm zum Aufstieg genagelt haben.

19. 3.
Die Nacht bringt neue Schneefälle und Temperaturen bis —18 Grad. Votteler berichtet von seinem »psychologischen Tiefpunkt«, wo ihm alles »als Irrsinn« erschien.
Sechzig Meter unter der Spinne arbeiten Lehne und Golikow an einem Wandstück, dessen brüchiger, ausgewaschener und vereister Fels Strobel am Vortag schier verzweifeln ließ. In dieser bisher schwierigsten Passage ringen sie der Wand stündlich zwei Meter Höhe ab.
Über die beiden Spitzenkletterer Golikow und Lehne gehen dauernd Lawinen nieder. Völlig durchnäßt müssen sie zu Biwak III zurückkehren. Am Abend wollen Haag und Strobel nach 24 Biwaknächten in der Nordwand zur Kleinen Scheidegg absteigen.
In einer akrobatischen Seilkletterei suchen Bonington und Kor den derzeitigen Vorsprung der deutschen Mannschaft aufzuholen.

20. 3.
Kor und Golikow haben zusammengearbeitet und das größte Hindernis — den Pfeiler — erobert und sind auf dem Weg zur Spinne. Es war eine sehr schwierige Route. Lehne und Bonington arbeiten zusammen. Sie greifen ein Couloir an, das von einem 20 Kubikmeter großen Schneepfropfen versperrt wird, indem sie ein Seil benützen, das Golikow von oben sichert. Harlin und Haston wollen in der Nacht aufsteigen. Um 17 Uhr richtet Kor das Biwak am Pfeilerkopf ein. Sie haben sich 20 Meter in Richtung Spinne vorgearbeitet. Lehne und Bonington erreichen den Pfeilerkopf.

21. 3.
Um 8.10 Uhr verlassen Lehne und Kor das Biwak Rulamannhöhle und erreichen vor 9 Uhr den Pfeilerkopf, der sich gestern als so schwierig erwiesen hatte. Golikow hat das letzte Seil an diesem Punkt gestern, an seinem Geburtstag, befestigt. Lehne, gesichert von Kor, greift die Spinne an. Kurz nach Mitternacht machen sich Haston und Harlin auf den Weg nach oben und erreichen das Erste Eisfeld. Hupfauer und Schnaidt folgen, später Haag, Strobel und Votteler. Lehne erreicht die Spinne um 13 Uhr. Um 17 Uhr stoßen Kor und Golikow zu ihm. Kor steigt hinab zum Bügeleisen, wo er Harlin und Haston trifft. Lehne und Golikow bereiten ein Biwak in der Spinne, Strobel befördert Schlafsäcke, Spirituskocher und Proviant zum Biwak. Die andern vier deutschen Teilnehmer erreichen den Zweiten Steilaufschwung und die Rulamannhöhle, wo sie biwakieren.

22. 3.
Um 7.45 Uhr steigen Golikow und Strobel am rechten Rand der Spinne auf und greifen um 9 Uhr den Steilaufschwung zur Kleinen Spinne an. Um 7 Uhr ist Roland Votteler als erster vom Biwak Rulamannhöhle in Richtung Spinne vorgestoßen. Er will mit den beiden nachfolgenden Kameraden in der Spinne eine Höhle bauen, in der mindestens 6 Männer Platz finden. Um 15.30 Uhr erste Nachricht vom tödlichen Absturz Harlins. Strobel und Golikow, die an der Wand arbeiten, wissen noch nichts von dem Unglück. Sie sind 80 Meter oberhalb der Kleinen Spinne. Um 19 Uhr erreicht Peter Gillmann Haston und teilt ihm die Nachricht von Harlins Tod mit. Kor, der kurz vor Harlins Absturz nach Scheidegg gekommen war, ist zu-

sammen mit Bonington der erste bei dem Toten. Die Seilschaften beschließen, den Aufstieg fortzusetzen.

23. 3.
Um 7 Uhr befestigt Golikow neue Seile an der Unglücksstelle. Lehne und Hupfauer dringen 100 Meter über die Kleine Spinne vor. Über der Spinne sind nun fünf Mann: Strobel, Lehne, Haston, Hupfauer und Votteler. Golikow prüft alle Seile über den zwei Pfeilern unter der Spinne. Die meisten sind stark beschädigt vom Steinschlag. Es fällt die Entscheidung, daß die fünf Teilnehmer unterhalb der Spinne wegen des großen Risikos nicht weitersteigen. Eine schwere Entscheidung, vor allem für Haag, der 24 Tage in der Wand war und mit die meiste Arbeit verrichtet hatte. Golikow und Rosenzopf bringen den nötigen Proviant trotz großer Gefahr noch zur Spitzengruppe und kehren dann um.

24. 3.
Um 9 Uhr erreicht Golikow mit Rosenzopf die Kleine Scheidegg. Beide sagen, dies sei der schwierigste Abstieg gewesen, den sie je gemacht hätten. Die Spitzengruppe steigt trotz schlechter Sicht und schweren Stürmen weiter. Um 16 Uhr erreichen sie das letzte Eisfeld, etwa 150 Meter unter dem Gipfel. Dichter Nebel, Schnee und Sturm (150 km/h). Die Seilschaft verliert einen Rucksack mit Proviant. Sie biwakieren bei immer stärker werdenden Stürmen 200 Meter unter dem Gipfel auf einem kleinen, 2 x 3 m großen Schneefeld, essen mit Schnee angerührte Haferflocken und können nichts trinken, weil die Temperatur −40 Grad beträgt.*) Sie verbringen eine sehr schlechte Nacht — hungrig und ungeschützt.

Günter Schnaidt und Peter Haag haben sich als Letzte mit Layton Kor gegen 12 Uhr mittags an den Abstieg gemacht. Sie haben alle wichtigen fixierten Seile in den Steilstufen und auf dem Vorbau entfernt.

25. 3.
Die vier deutschen Mitglieder auf der Kleinen Scheidegg können nicht zur Beerdigung Harlins nach Leysin, weil um 14 Uhr die Situation unterhalb des Gipfels sehr ernst wird. Kein Funkkontakt seit gestern, Winde mit 120 km/h, extremer Schneefall, sie klettern langsam zum Gipfel. Drei der Deutschen — Haag muß wegen Fieber zurückbleiben — klettern mit Toni Hiebeler über die Westflanke zum Gipfel und treffen Vorbereitungen für eine eventuelle Rettung und bauen ein Biwak am Gipfel mit einem Lebensmittellager. Um 16 Uhr erreichen Lehne und Strobel den Gipfel total erschöpft, gefolgt von Haston, Hupfauer und Votteler. Sie verbringen die Nacht im Biwak.

Die Freude über den geglückten Aufstieg wurde durch Harlins Tod, dessen sie in diesem Augenblick gedenken, getrübt.

Die erste Direttissima, welche 31 Tage gedauert hat, ist vorbei.

---

*) Die »Schweizerische meteorologische Zentralanstalt« in Zürich vermittelte uns über die letzten beiden Tage des Unternehmens folgende Wind- und Temperaturwerte für den Eigergipfel:

24. 3.: Windgeschwindigkeit 100 km/h, 18 (morgens) und 21 Grad (abends) minus;

25. 3.: Windgeschwindigkeit 111 km/h mit Böen bis zu 150 km/h, 26 Grad minus (abends). *Red.*

Die amerikanischen, britischen und deutschen Nordwandmänner mit ihren Betreuern nach dem Gipfelsieg am 25. März 1966 auf der Kleinen Scheidegg (von links): Harry Frey, Roland Votteler, Karl Golikow, Chris Bonington, Layton Kor, Peter Haag, Jörg Lehne, Günter Schnaidt, Siegfried Hupfauer, Rolf Rosenzopf, Günther Strobel, Dougal Haston, Peter Gillman und Mick Burke. Einer fehlt: John Harlin.
Foto: Rudolf Rohr

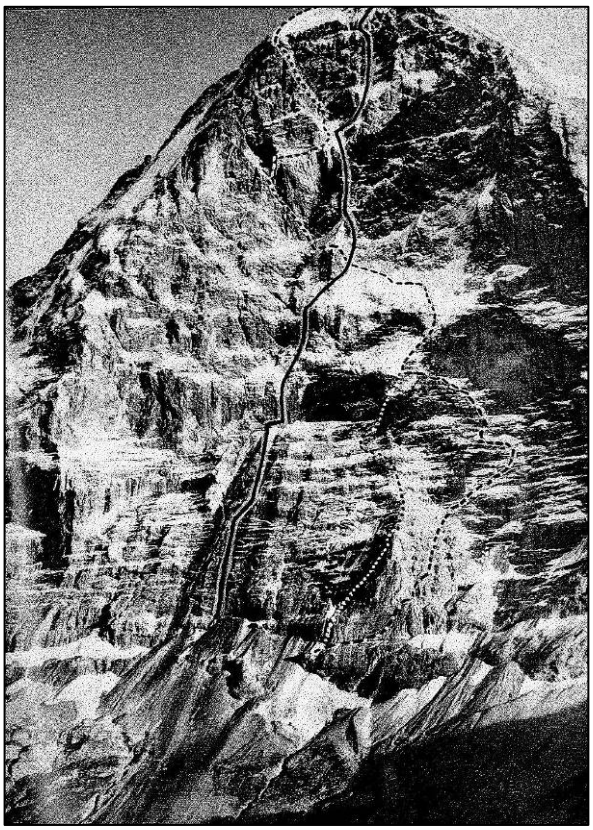
Hubschrauber-Blick gegen das Eisfeld der Spinne. Es war ein glücklicher Tag für die Männer der Nordwand, denn mit dem Erreichen der Spinne gab es für sie nur noch ein Problem: die Gipfelwand. Jörg Lehne und Karl Golikow sind gerade dabei, sich für die Nacht ins Eis zu buddeln. Links der beiden Bergsteiger sieht man die schmalen Bänder des „Götterquergangs" (Normalroute); vom Biwakplatz hängt das fixierte Seil nach unten.

JÖRG LEHNE:

Zur Eiger-Polemik

„Alle großen Pioniertaten wurden zu ihrer Zeit kritisiert. Die Geschichte des Alpinismus ist voll von solchen Beispielen.“ So begann ich einen Artikel, der vor mehr als drei Jahren in *„Jugend am Berg“* erschien. Ich wandte mich damals ganz entschieden gegen das, was im Januar 1963 die Sachsen *Peter Siegert, Reiner Kauschke* und *Gerd Uhner* an der Großen Zinne mit der sogenannten Super-Direttissima aufgeführt hatten. Einigermaßen erstaunt mußte ich jetzt feststellen, daß dies damals von mir kritisierte Geschehen an der Zinne mit dem jüngsten Geschehen um die Direttissima der Eigerwand in Zusammenhang gebracht wurde, und zwar teilweise von Leuten, denen ich einen gewissen kritischen Verstand nicht ganz abgesprochen hätte. Hierzu und zu einigen anderen Dingen möchte ich Stellung nehmen.

Zunächst eine kurze Erklärung, warum ich dies in *„Jugend am Berg“* tue. Einmal geht



es mir darum, mich mit meinen Ausführungen von damals, mit denen es mir ernst war und die ich auch heute noch — soviel sei gleich vorweggenommen — für berechtigt halte, selber kritisch auseinanderzusetzen. Die Zeitschrift als Sprachrohr zu wählen, in der ein Zitat von mir bereits in der Einleitung zum Eiger-Direttissima-Heft („Alpinismus", Mai 1966) gebracht wurde — und der Bemerkung, ich würde das sicher heute nicht mehr gerne lesen —, ist mir nicht möglich. Nicht möglich aus dem Grunde, weil der verantwortliche Redakteur dieser Zeitschrift das gesamte Thema Direttissima in einer Weise redaktionell gestaltete, daß es den Erzeugnissen der Boulevard-Presse in nichts nachstand. Wenn der Schriftleiter einer alpinen Fachzeitschrift auf Grund bestimmter Emotionen so reagiert, so ist damit jeder Boden zu sachlicher Diskussion entzogen. Man müßte damit rechnen, in Auszügen und Zusammenhängen zu erscheinen, wie man sie geschmackloser und hinterhältiger sich kaum vorstellen kann. Als Beispiel ein Zitat aus dem *„Alpinismus"*-Juniheft:

EIGERSPLITTER: *Wir müssen uns berichtigen: Es wurde im letzten Heft berichtet, daß zu dem 500 kg schweren Material der Eigerkletterer auch sechs Liter Kognak gehört hätten. Das stimmt nicht. Richtig ist, daß, wie uns Jörg Lehne jetzt mitteilte, ganze sechzehn Liter Kognak von ihm und seinen sieben Mannen in der Wand vertilgt worden sind — prost! — John Harlins Eltern schickten den deutschen Eigerkletterern ein Telegramm und brachten darin zum Ausdruck, daß sie vollstes Verständnis gehabt hätten für die Vollendung der „John-Harlin-Route".*

Zum Vergleich Große Zinne Super-Direttissima — Eiger-Direttissima. Meine Stellungnahme zerfiel in zwei Hauptteile; der wesentlichste (und am häufigsten zitierte) behandelte die Auseinandersetzung mit dem alpinistischen Wert, der geringere zweite Teil die publizistischen Nebenerscheinungen. *„Das wichtigste Merkmal des Sports ist der bewußte Verzicht auf Möglichkeiten der Technik. Diese Tour ist insofern ein Rückschritt, als durch den ungeheueren Aufwand an technischem Material die Kletterschwierigkeiten ... zum reinen Trittschlingenmarsch werden."*

So zitierte *G. Plangger* meinen damaligen Artikel und schrieb dazu: *„So äußerte sich Jörg Lehne zum ähnelnden Zinnen-Unternehmen."* Wo liegt denn hier eine Ähnlichkeit? Sicher, wer den Presseberichten glaubte, die von Seilbahnen, Seilliften und ähnlichem sprachen, der konnte auf so eine Idee verfallen. Zu all diesen Gerüchten um Materialschlacht, Sieg der Technik, Berg ohne Chance hier nur so viel:

Es wurden von uns ca. 190 Felshaken geschlagen, 8 Bohrhaken und 12 Eisschrauben, außerdem 50 Haken und 30 Bohrhaken für Standplätze und zur Befestigung der fixen Seile; also 210 Fortbewegungshaken für eine Wand von 1700 m Höhe. Der sportliche Wert einer Wandbesteigung, besonders einer Erstbesteigung, resultiert ausschließlich daraus, wie die *Spitzengruppe* die Schwierigkeiten überwindet. Und das geschah am Eiger in klettertechnisch einwandfrei sauberer, sportlicher Weise.

Ich habe am „Sachsenweg" beanstandet: *„Daß auch die nach uns Kommenden noch Freude am Klettern haben können und sich nicht nur über hakengespickte Kuhwege emporhangeln müssen."* Kann wirklich jemand glauben, dies im Zusammenhang mit den fixen Seilen am Eiger sehen zu können? Die fixen Seile am Eiger — übrigens eine Idee der britisch-amerikanischen Gruppe, von der diese Seile auch vorwiegend stammten — dienten weniger der Sicherung des Rückzuges, sondern fast ausschließlich der Möglichkeit, nach einem Rückzug *wieder rasch aufsteigen* zu können.

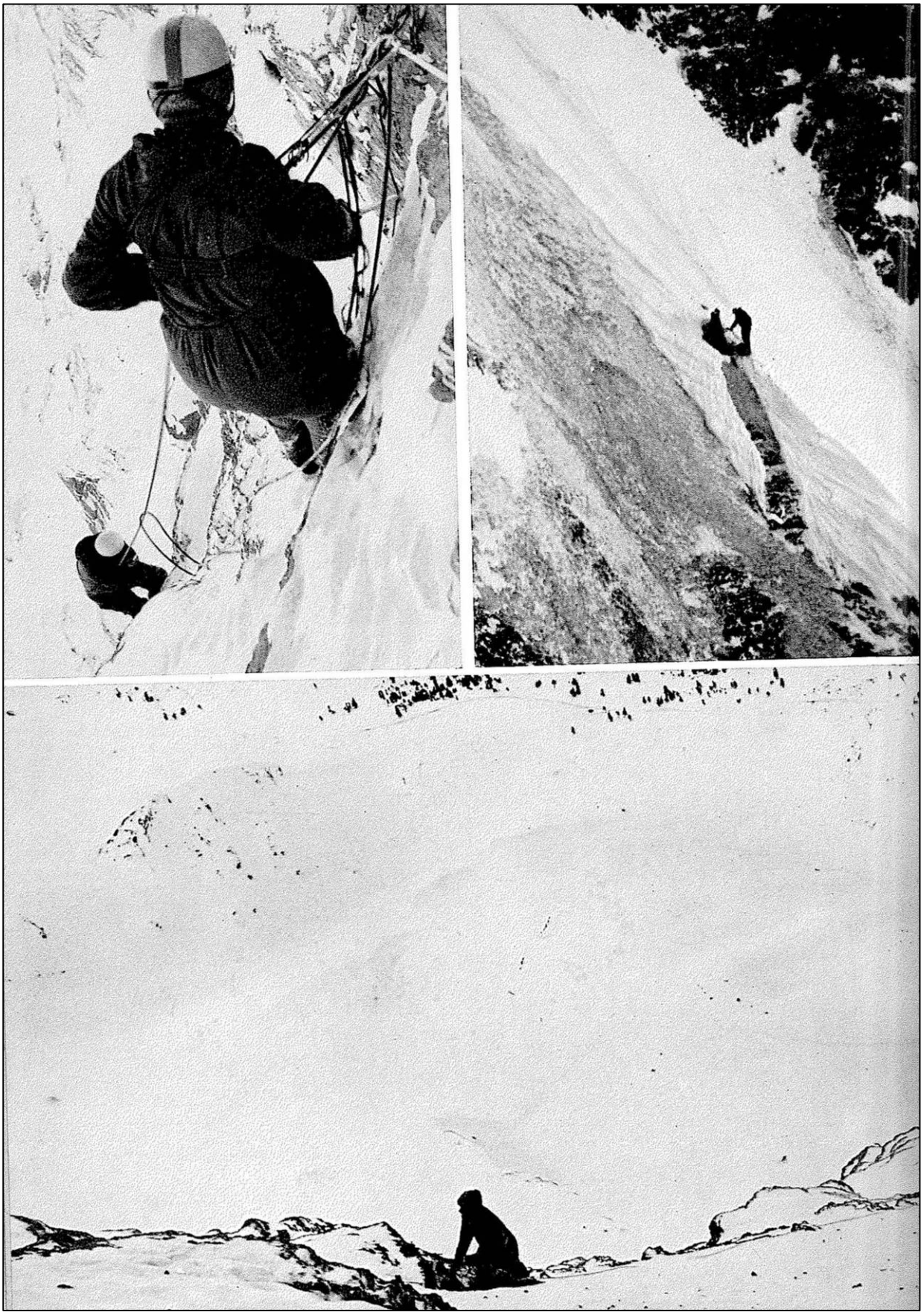
R. Desmaison, einer der vergeblichen Direttissima-Versucher, schreibt: *„Dann mußten wir nach 60stündigem Kampf und Anstrengungen während eines Unwetters bei Lawinengefahr absteigen. Für diesen Rückzug gab es keine fixen Seile, wir mußten unsere Energien, Haken, Steigeisen, Eispickel und die Seile, die wir mit hatten und über den Schultern hingen, einsetzen. Dies sind die Spielregeln."* So frage ich: Welche Spielregeln wurden denn verletzt? Die Vorwürfe der fixen Seile erinnern mich an die Vorwürfe knochenharter Bergsteiger, als *Dieter Hasse* in der „alten" Direttissima an der Großen Zinne zum erstenmal in Hängematten biwakierte. Auch hier Kritik, aufgehängt an Randerscheinungen, die mit der sportlichen Seite des Alpinismus nicht das geringste zu tun haben.

Zusammenfassend: Ich habe mich bei der Super-Direttissima an der Großen Zinne gegen folgende Punkte der alpinistischen Seite gewandt:

1. Die Routenführung ist erkrampft, die Linie der Direttissima ist rein formalistisch, sie sollte aber den naturgegebenen Möglichkeiten folgen. Das tut sie nicht. Die Nähe der anderen Direttissima ist eine Abwertung.
2. Der verwendete Aufwand an technischen

Eiger-Nordwand. Durchgezogene Linie direkte Route, 1966; punktiert Versuch Mehringer-Sedlmayr, die 1935 tödlich verunglückten; gestrichelt üblicher Durchstieg der Erstbegeher, 1938. (A

Personenbuch



Personenbuch

Hilfsmitteln — ohne den die Route im Winter nicht zu bezwingen gewesen wäre — macht die Besteigung zum puren Rechenexempel. Das Durchkommen ist abhängig von Zeit und Hakeneinsatz.

3. Dieser Aufwand degradiert die Route zwangsläufig bei Wiederholungsbegehungen zum erwähnten Trittschlingenmarsch. Diese damals aufgestellte Behauptung ist inzwischen mehrfach von Wiederholern bestätigt worden.

4. Dadurch ist diese Route ein Rückschritt im Hinblick auf das sportlich saubere Klettern.

5. Es gibt weiß Gott lohnendere Ziele. Wirkliche Probleme, nicht irgendwelche, zufällig noch unerstiegene Wandflecken. Warum wurde ausgerechnet diese gewählt?

Nun diese Punkte unter Eiger-Aspekten:

1. Die Routenführung ist die einer „Super-Direttissima", sie verläuft jedoch ständig im naturgegebenen Gelände. Selbst unser ärgster Kritiker, Toni Hiebeler, mußte zugeben: *„Gewiß, die Linienführung ist ideal."* Es ist zwar die Linie des stärksten Steinschlages, doch es ist eine begeisternde, naturgegebene Linie, und im Winter gibt es in der Eiger-Nordwand praktisch keinen Steinschlag. Ich bin sowieso der Meinung, man sollte die Eigerwand nur im Winter machen, auch die Normalroute. Zu dieser Jahreszeit ist die Wand ausgesprochen schön. Eine Abwertung durch eine andere Route? Nur in eine abweichende Idee verbohrte Narren können schreiben: Es ist ein Schönheitsfehler, in der Spinne wird zum zweitenmal die Originalroute berührt. Alle Routen, die in der Nordwand vielleicht noch kommen werden, sind irgendwie Varianten. Die Schönheit der Linienführung der beiden bestehenden Routen ist nicht mehr zu überbieten.

2. Der klettertechnische Aufwand ist minimal. Die verwendeten Haken konzentrieren sich zudem auf wenige Passagen schwierigster künstlicher Kletterei (durchweg A 3), vor allem in der ersten Steilstufe. Die Route der Angloamerikaner, die hier links von uns kletterten, und die bei Wiederholungen wahrscheinlich vorzuziehen wäre, enthält keinen einzigen Bohrhaken. Der überwiegende Teil der Kletterei besteht aus teilweise eisbedeckten Passagen des V. und VI. Schwierigkeitsgrades und aus reiner Eiskletterei, meist mit minimaler Sicherungsmöglichkeit.

Es gibt wohl wenige Routen in den Alpen, auf denen der Seilschaftsführer derart riskant klettern muß. Mir persönlich ist keine bekannt.

Der technische Aufwand der fixen Seile hatte reine Transportfunktion und ist ebenso sekundär wie das an der Zinne verwendete Versorgungsseil.

3. Die Eiger-Direttissima stellt an Wiederholer annähernd die gleichen Aufgaben und Probleme wie an die Erstbegeher. Daß sie nur im Winter oder Spätherbst (z. B. Oktober) zu begehen ist, halte ich für einen Vorteil. Es existiert zum erstenmal eine Route, die nicht in kürzester Zeit durch die Haken zahlreicher Wiederholer entwertet wird. Ein Problem, das an Einsatzbereitschaft und Organisation ähnliche Anforderungen stellt wie Himalaja-Expeditionen — und das quasi vor der Haustüre. Nach wie vor ein begeisterndes Problem für die Jugend. Oder sollte diese Route wirklich nicht wiederholt werden können? Warum denn?

4. Die Eiger-Direttissima ist weder ein Rückschritt noch ein Fortschritt. Die Technik ihrer Bezwingung kann auch kaum Schule machen — mangels geeigneter weiterer Objekte. Mit dieser Besteigung wurde das vielleicht größte alpine Problem gelöst, das in den Alpen noch — oder je — vorhanden war. Die Tatsache, daß durch die berühmteste Wand der Alpen nur eine einzige Route führte, bei einer Wandbreite von mehreren Kilometern, während gleichzeitig weniger berühmte Wände mit einem spinnwebartigen Netz von Wegen überzogen wurden, ist an sich Beweis genug für die Einmaligkeit.

5. Ein lohnenderes Problem? Für uns gab es keines. Wir wollten diese Route machen und wären eingestiegen, auch wenn Harlin oder andere lange vor uns den Gipfel erreicht hätten.

Soweit die alpinistische Seite. Noch einmal: Ich stehe nach wie vor zu dem, was ich über die „Super-Direttissima" in diesem Zusammenhang schrieb. Und wenn heute irgendwelche Leute das (sicher bald fällige) Dach an der Westlichen Zinne direkt bezwingen, würde ich das ebenso als Rückschritt im sportlichen Alpinismus betrachten.

Nun zur publizistischen und finanziellen Seite der beiden Unternehmen. Zugegeben, hier ist es verlockend, Parallelen zu ziehen, und nicht so absurd wie im vorhergehenden Fall. Doch selbst hier gibt es bedeutsame Nuancen. Ich schrieb damals:

1. Geschäftemacherei dominiert in unserer Zeit, und sich für Informationen bezahlen zu lassen ist schon nicht mehr besonders anrüchig. Eine Verknüpfung von Bergstei-

Eiger-Direttissima. Oben links: Stand über dem ersten Steilaufschwung. Oben rechts: Luftaufnahme der Spinne. Unten: Tiefblick vom zweiten Eisfeld (Belser-Foto)

gen und Geschäft rundweg abzulehnen wäre weltfremd.

2. Bei einer alpinen Tat sollte aber in jedem Fall im Vordergrund der Wille zur Durchführung stehen, und zwar aus bergsteigerischen Antriebskräften, nicht primär, um damit Geld zu verdienen. Ich unterstellte den Bergsteigern auch diese primär bergsteigerischen Motive, wagte dann aber zu bezweifeln, ob man bei der Durchführung nicht doch dies dem Faktor Geschäft untergeordnet hätte. Diese Auffassung war sicher subjektiv. Ich weiß heute, daß es grundsätzlich falsch ist, auf Grund äußerer Erscheinungen auf die Motive zu schließen.

Am Eiger stellte sich uns folgende Ausgangssituation:

1. Wir wollten die Direttissima machen. Unter allen Umständen. Wir hatten uns für dieses Problem begeistert, da wir uns der Großartigkeit bewußt waren.

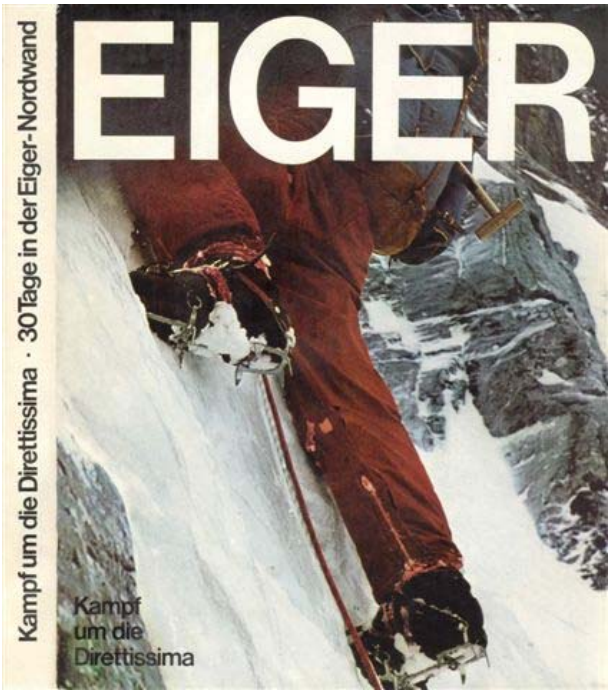
2. Wer in die Eigerwand steigt, muß damit rechnen, Aufsehen zu erregen. Wer im Winter versucht, die Eiger-Nordwand zum erstenmal in der Fallinie zu bezwingen, kann von vorneherein damit rechnen, einen Riesenrummel zu entfachen. Wir wußten zudem vom gleichlaufenden Vorhaben *John Harlins,* rechneten eventuell sogar noch mit Italienern. Alles zusätzliche Momente, sensationslüsterne Schlagzeilen zu provozieren. Dem allen auszuweichen hätte geheißen: Verzicht. Doch sollten wir uns von der Öffentlichkeit unser Tun aufzwingen lassen? Ganz im Gegenteil! Wir wollten nicht einsehen, daß alle Welt mit uns Geschäfte machen sollte, vom Postkartenverkäufer über den Hotelbesitzer bis zu Zeitungen und Fernsehen, während wir blöden Idealisten vielleicht noch ein Jahr oder länger an den Schulden für unsere Ausrüstung, die wir zu 90% selber gekauft hatten, zu zahlen gehabt hätten. Wir waren und sind der Meinung, es sei nicht mehr als recht und billig, an diesem Geschäft, das andere durch uns machen wollten, zu partizipieren.

Das war die Ausgangssituation. Wir wollten nicht für Rummel sorgen oder ihn gar provozieren. Wie wir es auch eindeutig abgelehnt hätten, schon vorher irgendwelche Zeitungs-, Zeitschriften- oder sonstige Verträge abzuschließen, wiewohl ich heute weiß, daß dies auch nicht der Weisheit letzter Schluß ist. John Harlin, der ganz eindeutig als Vollprofi diese Tour begann, mit sicher nicht weniger Idealismus als wir, erntete in dieser Beziehung weit weniger Kritik.

Es war uns klar, daß wir Kritik ernten würden. Mir persönlich tut es leid, wenn selbst von vermeintlich profilierten Leuten völlig unqualifizierte Kritik geübt wird. Ich will schließen mit Worten von *Dougal Haston,* der über unsere Kritiker folgendes sagte: *„Ihre Kritik ist wie eine Feder im Wind. Wenn du ein Bergsteiger bist, komm und versuche es.“*

Bei aller augenblicklichen Polemik ist die Zeit der beste Kritiker. Dinge, an denen sich heute noch die Meinungen entzünden, werden ganz von selbst zu dem, was sie sind: unwesentlich. Wir wollen uns dieser Kritik gerne fügen, doch ich glaube, die Zeit wird für uns sein.

Das Buch vom EIGER wurde vom Deutschen auch ins Japanische übersetzt und aufgelegt.



Kampf um die Direttissima
30 Tage in der Eiger-Nordwand

›Berghelden oder Verrückte?‹ Das Grüne Blatt, Dortmund. Dr. Karl Herrligkoffer: ›Bergsteigerisch war das fällig‹ – Luis Trenker: ›Unternehmen Eiger ist Wahnsinn‹ – ›Der Wettlauf zweier Bergsteigergruppen rüttelt an der Ethik des Alpinismus‹ Süddeutsche Zeitung, München – ›Felsakrobaten berichten über Funk: Es gab als Nachtisch Rosinen und Marzipan‹ Kölner Stadt-Anzeiger, Köln –

Kampf um die Direttissima · 30 Tage in der Eiger-Nordwand

Jörg, Karle und Rolf haben während dieser Schlechtwettertage unten, auf der Kleinen Scheidegg, vergleichsweise wie die Götter gelebt. Am 15. März, einen Tag bevor Siegi und Günter herunterkamen, als das Wetter vormittags etwas besser aussah, versuchten sie, die Verhältnisse im Wandvorbau zu erkunden. Jörg und Karl stiegen trotz Schneesturm noch am Abend bis zum Stollenfenster. Was sich hinter solch kurzem Satz verbirgt, schildert Jörg Lehne:

Dienstag, 15. März. Seit sechs Tagen sitzen unsere fünf Kameraden eingeschlossen in ihren zwei kleinen Biwakhöhlen in der Höhe des Bügeleisens. Auch John Harlin und Dougal Haston sind Gefangene des Wetters. Auf Scheidegg hat es über zwei Meter geschneit.

Mit Chris Bonington, Layton Kor und Don Whillans, den John zur Verstärkung seiner Gruppe holte, haben wir gestern vereinbart, daß wir heute gemeinsam das Gelände bis zum Einstieg erkunden, das Gepäck zum oberen Depot bringen und eine Spur legen wollen, um am anderen Tag sicher aufsteigen zu können. Ich habe bewußt gesagt „erkunden". Fritz von Allmen und auch Toni Hiebeler haben uns dringend davor gewarnt, bis zum Einstieg zu gehen, die Lawinengefahr sei zu groß. Auch wir sind uns der Gefahr bewußt; aber ich bin trotzdem überzeugt, daß wir es schaffen werden. Gegen Mittag treffen wir uns mit den Engländern in Scheidegg.

Unser Plan sieht vor, daß wir von der Station „Eigergletscher" aus auf Skiern das ganze Gelände unterhalb der Eiger-Nordwand schräg abwärts fahrend so weit queren, bis wir uns senkrecht unter der Einstiegsstelle befinden. Von dort aus wollen wir dann zu Fuß aufsteigen. Wir hoffen, dadurch weitgehend vor Lawinen sicher zu sein. Bei heftigem Schneetreiben und leichtem Nebel erreichen wir relativ schnell und sicher einen Punkt, in der Fallinie des Einstiegs, etwa 500 Meter unterhalb. Auf einer kleinen Erhebung inmitten der weiten Schneeflächen lassen wir unsere Ski stehen. Von hier aus spure ich

Jörg Lehne vor dem „Kristallsalon".

63

アイガー

できない数日間だったろう。ザ・ンダー・シュナイトはつぎのように回想していた。

《気天はいつ果てるともなかった。だが、同志的結合は固く、志気も狂んだった。冗談をとばしたり、歌ったり、それまで我った山の話をして過した。この岩壁の上での生活は厳粛しいと感ずることがあい々、食事はますます乏しいものになってきた。ぼくたちの日課はだいたいこんなものである。起床十時、起床とは、寝袋から這い出て坐ることである。朝食は十二時、夕方の六時に昼食、食事毎に必ず出されるのがかるしのきいたスープとはしばみの実が二つか三つ。だが、次第にこのはしばみの実はもうみるのもいやになっていた。そこで食糧が窮迫になってきてはしばみの実を一人一人に一つ二つ三つと数えながら分けてもらうようになっても一向に平気だったのである。あと数日もすれば、まだまだ相当は強化されるだろう。そして、できるだけ食べないですませるため、あとはただひたすら眠るだけだった》

三月十六日は久しぶりの上天気だった。青空がみえる。だが、身を切るような西風が吹き、新雪雪崩が絶えずきらきら流れ落ちるので、まだ登攀を続行する気にはなれない。この日、ザ・ンダー・シュナイトとジークフリート・ファバウアーは降りた。このときのことをザ・ンダー・シュナイトはつぎのように報告している。

Dass Eigenexemplar in Japanisch schenkte Frau Lehne der Sektion Rosenheim zur Erinnerung an ihren Mann Jörg.

1969
(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

28. Juli 1969

Jörg Lehne im Montblanc-Gebiet von Steinschlag getötet

Der bekannte Rosenheimer Bergsteiger wurde im Biwak vom Tod überrascht

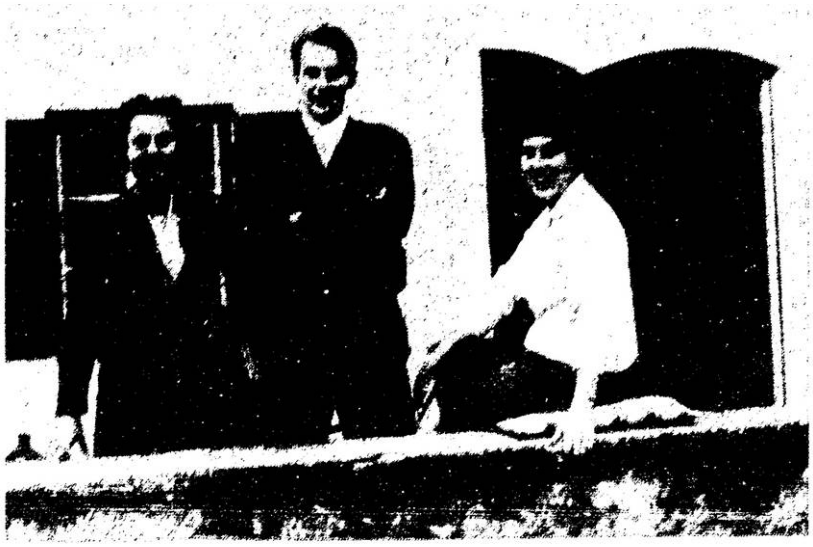
Einer der bekanntesten Bergsteiger unserer Zeit, der Rosenheimer Jörg Lehne, wurde in der Nacht zum letzten Freitag in einem Biwak im Montblanc-Gebiet vom Steinschlag getötet. Lehnes Leiche wird zur Beerdigung nach Rosenheim übergeführt.

Der berüchtigte Walker-Pfeiler im Montblanc-Gebiet (Grand jaurasse) hat Jörg Lehnes Leben beendet. Zum sechstenmal versuchte er nun, diesen Pfeiler zu bezwingen. Immer wieder war er vom Wetter abgewiesen worden. Nun schien der Erfolg sicher. Lehne bezog mit seinem Eiger-Kameraden Karl Golikow ein Biwak, um anderntags den Walker-Pfeiler in den Griff zu bekommen. Nachts wurde das Biwak vom Steinschlag zerstört. Lehne wurde getötet. Golikow verletzt. Es dauerte einen Tag lang, bis die Leiche geborgen werden konnte. Man war mißtrauisch geworden, als die beiden Bergsteiger, deren Vorhaben bekannt war, nicht beim Aufstieg gesehen wurden und suchte nach ihnen.

Mit 14 Jahren schon hat Jörg Lehne die Westwand des Totenkirchls bestiegen. Als er nach dem Erfolg den Begleitern seine Jugend verriet, schimpften sie ihn aus. So jung hätten sie ihn nicht mitnehmen dürfen. „Der Jörg war wie verrückt auf seine Wände; eine entsetzliche Leidenschaft", sagt seine Mutter.

Diese Wände fand er in aller Welt: am Nanga Parbat, auf dem er kurz vor dem Ziel umkehren mußte, ebenso wie an den Drei Zinnen in den Dolomiten und am Eiger, wo er die berüchtigte Direttissima hinter sich brachte. Die ganze Bergsteigerwelt horchte damals auf. Jörg Lehne ließ der Ruhm kalt. Er schrieb ein herrliches Buch „Eiger" und suchte seine Wände, wo er sie fand. Der Walker-Pfeiler war eines seiner letzten Ziele.

Lehne war in Berlin geboren worden. Es war eine reine Zufälligkeit, und Jörg nahm davon auch nicht gerne Notiz, weil er sich ganz einfach mit den Bergen eins fühlte, einer der ihnen sein wollte, ebenso groß, ebenso stark, ebenso klar und unbeugsam. Außergewöhnlich wie als Bergsteiger, war Jörg Lehne auch als Mensch; großartig in seiner Kameradschaft. Jörg, dessen Eltern in Pfraundorf wohnen, ging in Rosenheim zur Schule und in die Buchdruckerei Keil zur Lehre, besuchte die Akademie für das Graphische Gewerbe in München und trat dann einen verantwortungsvollen Posten beim Belser-Verlag in Stuttgart an. Er heiratete eine Rosenheimerin und wurde Vater zweier Kinder.



Jörg Lehne mit seiner Frau (rechts) und seiner Mutter

Am Eiger entstand dieses Bild von Jörg

„Der Jörg kann nicht abstürzen", hieß es bei den Bergsteigern der ersten Klasse. Seine traumwandlerische Sicherheit in Fels und Eis war sprichwörtlich. Sie alle haben recht behalten. Trotzdem ist Jörg Lehne ein Opfer seiner Besessenheit geworden. Erst 33 Jahre alt, hat ihn der Stein erschlagen. Am Berg aber blieb er unbesiegt. -o-

30. Juli 1969

jörg lehne

• 6. 5. 1936 † 25. 7. 1969

seine geliebten berge wurden ihm zum schicksal

wir trauern sehr um ihn

gertraud lehne
mit kindern marina und klaus-peter
percy und ebba lehne
peter und christel lehne

rosenheim, im juli 1969

beerdigung am samstag, den 2. august 1969, um 14.15, im städtischen friedhof rosenheim.

1969
(aus dem Oberbayerischen Volksblatt)

04. August 1969

Zahlreiche Menschen fanden sich zur Beerdigung des tödlich verunglückten Bergsteigers Jörg Lehne ein. *Foto Hainer*

Ein Latschenkranz ziert sein Grab

Jörg Lehne in Rosenheim beerdigt — „Symbol für das Bergsteigen der Zukunft"

Eine große Trauergemeinde geleitete auf dem Rosenheimer Friedhof den tödlich verunglückten Bergsteiger Jörg Lehne zu Grabe. Dekan Renner von der evangelischen Gemeinde Rosenheim verrichtete mit den Versammelten vor der Aussegnungshalle die Gebete für den Verstorbenen und legte ihnen Worte aus dem 19. Psalm zugrunde. Nachdem er den Sarg mit der sterblichen Hülle Jörg Lehnes an das Grab geleitet hatte, übernahm dort der verspätet aus Stuttgart eingetroffene Pfarrer Hörmann, der mit Jörg Lehne befreundet war, den Nachruf auf den Verunglückten, den er unter die Worte Hiobs stellte: „Was ich befürchtet habe, ist über mich gekommen, was ich sorgte, hat mich getroffen."

Jörg Lehne, der in Rosenheim aufgewachsen ist und eine Lehre als Schriftsetzer absolvierte, hat in München die Graphische Akademie besucht und zuletzt in einem Stuttgarter Großbetrieb als Direktionsassistent gearbeitet. Seit seinem 13. Lebensjahr habe er sich den Bergen verschrieben, sei an immer größeren Aufgaben gewachsen und habe sich als Bergsteiger aus Begabung und Leidenschaft in der Elite der europäischen Bergsteiger einen guten Ruf erworben. Das Unglück, das ihn nachts bei einem Gewitter im Biwak am Walker-Pfeiler der Grandes Jorasses getroffen habe, könne nicht mit der Frage nach dem Warum des Schicksals abgetan werden, auf das der Mensch keine Antwort geben könne. Pfarrer Hörmann, der, wie er sagte, bei den Alpinen Gesprächen in Bad Boll von Jörg Lehne wertvolle Anregungen erhalten habe, versprach, ihm Kameradschaft und Freundschaft über den Tod hinaus zu bewahren.

Ein Vertreter der Geschäftsleitung der Firma Belser, der mit Arbeitskameraden Jörg Lehnes erschienen war, rühmte seine hohen menschlichen Eigenschaften und das berufliche Können. Ein Vertreter des Hauptausschusses des Deutschen Alpenvereins hob besonders Lehnes Mitwirkung im Jugendausschuß und an der Zeitschrift „Jugend am Berg" hervor. Lehne sei zu einem Symbol für das Bergsteigen der Zukunft geworden. Sektionsleiter Manfred Rummel erinnerte an Lehnes Vortrag vor der Rosenheimer Sektion nach seinem damaligen geglückten Eiger-Unternehmen. Er sei kein Hasardeur der Berge gewesen, er wagte nichts Unmögliches.

Als letzten Gruß für das kurze, aber erfüllte Leben legte Rummel einen Latschenkranz als Zeichen der Berge nieder. In bewegten Worten nahm ein junger Bergsteiger von dem Mitglied des Alpenklubs „Berggeister" Abschied, er legte ebenso wie ein anderer Bergkamerad dem Toten ein schönes Gebinde an das Grab, das von vielen Kränzen bedeckt war.

Mit Grußworten der Bergwacht Rosenheim an ihr ehemaliges Mitglied, die Leiter Unterleitner sprach, und mit tröstenden Worten Pfarrer Hörmanns an die junge Gattin mit den beiden Kindern und die Eltern fand die ergreifende Trauerfeier ihren Abschluß.

04. August 1969

Dieter Hasse. Hinter ihnen lagen damals schon Touren wie Dru-Westwand, Aiguille-Noire-Westwand, Tofanapfeiler (14. Begehung), Cima-Su-Alto-Nordwestverschneidung (12. Begehung), die Däumlingkante und die Direkte Fleischbank-Ostwand im Winter usw. Drei Jahre später treffe ich Jörg wieder, am Totenkirchlpfeiler. Siegi ist nicht mehr dabei. Er blieb unter dem Gipfel des Nanga Parbat. Was muß das für Jörg gewesen sein? Sch...-bergsteigerei murmelte er zwischendurch und kletterte etwas langsamer. Sonst war ihm äußerlich nichts anzumerken. Noch viele andere sind in den folgenden Jahren auf dem Weg geblieben, Freunde von ihm und Bekannte. Jörg fühlte sich stark genug weiterzugehen — und er war es in der Tat auch.

Nach der Oberrealschule und der Schriftsetzerlehre in Rosenheim gings zur Ingenieur-Schule in München, die er mit als Bester absolvierte. Der Erfolg blieb auf seiner Seite, auch in Stuttgart, wohin der gebürtige Berliner übersiedelte und es bis zum Direktionsassistenten im Belser-Verlag brachte.

Kein kraftstrotzender Typ, aber stets trainiert, gescheit und meist spitzbübisch lächelnd, wenn andere über die sogenannten Probleme des Bergsteigens zu philosophieren versuchten. Unkompliziert und doch feinfühlig; nach außenhin rauh. 1966 das spektakuläre Eiger-Unternehmen. John Harlin stürzte in den Tod. Jörg stand die Stunden in den Ausstiegsrissen durch — und hatte wieder einmal Erfolg.

Es ist noch nicht lange her, da erzählte er im Zusammenhang des gescheiterten Winterversuches in der Droites-Nordwand, er wolle solche Probleme seinem Buben überlassen — schließlich sei er nicht mehr der Jüngste.

Im Möhringer Heim tollten inzwischen zwei Kinder, doch Jörg kam nicht weg vom Abenteuer. Hochtourig jagte er seinen BMW auf den [illegible] Albstraßen, kletterte in [illegible] Blue jeans extremsten Fels und trug die Hüttenruhe überzogen [illegible], aber er immer dabei. Meist im [illegible] schwäbischen Freundeskreis. Und [illegible] dieser [illegible] in den Walkerpfeiler, mit Karl [illegible] am 25. Juli 1969.

Am 6. Mai hatte Jörg seinen 33. Geburtstag gefeiert. Intensives Alltraining für den Drieab, fast zwanzigjährige Erfahrung am Berg, gesundes Selbstvertrauen, verwegenlicher Humor und Kaltblütigkeit, wenn es gefährlich wurde — all das konnte ihm nichts helfen in jener Nacht an den Grandes Jorasses, als der Steinschlag kam.

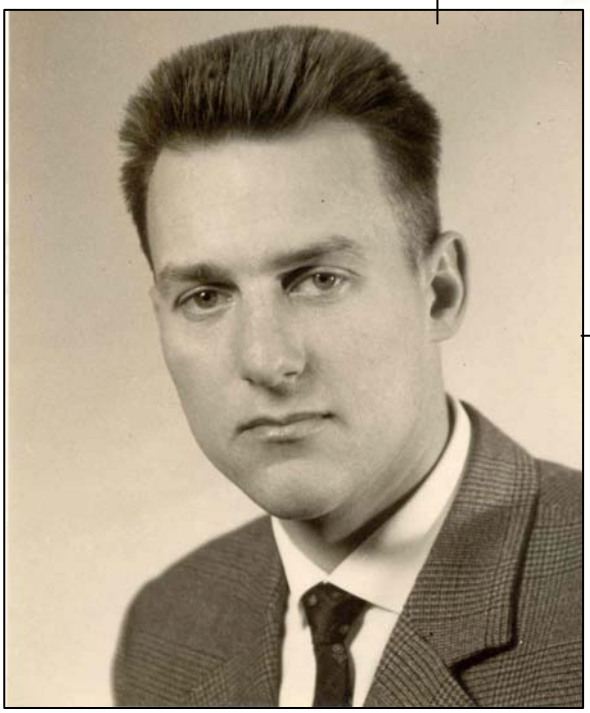
HELMUT DUMLER

jörg lehne
* 6. 5. 1936 † 25. 7. 1969

herzlichen dank für die liebe anteilnahme,
den wunderschönen Kranz und
die Worte am Grabe.

Gertraud Lehne mit
Marina und Klaus-Peter.

gertraud lehne ▪ 82 rosenheim ▪ rechenauerstraße 36 a



Nachruf in den Sektionsmitteilungen 1969 Seite 226

LETZTES BERGERLEBNIS MIT JÖRG LEHNE.

Es ist eigenartig: jenes letzte Wochenende im Mai vor einem Jahr - 1969 - lebt noch so frisch in meinem Gedächtnis, daß ich darüber rätsle. Nicht die Schwere der Bergfahrt kann der Grund dafür sein, ich kenne weit Schwierigeres, Eindruckvolleres als diese Südverschneidung der Schüsselkarspitze. Das zwischenmenschliche Erlebnis mit meinem alten Freund, mit dem ich mich jedesmal unausgesprochen verstand, mit dem es nie Streit oder innere Differenzen gegeben hat - wir brauchten nicht viel zu sprechen, es war alles klar zwischen uns - das ist es sicherlich, was sich in meinem Innern eingegraben hat. Vor einem Jahr ..... wer hätte an das Wochen später Folgende gedacht?

Die bereits mehrjährige, berufsbedingte, räumliche Trennung (höchstens zum Jahreswechsel ein kurzer, schwer entzifferbarer Kartengruß - Jörg war noch schreibfauler als ich es bin), dazwischen wieder eines jener seltener gewordenen gemeinsamen wilden Abenteuer - ersteres konnte unserer inneren Verbundenheit nichtsanhaben. Das andere, Seltene genügte bereits, die Freundschaft so lebendig zu erhalten, daß Raum und Zeit vergeblich zu verfremden suchten. Das gibt es nicht sehr oft.

Er habe viel Arbeit, telefonierte er. Mit dem Urlaub? Da könne ich heuer nicht mit ihm rechnen, er müsse zu oft nach Berlin, sein Beruf, ich wisse ja. Aber für dieses Wochenende hätte er sich freigemacht. Schlechtes Wetter, Schnee bis in Talnähe? Das gäbe sich schon bis Sonntag, die Ostwand halt dann eben nicht. Ob Gerda mitkomme? Er freue sich schon - also bis Samstag um fünf, hinter Leutasch!

Seine Pünktlichkeit! Er kam um sechs. Das war uns neu: er kam ja viel zu früh! Eine nasse grelle Abendsonne tauchte die noch tropfende Landschaft in jenes mir so verhaßte wäßrige Abendlicht, das mit geradezu absoluter Sicherheit das (schlechte) Wetter des nächsten Tages verrät.

Wie häufig, gleich von der Arbeit fort, hatte er noch nichts gegessen und so mußten wir als erstes mit in das nächstgelegene Restaurant. Unser Jörg, wie immer hochgewachsener Grandseigneur im Direktionsanzug, dagegen ich, der Kleinbürger, in meinen verhauten Kraxelsachen. Ich weiß nicht mehr, wovon wir sprachen, mir war erst wohler, als sich Jörg draußen bei den Autos rasch in den Kletterspezi verwandelte.

Es war ihm gleichgültig, daß in seinen verwaschenen, dünnen Bluejeans noch immer der untere Teil des Hosentürls fehlte, der ihm im Capri-Fels bei unserem Urlaub im Jahr vorher abhanden gekommen war.

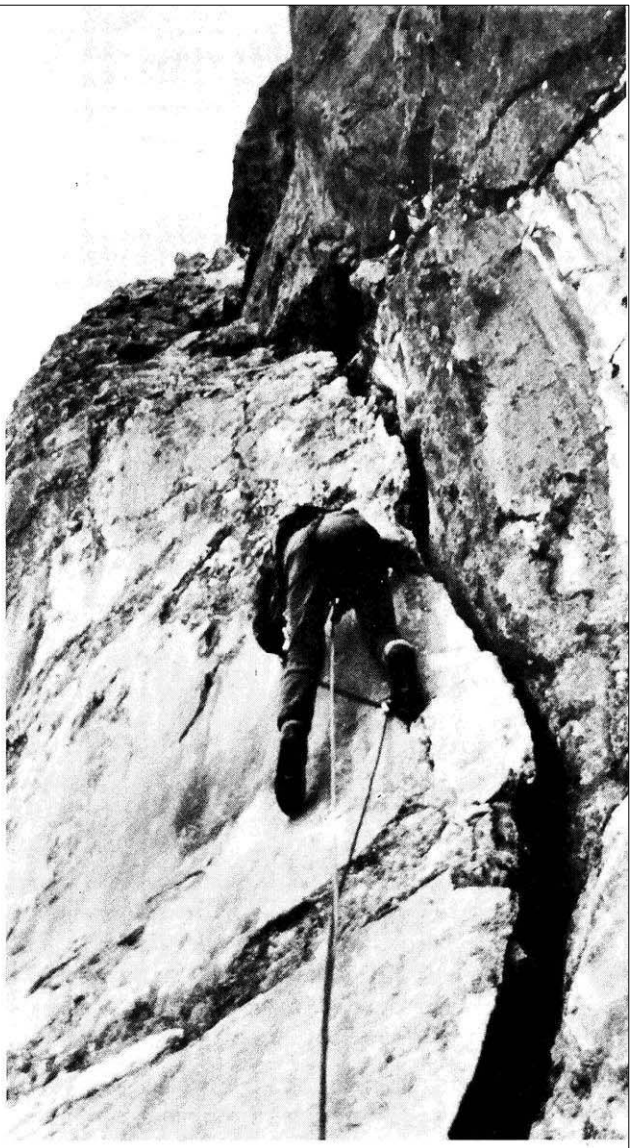
Wahllos warf er aus dem Durcheinander des Kofferraumes das, was im nötig erschien - es war nie viel - in seinen ausgebleichten Kletterrucksack. In seiner Ausrüstung war er konservativ: nannte er einmal ein Kletterutensil sein eigen - was selten genug vorkam - dann trennte er sich auch nicht mehr davon. So von jener hanfenen, vergammelten Holztrittleiter, vor der es den meisten seiner Freunde grauste, wenn er das Ding im harten Fels belastete. Sie war früher Besitz aus seinen Kletteranfängen - und die lagen bei Jörg bekanntlich lange zurück.

Diesmal aber zeigte er mir spöttisch grinsend seine "neue" Leiter: die abgelatschten Sperrholzbrettchen waren in solide Kernmantelschnüre hineingebunden. "Seit einem Jahr schon", feixte er, "damit du dich nimmer fürchten brauchst."

Droben auf der Bergwachthütte. "Heute habe ich alles selber dabei!" Und er stellte ein großkalibriges, dickwandiges Neskaffeeglas auf den Tisch. Gerda, meine Frau, schaute hinein: das braune Pulver verdeckte knapp den Boden. Das ist unser echter Jörg.

Im Nachhinein gewinnt auch das scheinbar Nebensächliche Bedeutung. Es gibt unter echten Freunden nicht viel zu sprechen, es potenziert sich bereits das Wenige.

JÖRG IM CAPRI-FELS



... UND IM AUCKENTHALER-RISS

Am Nebentisch reden sie gescheit vom Klettern, von schwierigen Touren. Ich kann mich nicht entsinnen, daß er dies auch nur registriert hat. "Wir hauen uns jetzt in die Falle!" - um bei Jörgs Worten zu bleiben.

Klar, daß am Morgen das Wetter schlecht ist. Jedesmal ist es so, daß Gerda mich und ich den Jörg wecke. Würde ich das nicht tun, wären wir vermutlich immer erst gegen Nachmittag an Fels gelangt.

Draußen, in der kalten, feuchten, Waschküche sieht man keine zwanzig Meter. Wenn Jörg erst einmal aufgestanden ist, geht es mit mechanischer Präzision. Es hilft nichts, ich brauche gar nichts sagen, ich muß mit in diese naßkalte Welt.

Jeder weiß, der Zustieg zu den Wänden des Schüsselkars an solchen Morgen ist elend: nasser Dreck und Lehm, steile Halden, Schneematsch unten. Oben am Einstieg liegt harter Schnee, kalter Wind bläst, der tatsächlich die Wolken zu vertreiben scheint, die Sonne bricht sogar durch, Eiszapfen klirren.

Unter einem auffallenden glatten Riß bleiben wir stehen. Der Auckenthaler-Riß bildet den idealen Einstieg zur Südverschneidung. Bei dem Wetter wählen wir diese Route: sie wird sich kaum mit viel Wasser und Eis verteidigen können.

Glatte, steile Risse dieser Art liegen Jörg ganz besonders. Schnell kommt er höher, trotz der Kälte, die einem so leicht Gefühl und Kraft aus den Fingern saugt.

Hier unten fotografiere ich zweimal. Später bin ich zu faul dazu. Ab Wandmitte, als leichtes Schneetreiben einsetzt, ist es ohnehin vorbei mit Kamarafreuden. Hätte ich geahnt, daß jene beiden Bilder meine letzten von Jörg sein würden, vielleicht hätte ich dennoch versucht, den Freund in seinen ihm eigenen Bewegungen festzuhalten, für uns als nichtigen Trost für die Zeiten danach, ohne ihn. Ich hätte seine souveräne Art, schwierigen Fels zu überwinden, noch einmal auf Zelluloid bannen können oder die ruhige Unbekümmertheit, die seiner meisterhaften Sicherheit im kombinierten, vereisten Gelände entsprang, mit der er beim Abstieg abschüssige, nasse, teils mit Matschschnee bedeckte, glatte Platten aufrecht gehend querte, während ich mir mühsam meine Haltepunkte herauskratzte. Er, "der Lehne", konnte sich das leisten. Über die Wangscharte seilten wir ab. Wieder erwies sich: nicht nur in seinem BMW, auch beim Abfahren durch enge steile Schneerinnen hatte er die Geschwindigkeit für sich gepachtet, wie beim Klettern, beim Schifahren, bei der Arbeit, bei Entschlüssen.

Auf dem Wege zu den Autos: er werde wahrscheinlich nichts Schweres mehr gehen, wenn er merke, daß er sich zu schinden beginne, vielleicht hin und wieder einen Genußfünfer - ansonsten sei es ja heuer für ihn sowieso Essig.

Wochen später geschah das Ungeheuerliche, Außerordentliche. Wahrscheinlich zum erstenmal mußte er, der Jörg, warten - auf seine Freunde, die ihn zum letzten Mal begleiteten.

Georg Haider

Dietrich Hasse

„Ich lebe - wie kann er tot sein?"

- Gedanken um Jörg Lehne (1936 – 1969) -

Ich weiß nicht, ob nur mir ein bestimmtes Vorstellungsvermögen fehlt: so sehr ich mich bemühe, Jörg Lehne, den geliebten Freund vieler Jahre, vor mir zu sehen, ich kann es nicht. Einen kurzen, flüchtigen Augenblick lang mag es gelingen. Doch will ich das Bild schärfen, spüre ich meine Unfähigkeit dazu. Typische Bewegungen, Gesten, Worte fallen mir ein. Sobald ich darüber nachsinne, verschwimmen sie. Was bleibt, ist nur allzu grobe Erinnerung an das gemeinsame Stück Lebensweg, an seine Gespräche und Abenteuer. Klar, bestenfalls Augenblickssituationen; aber selbst das nur für Augenblicke, unvollständig, bruchstückhaft. Dabei weiß ich, Jörg stand mir durch langjährige enge Verbundenheit so nahe wie kein anderer.

Von der Wesensart her brachten wir in vieler Hinsicht eher Kontraste mit als Gemeinsames. Gleichwohl haben wir uns in den zwölf Jahren unserer Freundschaft, die keineswegs nur am Berg bestand, zwar gern gefrotzelt, einen Zusammenstoß oder Verstimmungen gab es nie. Unser Aufeinanderabgestimmtsein hatte sich derart vertieft, daß ich den Freund eigentlich immer gegenwärtig fühlte. Bewußt und unbewußt wurde er in alle Überlegungen einbezogen. Hatte ich ihn ein paar Tage nicht gesehen, fehlte mir etwas.

Manchmal bedrückte mich, wie schwer es Jörg fiel, aus sich herauszugehen. Er konnte sich gebärden, lustig und ungezwungen wie ein Junge. Aber wenn wir, wie so oft, zusammensaßen, draußen in den Bergen, im Biwak, im Zelt oder noch häufiger daheim, Jörg zeigte sich fast immer irgendwie verschlossen. Die Scheu, sich auszusprechen, vermochte er selbst mir gegenüber nie recht zu überwinden.

Jörg lebte stets dem Augenblick. Darin brachte er's zu verwundernswürdiger Ausschließlichkeit. Alles Außerordentliche übte magische Anziehungskraft auf ihn aus, das Erlebnis der Grenze, in jeglichem Bereich. Unstreitig hierauf beruhten seine großen Erfolge beim Bergsteigen wie im Beruf. Für Orthodoxie fehlte ihm jeder Sinn. Seine hochgradige Intelligenz und rasche Auffassungsgabe, unerschütterlicher Optimismus sowie physische Stärke, hier Toleranz und Großzügigkeit, dort Verbissenheit und unbedingte Zuverlässigkeit in dem, das er einmal in die Hand genommen hatte, all dies prägte seine Persönlichkeit. Woran er glaubte, was er anpackte, das tat er ganz. Wenige, die an sein Durchhaltevermögen, nicht zuletzt auch während durchzechter Nächte, herankamen.

An Lustlosigkeit beim morgendlichen Aufstehen hat Jörg freilich selbst mich übertroffen. Ein andermal konnte man stundenlang auf ihn warten. Und wenn er dann endlich (gewöhnlich aus seinem Arbeitsbetrieb) auftauchte, passierte durchaus, daß nichts vorbereitet war, er selbst zum Umfallen übernächtig, die Daunenjacke steigeisendurchbohrt, der AV-Beitrag unbezahlt, und Seil besaß er bis zur direkten Eigerwanddurchsteigung nie ein eigenes.

Was ihn nicht unmittelbar beschäftigte, war ihm „wurscht". Das führte in den letzten Jahren zu einer gewissen Abgeklärtheit gegenüber dem Bergsteigen. Berufsarbeit, fünf, sechs lange Tage in der Woche, stand im Vordergrund. Umso engagierter hatte er zu einer Zeit, da ihn der Beruf weniger hart beanspruchte, verstandesscharf in bergsteigerische Debatten eingegriffen (siehe besonders „Die Stellung des Extremen im Alpinismus", JUGEND AM BERG, H. 2/1962).

Wie sicher ich mich mit Jörg am Seil fühlte — gleichwenn er meinen Sicherungsfanatismus eher ironisch vermerkte als unbedingt teilte —, wie geborgen auf jeder Bergtour, so angstschlotternd saß ich manchmal bei ihm im Auto. Zwar kannte ich sein beachtliches Reaktionsvermögen, wußte, wie gut er fuhr. Trotzdem zu kühn für gewöhnliche Nerven: im Auto war er für uns nur „der Wahnsinn". Da habe ich ihm beständig Schlimmes vorhergesagt. Aber am Berg?

Mancherlei gemeinsame Ostalpenerlebnisse lagen zurück, als wir 1962 zum ersten Mal zusammen Richtung Walkerpfeiler fuhren. 1963 vergruben wir, wiederum nach vergeblichem Warten auf besseres Wetter, unsere Champagnerflasche am Zeltplatz von Montenvers. Sie sollte im Pfeilerbiwak geköpft werden, das wir grob gesehen so ansetzten, wie es Jörg nun zum Verhängnis geworden ist. Unser alter Plan hieß: Marsch zu den Grandes Jorasses und Aufstieg bis zum Beginn der Schwierigkeiten. Dort biwakieren, um nächstentags den Gipfel zu erreichen. — 1964 gruben wir den Champagner unversehrt aus; das Wetter gab abermals keine Chance. Auch 1965 ging es uns im Montblanc-Gebiet nicht besser. Doch da hatte Jörg aus Berufsgründen passen müssen. Nahezu verlorene Bergjahre. Reumütig wendeten wir uns wieder den, wie wir hofften, wettersichereren Ostalpen zu.

Ungleiche Wochenend- und Ferienbedingungen führten hie und da zu getrennten Unternehmungen: für ihn unter anderem zur winterlichen Eiger-Direkten (1966), zur Schwarzen Wand im Wettersteingebirge (1967) und den Versuchen um die Droites-Nordwand im März 1968. — Unser gemeinsamer Walkerpfeiler-Plan bleib nach wie vor Wunschtraum. Jörg nannte ihn wiederholt sein letztes großes alpines Ziel. Im Sommer 1969 (ich befand mich auf Expedition in den bolivianischen Anden) schien für Jörg endlich die Chance gekommen zu sein. Zusammen mit Karl Golikow, dem bewährten Gefährten einiger harter Touren aus den zurückliegenden Jahren, fuhr Jörg nach Chamonix. Montenvers — Mer de Glace — Lerschaux-Gletscher — Grandes Jorasses. Seine letzten Etappen. Vom 24. zum 25. Juli 1969 Walkerpfeiler-Biwak; 1.30 Uhr: Steinschlag . . . Wie ein böser Traum mutet es an.

*

Anläßlich des Todes von Siegfried Löw 1962 am Nanga Parbat erinnerte sich Jörg Lehne in seinem Nachruf für den Freund, mit dem er die ersten Bergsteigerjahre geteilt hatte, der gemeinsam durchstandenen Biwaknacht in der Piz-Badile-Nordostwand. Er schrieb damals:*)

Stunden wie jene, die wir am Piz Badile erlebten, sind es, die bewirken, daß man nie mehr einen Fuß ins Gebirge setzt, oder aber, daß man nur noch stärker gefesselt wird. Solche Stunden sind es auch, die eine Bergfreundschaft zerbrechen lassen oder sie noch fester schmieden.

Man weiß nach solchen Stunden, daß der Tod in den Bergen für den, der ihn erlebt, nichts Schreckliches bedeutet. Nicht jeder Bergsteiger kann und soll die todesahnende Einstellung Leo Maduschkas haben, dafür hängt er zu sehr am Leben; und letztlich sind keine Wand und kein Berg der Welt auch nur ein einziges Körperglied, geschweige das Leben wert. Das ist meine tiefste Überzeugung. Ich bin mir des Widerspruchs, der bei solcher Einstellung in jeder extremen Klettertour liegt, voll bewußt. Das Leben ist es, das beim Klet-

*) Der Bergkamerad, 24. Jg., H. 6/1962,

tern empfunden wird, das Leben in einer vielfach gesteigerten Intensität. Nirgends ist der Tod dem Empfinden des Augenblicks entrückter als beim Raufen mit einer schwierigen Wandstelle. Und dennoch ist Klettern gefährlich; es ist genauso töricht, die Gefahr zu verneinen, wie sie aufzubauschen. Der menschliche Wille und der Selbsterhaltungstrieb sind mächtige Bollwerke gegen den Tod. Doch in bestimmten Situationen birgt der Gedanke an ihn etwas Selbstverständliches, Vertrautes; ergibt sich der Körper ohne Aufbäumen in sein Schicksal.

So wird auch sein eigener, Jörgs Tod gekommen sein. Nach dem durchdringenden Schlag des Steines, seinem fruchtlos erlahmenden Widerstand als erlösendes Bewußtsein, nun selbst die große Ruhe zu finden.

Das Jahr 1962 hatte Siegi Löw genommen und — wohl damit zusammenhängend — Jörgs ärgste und einzige wirklich tiefgreifende Formkrise gebracht. In unserem Rückzug aus der Philipp-Flamm-Route der Civetta-Nordwestwand fand sie ihren Höhepunkt. Erst fünf Jahre später, im August 1967, stiegen wir wieder in diese größte Dolomitenwand, um uns endlich hindurchzuraufen. Ein Gewitter zwang, zusammen mit Yvette und Michel Vaucher, zu einem durchnäßten, eisigen Biwak. Zwar vom Eiger-Abenteuer um eine seiner großen Zehen ärmer, erwies sich Jörg so stark wie je. Daß wir's im gleichen Jahr mit einem Versuch, die Burel-Südwestwand in der Schiara-Gruppe erstzubegehen, bewenden ließen, lag neben dem Wetter an Jörgs leider zu frühem Ferienende.

1968 brachte noch tristere Witterungsbedingungen. Als Jörg in den Dolomiten zu uns stieß, sah es so kalt und trostlos aus, daß er beim Stichwort Capri schnell Feuer fing. Als Freund rascher Entschlüsse war er sogleich dabei, und tausend Fahrkilometer bis Sorrent galten ihm nichts angesichts der Aussicht auf sonnenwarmen Kalk überm Thyrrhenischen Meer. An Ort und Stelle klagte er über eine seiner ab und zu auftretenden Magenverstimmungen, die ihn dort samt der Auszehrung durch die überreichliche Berufsarbeit zu Boden warf. Bald kam er wieder auf die Beine. Nun konnten weder die ungeflickte Luftmatratze auf grobem Küstengeröll noch eine in regentriefender Kabine des Bagno di Tiberio stehend durchwachte Unwetternacht sein Stimmungshoch beeinträchtigen. So unbeschwert lustig und ausgelassen wie während der Capri-Tage haben wir ihn nicht oft erlebt. Und wieder einmal staunte ich, wo Jörg bei seiner aufreibenden Lebensart die beständige bergsteigerische Form hernahm. Mit Georg Haider und Hans Heinrich glückten uns zwei ebenso prächtige wie schwierige Erstbegehungen auf der Insel.

Zu Ostern 1969 führte uns eine der letzten gemeinsamen Kletterfahrten kurz vor meiner Abreise nach Südamerika ins Hausener Donautal. Routen wie Dachsteinkante, „Rossi", „Robert-Klemm" u.a.m. waren unsere Ziele, so auch der Weite Schritt, ein Felsweg, der das Überbrücken einer breiten Kluft erfordert. Du stehst da auf einem Türmchen und willst hinüber zur Wand. Unter dir Luft, zumal beide Seiten überhängen. Per Seilzug kein Problem; doch ich wollte es ohne künstliche Hilfe versuchen. Jörg freute sich schon und prophezeite von vornherein, ich „Wunderstumpen" würde das nie schaffen.

Ich fiel tatsächlich in die Scharte. In halber Höhe straffte sich das Seil. — Ein Fest für die Freunde! Ich höre noch, wie sie sich vor Gaudi fast zerrissen. Jörg allen voran mit seinem spitzbübischen Spaß. Wie Rumpelstilzchen sprang er umher: „Wärste nich so vollgefressen!" Ein paar Sturzmaß mußte ich natürlich auch noch zahlen.

Ohne bissigen Flachs ging es bei uns selten ab. Einer mußte meinstens daran glauben. Im Kleinen bin oft ich es gewesen. Für derlei „opferte" ich mich gern. Im Großen, jenseits von Spiel und Spaß, wo das Bergsteigen Ernst wird, ist er mir nun vorausgegangen. Wer weiß, um wie lange? Der Möglichkeiten, ums Leben zu kommen, gibt es in unserer hektischen Zeit ja so viele.

Jörg ist tot. Die Gewißheit ist unumstößlich. Erfassen kann ich es nicht. Ich war und bin, so meine ich, kaum niedergeschlagen. Unfähig, Jörgs Tod auch nur irgendwie zu begreifen, fühle ich den Freund wie in all den Jahren noch immer um mich. Wenn ich an ihn denke, vermag ich nur an den lebensfrohen Gefährten zu denken, heiter und maßlos, aber auch bedacht, was ihm durchaus gleichermaßen entsprach. Ich lebe, wie kann er tot sein? Wirre Gedanken: ich bin doch wach — und fürchte mich vor dem Erwachen.

Veröffentlichungen Jörg Lehnes

Das Gefängnis der Nacht (Badile-Nordostwand), *Jugend am Berg*, 3. Jg., H. 4/1957, S. 91.
Die Südostwand des Tofana-Pfeilers, *Der Bergkamerad*, 19. Jg. 1957/58, S. 457.
Die Direkte Nordwand der Großen Zinne, *Jahrbuch des DAV* 1959, S. 74.
Campanile Comici, *Mitteilungen des DAV*, 11. Jg., H. 11/1959, S. 198.
Die Stellung des Extremen im Alpinismus (Die Probleme des Bohrhakens), *Jugend am Berg*, 8. Jg., H. 2/1962, S. 27.
Brenta-Urlaub mit Siegi Löw, *Jugend am Berg*, 8. Jg., H. 3/1962, S. 54.
Gedanken und Erinnerungen um Siegi Löw, *Der Bergkamerad*, 24. Jg. 1962/63, S. 203.
Nanga Parbat-Diamirflanke, *Jugend am Berg*, 8. Jg., H. 2/1962, S. 27.
Es geht um eine sachliche Diskussion (Große Zinne-Superdirettissima), *Der Bergkamerad*, 24. Jg. 1962/63, S. 408.
Sportlich betrachtet (Große Zinne-Superdirettissima), *Jugend am Berg*, 9. Jg., H. 1/1963, S. 18.
Europäische Zinnen-Kommentare/Deutschland, *ALPINISMUS*, 1. Jg., H. 1/1963, S. 29.
Erste Durchsteigung der Direkten Nordwand der Punta Emma, *Der Bergkamerad*, 24. Jg. 1962/63, S. 643.
Unser Tagebuch / Die John-Harlin-Route (Eiger-Direkte Nordwand), *ALPINISMUS*, 4. Jg., H. 5/1966, S. 22.
Zur Eiger-Polemik, *Jugend am Berg*, 12. Jg., H. 2/1966, S. 51.
Eiger — Kampf um die Direttissima, Buch im Chr.-Belser-Verlag, Stuttgart, 1966.
Die Linie des fallenden Tropfens — Ziel der Jugend, *ALPINISMUS*, 6. Jg., H. 8/1968, S. 12.

Auszug aus Jörg Lehnes Tourenliste

1950 Christaturm-Ostwand, Fleischbank-Ostwand, Totenkirchl-Westwand

1951 Fleischbank-Südostverschneidung

1952 Kleine-Halt-Westkante

1953 Totenkirchl-Westwand; Peters-Eidenschink

1954 Untersberg-Südpfeiler

1955 Predigtstuhl-Westwand-Direttissima, 8. Beg., Grand-Capucin-Ostwand, 5. Beg., Aiguille-Noire-Westwand

1956 Bauernpredigtstuhl-Westwand; Lucke-Strobel (April), Mauk-Westwand (Mai), Mühlsturzhorn-Direkte-Südkante, Großes-Fieberhorn-Südwestkante, 2. Beg.; Piz-Badile-Nordostwand, Dru-Westwand, 5. Beg.; Marmolada-Südwestwand

1957 Watzmann-Jungfrau-Südwand, 5. Beg.; Cima-Su-Alto-Nordwestwand (Livanos), 11. Beg.; Tofanapfeiler, 14. Beg.; Däumling-Ostkante, 1. Winterbeg.

1958 Große-Zinne-Direkte-Nordwand, 1. Beg.

1959 Rotwand-H.-Buhl-Gedächtnis-Weg, 4. Beg., zugleich 1. Winterbeg.; Fleischbank-Direkte-Ostwand, 1. Winterbeg.; Oberreintaldom-Nordwand (Gonda), Torsteinverschneidung (Schinko), Torre-Trieste-Südwand, 20. Beg.; Westliche-Zinne-Nordwand (Franzosenführe), 8. Beg.; Campanile-Comici-Nordwand, direkt (Buhl), 2. Beg.

1960 Dachl-Roßkuppe-Nordverschneidung, Dachl-Nordwand, Aiguille-Noire-Südgrat, Rotwand-Südwestwand (Eisenstecken), Brenta-Alta-Oggioni-Verschneidung, Croz-dell'Altissimo-Südwand (Oppio), 4. Beg.; Fleischbank-Schmuck-Kamin, 2. Beg.; Vordere-Karlspitze-Südpfeiler, 1. Beg.

1961 Teilnahme an Diamir-Expedition zum Nanga Parbat (bis 7200 m); Marmolada-Südpfeiler, Lalidererspitze-Direkte-Nordwand (Rebitsch-Spiegl), Große-Zinne-Nordwestverschneidung, 4. Beg.

1962 Totenkirchl-Westpfeiler, Cima-del-Bancon-Ostwand, Torre-di-Valgrande-Nordwestwand

1963 Scheienfluh-Westwand, 19. Beg.

1966 Eiger-Mittellegigrat, Winterbeg., Eiger-Direkte-Nordwand, 1. Beg. (Februar/März); Oberreintaldom-Nordwand (Schließler)

1967 Rotwand-Direkte-Südwestwand (Maestri), Schwarze Wand (Wettersteingebirge), 1. Beg.; Civetta-Punta-Tissi-Nordwestwand (Philipp-Flamm)

1968 Fleischbank-Ostwand (Rebitsch-Spiegl); Caesare-Augusto-Nordverschneidung, Salto-di-Tiberio-Zentralpfeiler, beides Erstbegehungen auf Capri

1969 Schüsselkarspitze-Südverschneidung (Zusammenstellung: Haider, Hasse)

Der Berg-Kamerad

19. Jahrgang 1957 / 58

Die Südostwand des Tofana-Pfeilers

VON JÖRG LEHNE

Unsere hochfliegenden Bergwünsche jenes Sommers gingen kläglich in Wolken, Schnee und Regen unter. Um so stärker aber leuchten in der Erinnerung die wenigen, die trotz allem in Erfüllung gingen. Zu ihnen gehört der Tofanapfeiler.

Ende August im „sonnigen Wunderland" der Dolomiten! Wir merken nichts von alldem. Frierend kutschieren wir mit unserem Vehikel, einer alten 500er-BMW, durch eine weiße Winterlandschaft: Karerpaß, Pordoijoch, Falzaregopaß. Nur ab und zu werfen wir einen kurzen Blick auf die eindrucksvollen Felskolosse rechts und links der berühmten Dolomitenstraße: Latemar, Rosengarten, Marmolata, Civetta und dann ... Tofana.

Ein weißer Schleier sonnenglänzender Wassertropfen weht vom riesigen Gipfelüberhang in die Luft hinaus, senkt sich gleichsam schwebend über den oberen Teil der Südwand und verschwindet hinter der großartigen Felskulisse des „Amphitheaters". Überall liegt noch reichlich der kürzlich gefallene Neuschnee. Doch nein, nicht überall, der Tofanapfeiler ist völlig frei. Zum erstenmal sehen wir ihn bewußt; eine fünfhundert Meter hohe, rot-gelb aufragende senkrechte Felsmauer.

Einen Tag später schon stehen wir im dichtesten Nebel am Einstieg. Wir sehen keine zwanzig Meter weit, sehen auch nicht, was sich über diesem tückischen Schleier vielleicht zusammenbraut. Trotzdem steigen wir ein. Wenig später aber beginnt es in Strömen zu regnen; wir kehren wieder um.

Zwei Stunden später — wir sind längst unten in der neuen Dibonahütte, strahlt die Sonne warm vom wolkenlosen Dolomitenhimmel.

Resigniert beginnen wir einen Tag später die Felsplatten wieder anzugehen und begeben uns an die Fortsetzung der „internationalen Zwei-Mann-Sturzmeisterschaft", bei der ich nach zehn Stunden mit zwölf Maß Bier klar im Vorsprung liege. Doch ich verwette sie anschließend dagegen, daß ich morgen keinen Flug mache. Leichtsinnigerweise!

Das Wetter ist nicht besser als am Vortag. Wieder ziehen die Nebel um die Felsen und vereinzelte Regentropfen netzen unsere Gesichter. Diesmal lassen wir uns aber nicht so schnell ins Bockshorn jagen. Wir steigen ein!

Über zuerst nicht sehr schwierigen Fels und nach einer langen Querung kommen wir bald zu den großen Schwierigkeiten. Wir wissen, daß uns allerhand bevorsteht, fiel doch auch der Tofanapfeiler jener „Säuberungsaktion" zum Opfer, die von den Italienern in allen schwierigen Dolomitenführen im Laufe der letzten zwei Jahre durchgeführt wurde, das heißt, daß sie alle steckengelassenen Haken von früheren Begehungen entfernten. So wissen wir von den Cortina-Führern aus, daß am Pfeiler nur noch acht Haken stecken. Uns macht dies nicht sehr viel aus, denn wir haben uns moralisch darauf vorbereitet und auch materiell, was die Anzahl unserer mitgeführten Haken beweist. Ihr Umfang hindert beim Höhersteigen sehr. Zwei Seillängen sind es bis zum ersten großen Dach. Kurz darunter findet der Sigi* einen schönen Stand. Dann begebe ich mich an die Überwindung dieses drei Meter weit ausladenden Hindernisses — um meine Wette zu verlieren? An der äußeren Kante des Daches steckt ein großer Ringhaken, der erste bisher. Indem ich mich mit Gegenzug fast waagrecht nach außen lege, kann ich einhängen. Noch ein kurzes Zögern, dann lasse ich mich in einer Trittschlinge in die Luft pendeln. Weiter oben fährt ein langer Haken in den breiten Riß, dann kann ich mich über das Dach schwingen. „Über

Fortsetzung Seite 460

* Anmerkung der Schriftleitung: Siegfried Löw, einer der jüngsten und erfolgreichsten Kletterer aus Salzburg.

das Dach schwingen" ist vielleicht doch nicht der richtige Ausdruck; in freier Kletterei steige ich vielmehr an spärlichen Griffen vorsichtig aus meinen Schlingen.

Richtpunkt ein Haken, den ich fünf Meter höher sehe. Auch wenn es nicht gleich erreichbar ist, hat so ein Stück Eisen etwas sehr Beruhigendes an sich; im Vertrauen darauf kann man sich allerhand erlauben. Nach einem sehr gewagten Manöver kann ich ihn auch bald in freier Kletterei erreichen. Aufschnaufend will ich einhängen, da merke ich, daß er nur mehr wenige Zentimeter im Fels steckt. Er läßt sich auch nicht weiter eintreiben, verbiegt sich indessen nur noch mehr. So schnell wird er nicht rausgehen, denke ich und hänge ein. Zur Vorsicht will ich aber doch noch einen besseren schlagen. In der Rechten den Hammer, in der Linken einen Spezialhaken, so lehne ich mich sachte nach außen und ... hänge plötzlich vor dem Stand Sigi's — an den Seilen baumelnd; in der Rechten den Hammer, in der Linken einen Spezialhaken. Der Freund freut sich königlich und grinst mich unverschämt an, ich denke mit Wehmut an die Wette.

Doch nur einen Augenblick denke ich so, dann muß ich versuchen, wieder an die Wand zu kommen. Mit mehr Vorsicht mache ich mich dann an den weiteren Aufstieg...

Die hundert Meter hohe, etwas überhängende Wand vom ersten zum zweiten Dach bringen wir in freier Kletterei unter uns, sie gehörten allerdings mit zu den schwierigsten Stellen die wir bisher in den Dolomiten überwunden haben. Bereits um die Mittagszeit sitzen wir auf dem breiten Grasband, das man von unten nie in dieser Mauer vermuten würde.

Lange hält es uns allerdings nicht auf diesem schönen Fleck, folgt doch jener unheimlich überhängende Kamin, an dem sich selbst Hermann Buhl plagen mußte. Verständlicherweise sind wir auf diese Stelle sehr neugierig. Es ist dann auch wirklich eine „unästhetische Rampferei", die einen, besonders in den Dolomiten, dem Land des „stilreinsten Kletterns", etwas peinlich berührt...

Die Hauptschwierigkeiten liegen unter uns, durch die anschließenden steilen Kamine und Risse klettern wir trotz einsetzendem Schneetreiben, das zum Teil sehr heftig wird, flott aufwärts. Beim Ausstieg machen wir allerdings, bedingt durch die schlechte Sicht, noch eine sehr zeitraubende und schwierige Variante, indem wir viel zu hoch nach links steigen. Doch nach nicht ganz zwölf Stunden Kletterzeit stehen wir auf dem Gipfel des „Gran Pilastro". Gleichsam zur Belohnung reißt für einen Augenblick der Nebelschleier auf und wir jauchzen hinunter zur Hütte, vor der viele Menschen stehen. Als Antwort dringt von drunten ein erfüllendes Getöne an unsere Ohren, die Laute eines riesigen Waldhorns, wie wir später erfahren.

Wie von unsichtbarer Hand bewegt, fällt die Kulisse, abgerissen ist die Verbindung, die wir eben für einen kurzen Augenblick mit unserer Umwelt hatten. Wir sind wieder allein, allein auf diesem großartigen Berg.

Unten ziehen sich die Menschen jetzt wahrscheinlich die Jacken enger um die Schultern und huschen fröstelnd zurück in die gemütlich warme Hüttenstube. Weit oben hat man im Nebeldunst auf einem kühnen Felszapfen gerade zwei dunkle Punkte gesehen, zwei Menschen, die eine angeblich sehr schwierige Wand durchstiegen haben; was die Leute doch oft für komische Neigungen haben? Um Gotteswillen, es ist höchste Zeit aufzubrechen, in Cortina ist ja heute Abend Bergführerball!...

Wir schießen langsam unsere Seile auf, dann laufen wir den steilen Schutthang von der Tofana herunter, etwas müde, durstig, zerrissen — wir werden nicht zum Bergführerball gehen.

MITTEILUNGEN

DES

DEUTSCHEN ALPENVEREINS

11. JAHRGANG 1959

CAMPANILE COMICI

Es war mittags, 1 Uhr vorbei, als Dieter Hasse und ich den Einstieg zur Nordwand des Campanile Comici erreichten. Wir waren fast acht Stunden vom Sellajoch her unterwegs gewesen. Doch viele Wege führen nach Rom — oder besser: warum einfach, wenn es umständlich auch geht...

Um ½5 Uhr hatte mich Dieter geweckt. Wir wickelten die Schlafsäcke zusammen, versteckten sie in einem leeren Heuschuppen, Frühstück fiel flach, und dann machten wir uns auf den Weg. Unsere Schuhe zogen einen dunklen Strich durch die bereiften Matten des Sellajochs, einen gekrümmten, gewundenen Strich, der sich aber stetig zum Südostgrat der Grohmannspitze hin verlängerte. Bald lagen die vielen Zelte neben den Sella-Häusern weit unter uns. Die Alpinis hatten wieder einmal eine Übung. Hell klangen die Töne des Zapfenstreichs zu uns herauf, nicht so schön wie in „Verdammt in alle Ewigkeit", aber immerhin — bei der Kälte! Wir setzten uns gleich hin, in der Erwartung, fünf Minuten später eine Kolonne badebehoster Gestalten in der eisigen Morgenluft angetreten zu sehen. Doch nichts rührte sich da unten. Entrüstet über solche Verweichlichung setzten wir unseren Weg fort. Auf der Südseite der Grohmannspitze nahm uns ein Steig auf, und bald standen wir in der Scharte des Zahnkofels. Vor uns seine Nordostwand, 1938 von Gino Soldá erstmals durchstiegen, unser heutiges Ziel. Diese Führe war noch nie wiederholt worden. Bald darauf wußten wir, warum. Ein ausgeprägtes Rinnensystem, Wasser, Lehm, eisverkleidete Überhänge. Dort hinauf? Danke, Gino, ohne uns! Also die steile Schneerinne hinunter nach Norden. Kurze Rast in der Langkofel-Hütte, nächstes Ziel der Campanile Comici.

Der Stock des Langkofels ist ein Gebirge für sich. Über 1000 m hoch sind die gewaltigen Nordwände. Westlich daran anschließend erhebt sich ein kühner Turm, der Campanile Comici. Erhebt sich — welch blasser Ausdruck! In einer halbkreisförmigen Wölbung schießen seine Flanken gegen den Himmel. 350 m hoch ist die Nordwand dieses riesigen Obelisken. Eine der letzten Fahrten Emilio Comicis — und eine der größten.

Senkrecht fußt die Wand in einem steilen Rinnensystem, ihr unterer Teil in der Form eines auf den Kopf gestellten Dreiecks. Die unterste Spitze des Dreiecks befindet sich genau in Gipfelfallinie. Auf einer ihr vorgelagerten, etwa 5 m hohen Platte seilen wir uns an.

Skeptisch betrachte ich den Fels. Er ist ungefähr senkrecht, abschüssig geschichtet, und nirgends entdecke ich einen Haken.

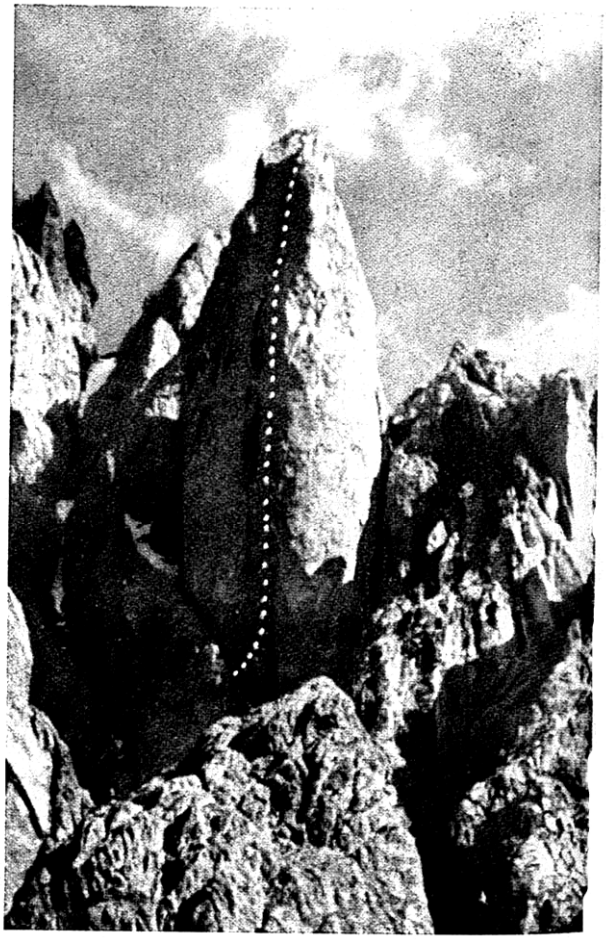
„Du, ich glaub' nicht, daß es da hinauf geht."

„Aber ganz sicher geht es da", meint Dieter und steigt ein. Nach einigen Metern zaudert er; geht etwas hinauf, wieder zurück, geht etwas links, wieder zurück, geht etwas rechts, wieder zurück.

„Na, Dieter, bist du richtig?"

„Freilich, das ist bestimmt hier nicht schwieriger als die Schleierkante, aber ich bin noch nicht so recht in Form. Geh lieber du voraus!"

Dieter steigt zurück. Ich gehe einige Meter hinauf, zaudere; gehe etwas höher, wieder zurück, gehe etwas links usw.



Campanile Comici, auch „Il Salame" genannt, in der Langkofelgruppe. Die Nordwand wurde erstmals am 28. und 29. 8. 1940 von E. Comici und S. Casara erklettert. Das Ende des Einstiegsquergangs der Erstbegeher erreichten J. Lehne und D. Hasse direkt von unten. Bild: Archiv

„Wenn die Schleierkante so schwer ist", rufe ich hinunter, „komme ich nie hinauf."
„Das *ist* aber nicht schwerer", meint Dieter hartnäckig.
Ich gehe trotzdem wieder zurück. Beschwörend: „Dieter, da geht's nicht hinauf!"
„Jörg, der Comici wäre ein Rindvieh, wenn er woanders eingestiegen wäre!"
Comici war ein Rindvieh (Hasse). Nachdem ich 80 m in der linken Schlucht emporgeklettert war, entdeckte ich einen Haken. Quergang nach rechts hieß die Lösung. Ich freute mich, denn erstens hatte ich recht behalten, zweitens hatte ich mit Dieter vorher schnell noch eine Maß Bier gewettet.
Inzwischen war es allerdings 3 Uhr geworden. Wir ratschlagten, mit folgendem Ergebnis: die Sachen lassen wir am Einstieg, gehen zurück zum Sellajoch, und morgen versuchen wir den Durchstieg in der Fallinie.
Im Sellajoch-Haus herrscht unbeschreiblicher Trubel. Wir sitzen im Vorraum zum großen Speisesaal und sehen zu, wie sich's die anderen gut schmecken lassen. Unser Proviant ist seit vorgestern schon aufgegessen. Wir besitzen lediglich noch einige Päckchensuppen und vierzig rohe Eier. Dieter holt vier Suppen und zehn Eier, damit verschwindet er im Speisesaal. Etwas später schleppt die Bedienung acht einzelne Teller mit Eiersuppe an unseren Tisch. Als man bemerkt, daß wir nur zu zweit sind, erscheint nach und nach das gesamte Küchenpersonal an unserer Tür. Kopfschütteln über solche Völlerei — „o Madonna" — und zurück in die Küche. Drinnen schleppt die Bedienung inzwischen die sechste Riesenplatte mit gebratenem Huhn an irgendeinen Tisch. *Dabei* findet niemand etwas.
Nur unsere Schlafsäcke am Rücken, gehen wir spät abends noch ein Stück in Richtung zum Einstieg. Wolkenballen am Himmel, dazwischen vereinzelt ein Stern. Der schmale Weg ist glitschig. Vor kurzem hat es geregnet. Das Gewitter ist weitergezogen, es hängt jetzt über dem Grödner Joch. Dieter erzählt von seinen Jugenderlebnissen im Elbsandstein. Ein Blitz erhellt ab und zu unseren Weg, kurz leuchtend, mit fahlem Schein. Auf einer ebenen Wiese legen wir uns schlafen. Ob es morgen schön wird?

*

Ich steige die vertrauten Meter empor. Dann versuche ich erst gar nicht weiterzugehen, bevor ich einen Haken angebracht habe. Es dauert lange, und dann sitzt er auch noch schlecht. Doch mit dieser moralischen Stütze gelingen wieder ein paar Meter Die Tritte werden noch kleiner, noch abschüssiger. Haken her. Doch es will keiner anbeißen. Endlich sitzt einer, zwar wieder sehr wacklig, aber ich rufe: „Dieter Zug!" Ein helles Klingeln, entsetzt verkralle ich mich, aber mein Haken hält noch; es war der untere, der am Seil hin untersauste. Wieder einige Meter, doch nun stehe ich ers schlecht. 15 m über dem Einstieg und nur ein unzuverlässiger Haken dazwischen! Mir ist alles andere als wohl in meiner Haut. Nach langen Versuchen fährt ein Haken in den Fels Die erste Seillänge an diesem Morgen ist lang und sehr schwierig. Am Ende eines kleinen Daches mache ich an zwei Holzkeilen Schlingenstand. Dann kommt Dieter nach. Der ist entsetzt über meinen Stand und legt eiligst eine Knotenschlinge. Mir sind meine Holzkeile trotzdem lieber. Dieter steigt den anschließenden Riß empor. Er geht fast alles frei nur einige kleinere Überhänge überwindet er mit Hakenhilfe Ich wundere mich, wie er das fertigbringt, nach einem ganzen Jahr ohne Felsberührung, ohne irgendein Training. „Gelernt ist eben gelernt", meint er, als ich an seinem Standplatz bin. Es ist fast 4 Uhr, doch wir sind auf der Route Comicis.
Eile tut not, wollen wir am selben Tag noch den Gipfel erreichen. Wir tun unser Bestes, doch die Kletterei ist schwer, dazu kaum einmal ein Haken. Da ist sicheres Gehen wichtiger als Schnelligkeit. Eine Seillänge fällt mir besonders schwer. Erst 15 m gerade, dann ein langer Quergang in einem Gelände, daß man kaum sieht, wo man überhaupt klettern soll, und nur am Anfang ein kurzer, hauchdünner Spezialhaken. Respekt vor Comici!
Die Stunden vergehen im Flug. Es wird schon langsam dämmerig, als ich ein großes Dach überklettere. Anschließend nimmt mich ein überhängender Riß auf. Die Haken stecken hier reichlich, trotzdem ist diese Seillänge schwer und anstrengend. Das Seil ist aus. Also Schlingenstand. Dieter kommt nach. Er hastet empor, geht gleich weiter.
Schwarze Wolkenballen schieben sich von Westen heran, segeln bereits um den Langkofel und beschleunigen den Einbruch der Nacht. 15 m kommt Dieter noch in einem Riß hoch, unter einem Dach bleibt er stecken. Die Dunkelheit macht jeden Versuch, drüberzukommen, zu einem Hasardspiel. Am Seil lasse ich ihn zum Stand zurück.
Ein eiskalter Nordwestwind pfeift unaufhörlich gegen die Wand. Ich habe nur einen Pullover an und friere jämmerlich. Beruhigend ist es da, daß ich meinen schönen, warmen Anorak wohlverwahrt am Einstieg weiß. Der Gedanke daran erwärmt kolossal. Um 10 Uhr haben wir die umfangreichen Vorbereitungen für ein Schlingenbiwak beendet. Wir stülpen den Zeltsack über. Gleich wird alles viel freundlicher.
Unsere Beine baumeln allerdings ungeschützt im Freien. Die Sitzschlingen hemmen die Blutzirkulation, und in dem eisigen Wind erstarren sie bald gänzlich. Auch vorn an der Selbstsicherung findet der Wind Einlaß. Er reißt und zerrt am Zeltsack und bläht ihn bisweilen wie einen Ballon. Gegessen und getrunken haben wir zwar den ganzen Tag noch nichts, aber wir haben ja zwei Zitronen dabei.
„Eigentlich möchte ich gar nichts mehr", sage ich zu Dieter, als ich meine Zitrone restlos vertilgt habe. „Wenn ich mir vorstelle, ich müßte jetzt eine heiße Honigmilch trinken oder ein Schnitzel essen oder Spiegeleier mit..." Als mir Dieter eine Tracht Prügel androht, bin ich ruhig. Eintönig kriechen die Minuten. Abgestorbene Beine, Durst, Hunger und eisiger Wind. Nach Mitternacht etwa beginnt es zu schneien, das bringt wieder etwas Abwechslung.
In der Frühe schneit es immer noch, doch der Wind ist schwächer. Dieter geht gleich weiter. Bald ist er ober dem Dach. Die Kletterei wird zusehends leichter. Fein und trocken rieselt der Schnee an den steilen Platten haltlos hinunter. Beim Klettern stört er kaum. Durstig, hungrig, aber verfroren rollen wir um 8 Uhr auf dem Gipfel des Campanile Comici unsere Seile zusammen. Tief hängt der Wolkenvorhang über den Bergen. Durch den Schleier der fallenden Flocken betrachte ich den Zahnkofel. Düster, grau und trostlos sieht er aus.
„Schau, Jörg, da drüben scheint die Sonne." Ich drehe mich um. Tatsächlich, weit unten, auf den grünen Flächen der Seiser Alm, ein Fleck Sonnenschein. Sehnsüchtig schauen wir hinunter, verfolgen die eilige Wanderung dieses Stückchens Licht und Wärme; hügelauf, hügelab, mühelos, unbeschwert zieht es dahin, in ständig wechselndem Umfang.
„Schön ist es hier oben", meint Dieter.
„Ja, schon, aber ein heißer Tee wär' mir lieber. Komm, gehen wir."

Jörg Lehne

Anmerkung für Wiederholer: Der Anstieg über die Nordwand auf den Campanile Comici stellt bei Begehung des direkten Einstiegs etwa die gleichen Anforderungen wie der Tofanapfeiler oder die Marmolata-Südwestwand.

JUGEND AM BERG

Zeitschrift der Jugend des Deutschen Alpenvereins
8. Jahrgang · Heft 3 · Sept. 1962 · Einzelpreis 50 Pf.

JÖRG LEHNE

Brenta-Urlaub mit Siegi Löw

Am 23. Juni 1962 ist der aus Dresden stammende Siegfried Löw nach der ersten Durchsteigung der Diamirflanke des Nanga Parbat beim Abstieg vom Gipfel tödlich verunglückt. Im Augustheft der *„Mitteilungen des DAV"* schilderte *Dietrich Hasse* das glanzvolle Bergsteigerleben Siegi Löws. Nachfolgend gedenkt *Jörg Lehne* seines langjährigen Seilkameraden.

Als ich 1960 mit Siegi Löw in die Westalpen fuhr, ahnte ich nicht, daß dies unser letzter gemeinsamer Alpenurlaub sein würde. 1961 war ich mit ihm zusammen am Nanga Parbat, 1962 fuhr der Freund wieder hinaus zu der gewaltigen Diamirflanke dieses Berges, von der er nicht mehr zurückkehrte.

Siegi Löw war einer der weltbesten und beständigsten Bergsteiger der Nachkriegszeit, und ich kenne keinen, der sein Format hatte und dabei so bescheiden war, der so wenig aus seinen Leistungen machte, wie er. Er stieg für sich in die Berge; um des eigenen Erlebens willen meisterte er die schwierigsten Fahrten, genauso, wie er um des eigenen Erlebnisses willen auch Touren in den Vorbergen der engeren Heimat machte.

Hoch oben über der Diamirflanke. des Nanga Parbat hat Siegi Löw seine letzte Ruhestätte gefunden, 9000 km von der Heimat entfernt und weit erhöht über allen Banalitäten des Alltags. Daß die Erinnerung an ihn nie verblassen möge, dazu soll auch diese Schilderung unseres letzten gemeinsamen Urlaubes in der Brenta beitragen. Ich will versuchen, Siegi Löw so zu zeigen, wie er immer war, heiter, liebenswürdig, bescheiden und immer zu irgendwelchen Scherzen aufgelegt.

Ankunft in Molveno

Drei Tage lang hatten wir uns auf dem Südgrat der Aiguille Noire herumgerauft, mit Schnee, Sturm und Blitzschlag. Anschließend hatten wir die Nase von den Westalpen wieder einmal gründlich voll. So waren wir nach Molveno gekommen, das auf der Ostseite der bizarren, wilden und teilweise einsamen Brenta-Dolomiten liegt, wo es noch die letzten Bären gibt. Siegi und mich interessierten aber weniger die Bären als die herrlichen Felsanstiege, die es in der Brenta gibt, in allen Schwierigkeitsgraden und für jeden Geschmack.

Mitten auf dem von Sommerfrischlern wimmelnden Dorfplatz von Molveno packten wir um. Westalpensachen auf die eine Seite, Dolomitensachen auf die andere. Je mehr sich unsere beiden Seesäcke leerten, um so mehr füllte sich der

Am Gipfelgrat des Mount Russel in Alaska
(Alaska-Kundfahrt der Sektion Bayerland)

Dorfplatz von Molveno: mit unseren Sachen und mit Neugierigen. Wie ein Feldherr stolzierte der Siegi, unbekümmert um den Auflauf, zwischen unseren Klamotten herum, legte dort ein Stück beiseite, klinkte hier noch ein paar Haken aus, um sie auf einen anderen Haufen zu legen, prüfend besah er sich bisweilen das Tohuwabohu, das unter seinen ordnenden Handlungen allmählich an Übersicht gewann.

Die Kellnerin vom nächstgelegenen Ristorante brachte uns zwei Gläser Wein. Da wir sie nicht bestellt hatten, sahen wir uns prüfend nach dem edlen Spender um. Ein älterer Italiener hielt auch ein Glas in der Hand. Er wünschte uns „salute". Beim Gespräch stellte sich heraus, daß es Toni Maestri war, der Vater des bekanntesten italienischen Kletterers Cesare Maestri. Diese Bekanntschaft sollte unserem Brenta-Urlaub die besondere Note verleihen. Als wir etwa dreiviertel unserer gesamten Ausrüstung in einem Albergo eingestellt hatten und der Rest auf unseren Rücken verstaut war, erinnerte uns Toni Maestri beim Abschied daran, wir sollten ja nicht vergessen, die „Via Oppio" zu gehen, eine Tour, zu der die Erstbegeher 5 Tage benötigt hatten und die sein Sohn allein in nur 12 Stunden wiederholt hatte. Wir gaben ihm eine vage Zusage und setzen uns zum Lift in Bewegung. „Via Oppio, bello, bello!" schrie uns Toni Maestri noch lange nach. Und als wir auf dem Lift schaukelten, da tönte es schon wieder: „Via Oppio, bello, grandioso, furioso, bellissimo maximo!", das stammte aber von Siegi, der diesen Wortschwall während der folgenden zwei Wochen in der Brenta bei jeder nur denkbaren oder nicht denkbaren Gelegenheit vom Stapel ließ.

Auf der und um die Tosahütte

Unser erstes Ziel war die Ostverschneidung der Cima Brenta Alta, die man von der Tosahütte aus erreicht. Über unseren Köpfen zog sich dräuendes Gewölk zusammen; als wir am Einstieg standen, da merkten wir dies allerdings nicht mehr so sehr, denn da dräute über unseren Köpfen mehr der überhängende Fels. Erst als dieser immer schemenhafter wurde und wir draußen die Schneeflocken vorbeitanzen sahen, merkten wir, was es geschlagen hatte. Schleunigst kehrten wir zur Hütte zurück. Es war noch nicht einmal 6 Uhr früh, als wir wieder in den Decken des Notlagers lagen und unsere unterbrochene Nachtruhe fortsetzten. Um 11 Uhr wurde Siegi energisch. Erbarmungslos schmiß er mich vom Lager. „Schau endlich mal, daß du ein Frühstück herbringst", meinte er. Als ich mich brummend daranmachte, drehte er sich selbst befriedigt um, um weiterzuschlafen. Verständlicherweise beeilte ich mich, um ihn nun meinerseits möglichst bald wegen des fertigen Essens herausschmeißen zu können.

Nachmittags wurde das Wetter ein wenig besser. Wir erkletterten spaßeshalber einige leichtere Wege auf die umliegenden Hüttenfelsen. Nur wenige Meter hintereinander stiegen wir beide seilfrei den steilen, aber gutgriffigen Dolomit hinauf. Wir waren bester Laune, und wenn an einer schwierigeren Stelle der Vorankletternde etwas aufgehalten wurde, so mekkerte der Hintere sofort: „Sie jämmerliche Flasche, Sie wollten heute die Ostverschneidung machen, Sie kommen ja nicht einmal einen gewöhnlichen IV. Grad einwandfrei hinauf." Der Vorangehende rächte sich seinerseits, indem er nach Überwindung der schwierigen Stelle natürlich im leichteren Gelände darüber an Vorsprung gewann und nun hinunterrief: „Sie klettertechnische Null, Sie gehen ja wie eine Schnecke, haben Sie denn einen Biwaksack dabei?" Kopfschüttelnd wurden wir von der Hütte aus bei unserem rasanten Aufstieg beobachtet, wie wir am Abend auf der Hütte durch ein Gespräch erfuhren, das an einem Nebentisch geführt wurde. Man hatte sich über solch unverantwortlichen Leichtsinn immer noch nicht beruhigen können. Siegi setzte sich etwas später unerkannt zu ihnen, pflichtete eifrig bei und gab weise, von Scheinheiligkeit triefende Sprüche von sich, die einem alpinen Wanderprediger alle Ehre gemacht hätten. Vor dem Dunkelwerden gingen wir hinaus und kochten im Windschatten der Hütte auf unserem Benzinkocher die obligatorischen Nudeln mit Tomatensoße.

Pfeilerrisse in der Südwand der Schüsselkarspitze (Rich. Spanner)

Es geht nichts über eine vorschriftsmäßige Kleidung, bzw. was passiert, wenn man sie nicht hat.

Der Himmel war sternenübersät, als wir erneut zum Einstieg der Ostverschneidung aufbrachen. Ich ließ meinen Anorak im Notlager, um nicht zu sehr schwitzen zu müssen. Als wir uns angeseilt hatten, war der Himmel bereits wieder leicht überzogen, und im Osten stieg der Sonnenball feuerrot über die zerzackten Berge der Brenta. Nasse überhängende Felsen über uns ließen nichts Gutes erhoffen. Ich war dafür, wieder zur Hütte zurückzukehren, nachdem ich nicht einmal einen Anorak dabei hatte. Siegi widersetzte sich aber ganz energisch, er hatte einen dabei. Er meinte, ich sei selber schuld, wenn ich naß würde, warum sei ich so dumm, meinen Anorak zurückzulassen; das sei erstens überhaupt ein Blödsinn und zweitens in diesem Jahre ganz besonders. Da mußte ich ihm natürlich recht geben, und zögernd stieg ich die erste Seillänge empor. Die Tour war im Vorjahr ausgenagelt worden. Wir hatten davon keine Ahnung, hatten uns daher auch nicht mit den nötigen Haken versorgt. So machten wir oft lange Gesichter, wenn wieder einmal gar keiner aus unserem kümmerlichen Sortiment passen wollte. Gott sei Dank brauchten wir aber nicht allzuviel zu schlagen, da man großenteils frei klettern konnte, wenn auch unter ganz gehörigen Schwierigkeiten. Der Fels war weit überhängend, aber das war vorerst unser Glück, denn inzwischen waren bereits einige kräftige Regenschauer niedergegangen. Wir merkten aber kaum etwas davon, nur daß allmählich Wasser am Grund der steilen Risse herabzulaufen begann. Allerdings war das Wetter nicht so, daß es pausenlos geregnet hätte, ab und zu klarte es auch wieder etwas auf und stellenweise lugte sogar die Sonne durch eine Wolkenspalte. Erst als wir die überhängende Wandzone verließen, waren wir schutzlos dem Regen ausgesetzt. Siegi bekam das als erster zu spüren. Während ich auf meinem Standplatz noch gut geschützt war, hing er in einer schweren, aber nicht mehr überhängenden Seillänge, und gerade in diesem Moment rauschte ein ausgiebiger Schauer auf ihn herab. Als er endlich oben war, war er ziemlich naß, doch wie ich mich anschickte nachzukommen, hörte es wieder auf und ich blieb völlig trocken. „Via Oppio, bello, grandioso, furioso, bellissimo maximo“ meinte ich zum Siegi, der furchtbar grimmig dreinschaute, da er jämmerlich fror, denn zu allem Überfluß war es empfindlich kalt. Ich stieg gleich weiter, die nächste Seillänge hinauf, und kroch am Ende in eine kleine Nische, die mich notdürftig, aber doch einigermaßen vor dem erneut einsetzenden Regen verbarg. „Nachkommen“ schrie ich zum Siegi hinunter. Er mußte den schadenfrohen Klang meiner Stimme bemerkt haben, denn er fluchte herauf, ich solle gefälligst erst einmal das Seil richtig einziehen. Wassertriefend wie ein Seemann auf einem Fischkutter bei Windstärke 10 tauchte er nach einiger Zeit vor meiner Nische auf. Als er sich bei mir verkriechen wollte, sagte ich nur: „Geh lieber gleich weiter, erstens haben wir zu zweit hier sowieso nicht Platz und zweitens mußt du verstehen, daß ich, nur im Pullover, mich nicht gern auf ein Biwak einlassen will. Du hast es da ja besser, so ein Anorak ist halt doch viel wert.“ Wütend schoß der Siegi senkrecht nach oben davon in den Regen. Er war sofort verschwunden, und nur das Klirren der Schlosserei und das hastig sich abspulende Sicherungsseil zeigten mir in meiner Nische, daß er wie ein Wahnsinniger am senkrechten Fels emporrasen mußte. Als ich dann nachkam, hatte der Regen wieder aufgehört. Der Siegi klapperte am Standplatz, die Nässe triefte nur so von seinen Kleidern. Der Fels war in der nächsten Seillänge patschnaß, so daß auch ich etwas feucht wurde, zwar nicht von oben her, sondern durch das Wasser, das an den Armen herunterlief und einen auf diese Weise von innen nach außen durchfeuchtete. Die Kletterei war unangenehm, die Schwierigkeit ließ dafür aber beträchtlich nach, so daß wir nicht mehr allzulange aufgehalten wurden.

Gegen Abend standen wir auf dem Gipfel der Cima Brenta Alta. Siegi, trotz Anorak, naß bis auf die Haut, ich nur an den Ärmeln meines Pullovers etwas feucht. „Gut, daß wir nicht biwakieren müssen“, meinte

ich, „du mit deinen nassen Klamotten, wie hast du das bloß fertiggekriegt?“ Aber der Siegi hatte sich mit der Situation bereits abgefunden: „Via Oppio, bello, grandioso, furioso, bellissimo maximo“, sagte er, und wir gaben uns die Hand.

In Rekordzeit auf die Cima d'Ambiez

Wir waren in Molveno gewesen und hatten unsere Essensvorräte ergänzt. Keine zehn Minuten im Ort, hatte uns bereits wieder Toni Maestri erspäht. Ob wir sie schon gemacht hätten, fragte er uns bei einem Glas Wein. Was denn, meinte der Siegi scheinheilig. Die Via Oppio, Cesare, mio filio, dodici ore. „Si, si“, sagte der Siegi, „Via Oppio, bello!“ Und der alte Mann strahlte dankbar. „Si, si“, versicherte er nun seinerseits.

Wir aber zogen wieder hinauf zur Tosahütte und weiter zum Rifugio Agostini; uns lockte die Cima d'Ambiez. Auf der Hütte begegneten wir Lella, einem entzückenden italienischen Mädchen, das obendrein noch ausgezeichnet klettern kann. Wie uns die Ostverschneidung der Brenta Alta gefallen habe, fragte sie. Eine sehr schöne Tour, ihr habe sie großen Spaß gemacht. Mit ihrem Begleiter, einem bekannten italienischen Kletterer, wollte sie anderntags eine schwere Tour gehen. Wir kamen uns dagegen schäbig vor, wir wollten „nur“ die Via Stenico an der Cima d'Ambiez machen, eine vor allem wegen ihrer Schönheit weit gerühmte extreme Kletterfahrt.

Lella hatte diese Route natürlich auch schon durchstiegen, denn sie war in der Brenta zu Hause. Fünf Stunden hatte sie gebraucht, aber Claudio Barbier, ein Belgier, den wir auch sehr gut kannten, hatte sie erst vor kurzem in dreieinhalb Stunden gemacht. „Morgen machen wir sie in drei Stunden“, meinte der Siegi, bevor wir einschliefen.

Es war noch sehr früh, als wir das steile Schuttkar hinauf zum Einstieg gingen. Ich war alles andere als gut in Form. Warum, hatte ich keine Ahnung, aber ich hatte ein etwas faules Gefühl im Magen, und als ich die erste Seillänge hinaufstieg, verstärkte sich dieses Gefühl noch. Die Kletterei war eingangs nicht besonders schwierig. Der Siegi kam angeschossen, daß ich kaum mit dem Seileinziehen fertig wurde. „Mit den drei Stunden wird es heute nichts“, sagte ich, „ich bin ganz gräuslich beinand'. Wenn wir überhaupt gehen, darfst du sowieso alles führen.“ Daß sich der Siegi dadurch nicht beeindrucken ließ, wußte ich nur zu gut, aber ich wollte rechtzeitig vorbeugen.

Langsam wurde die Kletterei schwieriger, obwohl man dies an Siegis Klettertempo bestimmt nicht feststellen konnte. Er

Zeichnung: Georg Maier

klinkte zwar die Haken alle ruhig und vorschriftsmäßig ein, aber wenn es frei zu klettern ging, dann turnte er empor wie auf einer Feuerleiter. Erst beim Nachkommen merkte ich dann jeweils die eigentliche Schwierigkeit der Stelle. Obwohl wir beide so schnell kletterten wie jeder konnte, ich etwas langsamer, Siegi dafür etwas schneller, vernachlässigte dabei doch keiner die notwendige Sicherheit. Ich war stets gegen besonders schnelle

Kletterzeiten, die nur durch ein Vernachlässigen der ordnungsgemäßen Sicherungsvorkehrungen oder durch ein gleichzeitiges Gehen im schwierigen Fels erreicht werden. Auch Siegi lehnte dies stets strikt ab. So war es ihm auch bei dieser Tour nicht zuviel, gute fünf Minuten damit zu verbringen, an einem Standplatz, an dem nur ein Standhaken steckte, der nicht ganz geheuer war, noch einen zweiten anzubringen. Auch als er an einer nicht allzu schwierigen Stelle einen nagelneuen Cassinhaken entdeckte, schärfte er mir ein, den ja mitzubringen. Ich hämmerte wie wild darauf los, brauchte aber doch gehörige Zeit, ehe ich ihn endlich draußen hatte. „Sollen doch lieber zum Schwammerlbrocken gehen, wenn sie an so einer Stelle einen Haken brauchen", meinte der Siegi grimmig, als ich ihm das Beutestück vorwies. Dann sauste er auch schon den nächsten überhängenden, rißartigen Kamin hinauf. Als nach einiger Zeit ein „Via Oppio, bello usw." herunterschallte, wußte ich, daß der Gipfel nicht mehr weit sein konnte. Als wir oben standen, schauten wir auf die Uhr. Zwei Stunden, zehn Minuten. Es war noch nicht einmal neun Uhr vormittags, und eine italienische Seilschaft, die mit uns aufgebrochen war, um auf dem Normalwege aufzusteigen, war noch weit unten. Bis zu deren Eintreffen legten wir uns splitternackt auf die Gipfelfelsen und ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen. Sicher wird es viele geben, die diese Art des Bergsteigens aufs schärfste verdammen, doch nicht aus reiner Rekordgier hatten wir diese Zeit herausgeholt, sondern einfach aus Freude am Klettern und weil es auch einmal Spaß machte, bereits am frühen Vormittag mutterseelenallein auf einem einsamen Gipfel in der Sonne zu liegen.

Das Gramola des Rifugio Selvata

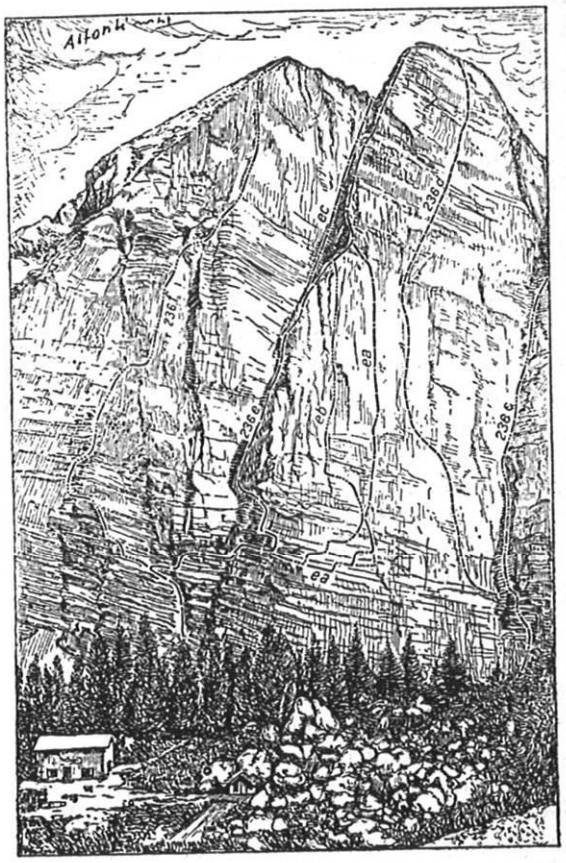
Wir waren mit unserem ganzen Gepäck durch das Val delle Seghe nach Molveno abgestiegen, ein Abstieg, den ich nie vergessen werde. Der Weg wurde immer spärlicher, schrumpfte schließlich zu verblichenen Farbklecksen zusammen, die hie und da auf einen Stein gepinselt waren, und hörte endlich ganz auf. Wie die Urmenschen kämpften wir uns durch Latschen, Gestrüpp und Unterholz. Der Clou war ein Abstieg in fast senkrechter, grasbewachsener Felswand, wobei wir uns von Gebüsch zu Gebüsch herunterhangelten. Nachdem wir mit Toni Maestri in Molveno die ungefähr selbe Unterhaltung gepflegt hatten, wie die beiden ersten Male, entschlossen wir uns nun doch, die Via Oppio auf den Croz dell'Altissimo zu gehen. Wieder trug uns gegen Abend der Ausflugslift bei Molveno hinauf und wieder wanderten wir den schönen Weg einwärts, der direkt unter der 1000 Meter hohen Wand des Croz dell'Altissimo in die innere Brenta hineinführt, zur Tosahütte und zur unvergleichlichen Guglia di Brenta.

Im Rifugio Selvata schlugen wir unser Quartier auf. Es ist dies eine zur Unterkunft und Jausenstation umgebaute unfreundliche Almhütte, die zwar in landschaftlich großartiger Lage liegt, doch ist das ihr einziger Komfort. Der Aufenthaltsraum ist weißgetüncht, ohne Bilder an den Wänden, mit schmutziggrauem Betonfußboden. Abends waren wir die einzigen Gäste; es war kalt und alles andere als gemütlich. Wie ein Geist huschte die alte, schwarzgekleidete Besitzerin durch die trübe Helle, die eine armselige Petroleumlampe verbreitete.

Mißmutig untersuchte der Siegi die wenigen Einrichtungsgegenstände, die in dem armseligen Raum vorhanden waren. Plötzlich ein Schrei des Entzückens. In einem halbverfallenen Büfett hatte er ein altes Gramola entdeckt samt den dazugehörigen Platten. Es war wirklich ein vorsintflutliches Ding, das er da zutage förderte. Stahlnadeln in der Abtastvorrichtung, die man genausogut als Nagel für eine Blockhütte hätte hernehmen können. Die Kurbel zum Aufziehen mußte man mit einer Schnur festzurren, damit sie nicht zurückschnellte. Und Platten! Die jüngste von 1940 etwa. „Paß auf", sagte der Siegi, als er die Kurbel festgehängt und genießerisch die erste Platte aufgelegt hatte. Dann ließ er den Abtastkopf mit Nagel und aufgesetztem Grammophon fallen, und mit ohrenbetäubendem Gekrächze, Gepfeife und Gequietsche drehte sich die schwarze Scheibe unter der bohrenden Nadel. Shimmy à la 1930!

Siegi und ich klatschten vergnügt dazu in die Hände. Während die Platte orgelte, visitierte der Freund die restlichen, und bei jeder neuen Delikatesse, die er gleich auf die Seite legte, zog ein fröhliches Grinsen über seine Züge. Wir bestellten uns noch einen litro vino bei der entsetzt dreinschauenden Wirtin, und während draußen der Croz dell'Altissimo riesenhaft und dräuend über der kleinen Wiese und der in ihr gelegenen jämmerlichen Behausung stand, spielte Siegi auf dem uralten Gramola pausenlos Platte um Platte. Unermüdlich drehte er die pfeifende Kurbel, hängte sie fest, und mit der Miene eines Hexenmeisters, der die ganze Welt verzaubern kann, ließ er die nächste Platte anlaufen. Der Wein tat auch seine Schuldigkeit, und es hätte nicht viel gefehlt und wir wären beide zum Takt der gar nicht wenig schmissigen Musik auf den Tischen herumgesprungen. Doch da ging die Türe auf und herein trat ein Wanderer, etwas verschwitzt, den Berghut mit dem silbernen Edelweiß für langjährige Zugehörigkeit zum Alpenverein auf dem Kopf. Ein Landsmann. Kritisch musterte er die Stube, dann uns und schließlich den Ort, von dem die kreischende Musik ausging. Erst dann schloß er grußlos die Türe hinter sich, setzte sich wortlos an einen Tisch und bestellte bei der herbeigeeilten Wirtin Teewasser.

Siegi hat inzwischen alle Platten bereits mindestens einmal durchgespielt, wir hatten uns auf drei der besten von ihnen geeinigt, und diese spielte das Gramola jetzt abwechselnd. Als der Tee des späten Gastes genießbar war, hatten wir uns auch von diesen drei auf eine einwandfrei beste geeinigt, die wir von da an ausschließlich im Abstand von etwa vier Minuten spielten, das Höllenkonzert der Platte lediglich durch das aufreizende Quietschen der Kurbel unterbrochen, wenn der Siegi wieder aufzog. Während dieses Vorganges fragte Siegi den Fremden leutselig, wo er herkäme, wie denn das Wetter draußen sei und ob er auf die Tosahütte wolle. Der Fremde aber war so mit seinem späten Mahl beschäftigt, daß er kaum Zeit fand, zwischen zwei Bissen eine Bemerkung grimmig hinzuwerfen. Es war offensichtlich, er wollte so schnell wie



Croz dell' Altissimo vom Pian della Selvata

236 c Südwestverschneidung (1936)
236 d Südwand — Via Oppio (1939)
236 e Südwestwand, Dibonaweg (1910)
ea Variante Armani-Fedrizzi (1930)
eb Variante Steger-Holzner (1928)
ec Variante Detassis-Corrà (1932)
236 f Südwestwand des Nordwestgipfels (1936)

(Aus „Dolomiti di Brenta" von Ettore Castiglioni)

möglich dieser nervtötenden Musik entfliehen. Bei nachträglicher Betrachtung der Sachlage kann ich dies verstehen.

Den letzten Bissen noch im Mund zerkauend, stand er bereits auf, schritt zur Türe, die zu den Zimmern führt: „Gute Nacht und gute Unterhaltung", stieß er grimmig hervor, dann hatte ihn die viereckige dunkle Öffnung der Türe verschluckt.

Kreischend begann sich die schwarze Scheibe erneut zu drehen. Shimmy à la 1930 und Siegi klatschte vergnügt dazu in

die Hände, gespenstisch warf die Petroleumlampe seinen Schatten riesengroß über den ganzen Raum.

Endlich die „Via Oppio"

Es war noch dunkel, als wir den Weg hinüber zum Einstieg der Via Oppio gingen. Wir schritten schweigsam dahin. Der Wein lag uns noch in den Knochen und gerade früh waren wir auch nicht ins Bett gekommen. Fünf Stunden schlechter Schlaf auf einer muffigen Matratze sind eben doch nicht allzuviel. Als wir die ersten Seillängen hinaufkletterten, wurden wir langsam munter. Als Siegi zum erstenmal seinen besagten Wortschwall von der „Via Oppio, bello" von sich gab, wußte ich, daß sein Auftrieb wieder da war. Auch mir machte das Steigen nach und nach mehr Spaß. Der Fels war nicht zu schwer, dafür aber die Kletterei wirklich anregend. Gegen 10 Uhr kamen wir an die Schlüsselstelle. Eine leicht überhängende glatte Platte, sehr ausgesetzt und etwa 20 Meter hoch. Hier hatten sich die Erstbegeher mit Bohrhaken beholfen (bereits 1939), doch waren diese inzwischen wieder herausgeschlagen worden und es hatte sich gezeigt, daß es auch ohne ging. Siegi mußte zwar alle Finessen seiner ausgefeilten Hakentechnik einsetzen, um diese wirklich schwierige Passage zu überwinden, doch er schaffte es glatt. Unten am Weg, der vom Lift herkommend direkt unter der Wand vorbeiführt, war inzwischen Toni Maestri aufgetaucht, der sich persönlich davon überzeugen wollte, ob wir die Tour wirklich machen würden und wie es uns im Verhältnis zu seinem Sohn wohl gehen würde. Daß wir mindestens einmal biwakieren müßten, stand für ihn sowieso fest.

Nach dieser Wandstelle ging es wieder besser weiter, doch machte sich immer mehr das eigentliche Merkmal dieser Wand, das ihr seine eigenartige Charakteristik verleiht, bemerkbar: das üppige Gras, das in langen Büscheln selbst an senkrechter Wand noch wächst. Von unten sah man vor jeder Seillänge nur die nickenden Halme über kurzen Felsabsätzen, von oben nach unten blickend hatte man aber das Gefühl, in einer senkrechten Alpweide zu klettern. Der Fels war nie extrem schwer, aber infolge des Grases natürlich gefährlich, so daß wir es ausnahmsweise sogar gut verstehen konnten, daß man diese Wand besser im Alleingang macht, denn eine richtige Sicherung ist fast unmöglich.

Die Seillängen reihten sich in endloser Folge aneinander. Die 1000 Meter Wandhöhe wurden durch die Meter der Seillängen noch bei weitem übertroffen, denn die Route weist oft bis zu 100 Meter lange Quergänge auf. So kletterten wir im oberen Wandteil gut zwei Stunden, um festzustellen, daß wir nur etwa 50 Höhenmeter gewonnen hatten.

Siegi wurde langsam ärgerlich. Er liebte den steilen Fels in jeder Form, doch solche Art der Wiesenkletterei haßte er. Sein „Via Oppio, bello" usw. wurde immer höhnischer. Als wir mit untergehender Sonne endlich auf dem Gipfel standen, waren wir uns nicht einig, was man von dieser Fahrt halten sollte. Ein Sechser im Gras, diese Klassifikation wollten wir ihr auch wieder nicht zugestehen, obwohl sie es eigentlich verdient hätte. Beim Abstieg wurde es bereits dunkel und als wir uns da auch noch durch endlose Latschenfelder plagen mußten, war das Maß endlich voll. Siegi war bereits so weit, daß er Toni Maestri eine Tracht Prügel androhte, wenn er uns in Molveno wieder über den Weg laufen sollte.

★

„Arrivederci, salute", sagte Toni Maestri in dem Ristorante, vor dem wir bei unserer Ankunft die Klettersachen sortiert hatten. Wir hoben die Gläser, stießen an und tranken gemeinsam auf die Via Oppio, die sein Sohn im Alleingang und wir am Tag zuvor in jeweils 12 Stunden durchklettert hatten. Dann stiegen wir in den Bus, der uns hinaus nach Trient bringen sollte. Der Urlaub war zu Ende, es ging wieder Richtung Heimat. „Wenn ich wieder nach Molveno komme und er fängt noch mal von der Via Oppio an, dann zieh' ich ihm doch noch den Hammer über den Schädel", sagte der Siegi und legte sich zurück in die Polster. Wir hatten beim Abstieg in den Latschen biwakiert und waren sehr müde.

der bergkamerad

Halbmonatsschrift
für Bergsteiger – Skiläufer – Wanderer
Heft 11 6. März 1963 24. Jahrgang

Jörg Lehne

Es geht um eine sachliche Diskussion

Auch ich bin der Meinung, daß die Leistung, die rein körperliche und moralische Leistung der drei Zinnenleute einfach sagenhaft ist, unbedingt zu vergleichen mit den ganz großen Taten des Alpinismus.
Als Mitglied des Redaktionskreises wehre ich mich dagegen, daß behauptet wird, der BERGKAMERAD segle im Fahrwasser des Alpenvereins. Ich glaube, träfe das zu, eine ganze Reihe der Mitglieder des Redaktionskreises hätte sich nicht zur Verfügung gestellt. Noch mehr wehre ich mich aber dagegen, daß der „BK" ins Fahrwasser anderer alpiner Schnulzenblätter gerät.
Das wäre der schlimmste Niedergang, den ich mir denken kann. Eine Polemik wie die, die anscheinend gegen die Zinnen-Sache angezettelt wird, ähnelt verdammt dem Niveau der erwähnten und ähnlicher Zeitschriften. Die idealistische Phrasendrescherei, mit der hier meist solche Angriffe motiviert werden, ist ja zur Genüge bekannt, seligen Gedenkens an eigene Erfahrungen. Von solcherart angehauchten Äußerungen möchte ich mich nachdrücklich distanzieren. Damit soll noch nicht ausgedrückt sein, daß ich die Durchsteigung der „Super-Direttissima" (lt. Bild-Zeitung) befürworte. Ich finde es sogar schade. Ich finde, der ungeheure Einsatz der Drei wäre einer weit größeren und sportlicheren Sache würdig gewesen, als es das tagelange, halbmeterhohe Hinaufbohren über eine völlig glatte Wand darstellt. Die sportlich einwandfreie winterliche Durchsteigung der Matterhorn-Nordwand oder gar die der Eiger-Nordwand halte ich für weit großartiger, einmaliger und auch wesentlich risikoreicher, als das Unternehmen an den Zinnen. Das werden im Grunde ihres Herzens Peter Siegert und seine Mannen selbst zugeben

Das Problem liegt wo anders. Das wirkt sich aus, wenn im Sommer diese neue Route existiert. Da ist andererseits die Frage, ob überhaupt und wenn, dann wo eine Grenze gesetzt werden kann für die Höhe des vertretbaren technischen Aufwandes. Ich wehre mich oft gegen die Bezeichnung „Hakenleiter", mit der zuweilen auch extrem schwere technische Seillängen abgestempelt werden. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß im Sommer noch viel technisches Können dazugehört, wenn die Erstbegeher im Winter eine ganze Eisenleiter angelegt haben. Man muß abwarten, aber ich fürchte, es ist erneut eine Route, die im Nimbus höchster Schwierigkeit steht und die doch in Wirklichkeit einen Rückschritt darstellt, gegenüber den großen klassischen Fahrten eines Carlesso, Soldá oder Vinatzer. Ich bezweifle, daß diese Tour eine schöne und lohnenswerte Bereicherung des modernen Alpinismus darstellt. Zu weit entfernt liegt der Stil ihrer Durchsteigung vom Ideal der freien Kletterei, der sich der Extreme besonders verpflichtet fühlen sollte. Günstigenfalls ist sie mit der „Franzosenroute" an der Westlichen Zinne zu vergleichen, doch Endgültiges hierüber werden erst die Wiederholer aussagen können.
Die weiteren Probleme, die in dieser Art der Durchsteigung begründet liegen, hat Dieter Hasse ausführlich dargelegt.
Ich vermute, daß sicher auch der ganze Rummel um diese Besteigung angeprangert werden wird. Dann möchte ich auch noch ganz kurz Stellung nehmen. Wer will es eigentlich den vier Bergsteigern verargen, wenn sie sich nach so einer Tour feiern lassen? Ich möchte den Kletterer sehen, der sich die Gelegenheit, umeinsonst fressen und saufen zu können, noch dazu in der holden Umarmung süßer Mädchen, entgehen lassen würde. Ich selbst kenne nicht einen. Ob es vernünftig ist, sich feiern zu lassen, statt in ärztliche Behandlung sich zu begeben, steht auf einem anderen Blatt. Sollte man aber nur darum das Prädikat „Bergsteiger" absprechen? Der ganze Alpinismus hat heute Formen angenommen, die sich vor 10 Jahren noch kein Mensch hätte träumen lassen. Das liegt auf der Linie der gesamten Entwicklung der heutigen Lebensform auf allen Gebieten. Warum sollte ausgerechnet der Alpinismus davon verschont bleiben? Im übrigen ließen sich auch schon die Bezwinger der Eiger-Nordwand feiern, im Jahre 1938, und wer wollte behaupten, der Anderl Heckmair sei kein Bergsteiger?
Die Form der Berichterstattung darüber in verschiedenen Zeitungen soll dabei gar nicht erörtert werden. Das ist ein Problem für sich, an dem in publizistischen Dingen wesentlich erfahrenere Bergsteiger schon gescheitert sind. Aber wenn es ihnen hilft, den Geldbeutel etwas aufzufrischen oder gar dadurch das Geld für die ersehnte Expedition aufzutreiben, mich sollte es freuen.
Der Kern des ganzen Problems „Bergsteigen und Publicity" liegt meines Erachtens nicht in den Erscheinungen, sondern dort, wo sie zum Selbstzweck wird. Sie ist noch vertretbar, wenn sie dem, der sie benützt, dazu dient, mehr oder besser oder länger in die Berge zu kommen oder eine große Unternehmung zu planen, zu der sonst die Mittel nicht langen würden. Sie ist dort abzulehnen, wo sie Selbstzweck wird oder Mittel bringt um angenehm leben zu können. Einfach ausgedrückt: die Grenze liegt zwischen „filmendem Kletterer" und „kletternden Film-Mann".
Um zu einem Abschluß zu kommen: Dieter Hasse hat das meines Erachtens Wesentliche gesagt. Meine Worte sollen dazu eine Bekräftigung darstellen. Ich wehre mich genau so entschieden gegen jede Verallgemeinerung, gegen die unqualifizierte Abwertung von bergsteigerischen Leistungen, gegen die sofortige Abstempelung zum „Sensations-Bold" und Ehrgeizling, gegen die phrasenhaften Worte, mit denen solche Äußerungen zumeist begründet werden.

JUGEND AM BERG
Zeitschrift der Jugend des Deutschen Alpenvereins
9. Jahrgang · Heft 1 · März 1963 · Einzelpreis 60 Pf.

Sportlich betrachtet

Alle großen Pioniertaten wurden zu ihrer Zeit kritisiert. Die Geschichte des Alpinismus ist voll von solchen Beispielen. Das reicht von der ersten Ersteigung des Matterhorns über die Nordwand-Route Comicis an der Großen Zinne und über die direkte Nordwand am selben Berg bis zur letzten „Super-Direttissima" dieses Winters. Die Zeit ist über die Kritiker, die jeweils den Untergang des Alpinismus voraussagten, hinweggegangen, und Routen, die einst im Kreuzfeuer heftiger Angriffe standen, gelten heute längst als klassisch.

Doch wie steht es wirklich mit der neuen „Super-Direttissima" (ein häßliches Wortgebilde) auf die Große Zinne? Kann man sie in dem Kreis jener Beispiele mit aufführen? Wir glauben es nicht! Wir glauben vielmehr, daß mit dieser Tour (und nicht nur mit dieser) bereits ein echter Rückschritt im Klettersport stattgefunden hat! Wir sind überdies der Meinung, daß der Alpinismus ganz allgemein und die jungen deutschen Bergsteiger im besonderen durch die Ereignisse, wie sie sich im Januar an der Zinne abspielten, eine schwere Einbuße in der Öffentlichkeit und in der Meinung vieler noch sportlich eingestellter Bergsteiger erlitten haben. Das sind schwerwiegende Anschuldigungen, doch wir werden jede einzeln zu beweisen suchen, selbstverständlich von einem subjektiven Standpunkt aus gesehen, doch wir wissen, daß alle Bergsteiger, die wir in letzter Zeit getroffen haben, und es waren bestimmt einige darunter, die nicht nur im Wandergelände daheim sind, etwa dieselbe Auffassung vertraten, wie sie hier von uns dargelegt wird.

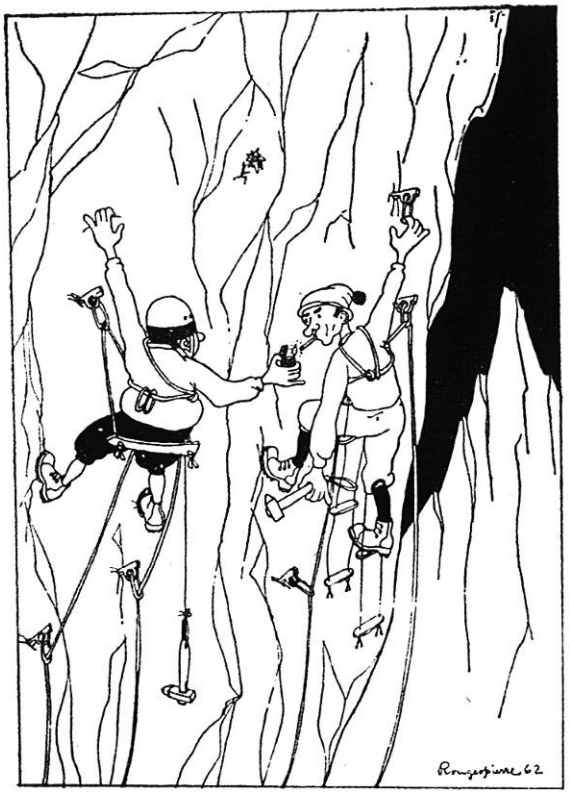
Nun zur ersten Behauptung, nämlich, daß die Durchsteigung dieser Route ein echter Rückschritt im Streben nach möglichst sportlicher Reinhaltung des Kletterns ist: Es wurde bisweilen geschrieben, dieses Unternehmen sei kein Bergsteigen mehr, es sei Artistik. Damit sollte eine gewisse Kritik geübt werden. Doch die Behauptung stimmt nur im ersten Teil. Mit Bergsteigen hat es bestimmt nichts zu tun, nicht einmal mit Klettern, doch es ist deswegen beileibe keine Artistik. Es gibt Routen im Gebirge, die artistische Gewandtheit, Kraft und Mut erfordern, schwierige, gefahrvolle Freikletterstellen oder auch extreme technische Seillängen. Zur Artistik gehört unbedingte Körperbeherrschung, ein gerütteltes Maß an ausgefeilter Technik, Mut und Einsatzbereitschaft. Anforderungen, die durchaus so manche schwere Fahrt stellt. Bis auf die Einsatzbereitschaft war für die Durchsteigung der neuen Nordwandroute keine dieser Eigenschaften erforderlich. Wo bleibt also die Artistik, es sei denn, man hält jeden Schwerarbeiter für einen Artisten. Eine Route als artistisch zu bezeichnen, ist nicht nur bei uns eine Auszeichnung, viel mehr noch bei den Italienern und den Franzosen (alpinismo acrobatico), die „Super-Direttissima" verdient diese Auszeichnung gewiß nicht.

Diese Tour ist insofern ein Rückschritt, als durch den ungeheuren Aufwand an technischem Material die Kletterschwierigkeit für die Wiederholungsbegeher (und wir sind überzeugt, auch solche wird es geben, denn eine Route an so exponierter Stelle kann gar nicht blödsinnig genug sein, daß sie nicht Nachsteiger findet) zum reinen Trittschlingenmarsch an etwa 90 cm entfernt steckenden Haken wird. Hier noch von Kletterschwierigkeit zu sprechen, halten wir für übertrieben. Sicher, diese Route ist ausgesetzt, doch das ist die von Comici auch. Die Ausgesetztheit verliert an Wirkung, wenn man kein einziges Mal in die Verlegenheit kommt, Fels anfassen zu müssen. Sicher werden die Nachsteiger auch enormen Kraftaufwand einsetzen müssen, denn anstrengend wird sie sein. Ob sie anstrengender ist als die anderen Nordwände, vor allem anstrengender als die Franzosenführe oder die Schweizerführe auf die Westliche Zinne, sei bezweifelt. Bei diesen letzteren Routen muß man sich nämlich manchmal sogar nach dem einen oder anderen Haken gewaltig strecken, und es kommen auch noch einige ganz nette Freikletterstellen vor. Ob bei günstigeren Wetterverhältnissen (also im Sommer) die „Super-Direttissima" hätte so bezwungen werden können, daß sie wenigstens Ähnlichkeit mit der Franzosenführe aufweist, was die Art der Kletterei und den technischen Aufwand anlangt, kann heute noch nicht eindeutig entschieden werden. Im Winter, bei 30 Grad Kälte, erscheint dies aber ganz unmöglich, die natürliche Ermüdung nach so langer Kletterei kommt hinzu, wenn man im übrigen kaum einmal die Handschuhe auszieht, kann die Schwierigkeit nicht besonders groß sein, bzw. muß sie durch Hakenleitern eliminiert werden.

Es ist nicht die erste Tour dieser Art, die einen wirklichen Rückschritt darstellt, da

ist vorher die direkte Rotwand-Maestriführe zu nennen, oder die noch blödere Route von de Francesc an derselben Wand; nur wenige Meter neben der von Maestri wurde sie in tagelanger Arbeit emporgenagelt und gebohrt. Was von solchen Supertouren zu halten ist, beweist die Tatsache, daß Maestri die alte Rotwand im Alleingang erkletterte und seine Route in der Fallinie als Abstieg benützte, wohlgemerkt, er kletterte sie ab. Gewiß, eine erstaunliche Leistung, doch das Beispiel zeigt deutlich, was von der klettertechnischen Schwierigkeit solcher Routen zu halten ist und wo es hinführt, wenn sich der Erstbegeher bei der Auswahl der Routen nicht mehr an übergeordneten sportlichen Regeln orientiert. Jeder noch irgendwie unbegangene Wandstreifen wird emporgenagelt, egal, ob in der Fallinie des Gipfels, wie an der Zinne, oder weit ab vom Schuß, wie an der Punta Emma. Daß man endlos lange dafür braucht, wird von vorneherein einkalkuliert. Die Versorgungsreepschnur und das Hängemattenbiwak machen alles möglich, und wenn die Wand völlig glatt ist (was meistens der Fall ist, da sie sonst bereits durchstiegen wäre), wird eben Haken um Haken gebohrt. Diese Routen und die an der Zinne im besonderen Maße, sind deshalb ein Rückschritt im sportlichen Klettern, weil sie das Abenteuer, das bisher in einer Erstbegehung lag, den Zweifel um die Durchführbarkeit, das Suchen nach dem schönsten und idealsten Weg, der mit dem geringsten Aufwand an technischen Hilfsmitteln zu bewältigen ist, degradieren zum rein rechnerischen Problem.

Die gegebenen Faktoren sind die Zeitdauer für einen Bohrhaken und der Abstand von einem Bohrhaken zum anderen. Also als Beispiel: alle 90 cm ein Haken (anfangs etwas weiter, später, wenn die Arme schmerzen und am Ende der Tour, wird sich der Abstand automatisch verkürzen) und 15 Minuten für einen Bohrhaken. Die Wandhöhe dividiert durch die 90 cm ergibt die Zahl der benötigten Haken, multipliziert mit 15 Minuten, dividiert durch die tägliche Kletterzeit, ergibt den Zeitaufwand in Tagen für jede beliebige „Super-Direttissima".



Ära der parallelen Super-Direttissima: „Bitte, kann ich Feuer haben?" („Rivista Mensile")

Zu welch armseliger, stupider Beschäftigung ist hier das Klettern geworden! Zugegeben, das klingt etwas übertrieben, doch machen wir die Probe aufs Exempel: 450 Meter schwierige Wand, geteilt durch 90 cm, ergibt 500 Haken. Für jeden eine Viertelstunde sind 125 Stunden, geteilt durch ca. 8 Stunden täglicher Kletterzeit, ergibt 16 Tage und 15 Biwaks. Die Rechnung stimmt also! Wie großartig muten dagegen die Leistungen eines Paul Preuß an, der allein, ohne irgendwelche künstlichen Hilfsmittel, noch für die heutige Zeit unglaublich kühn aussehende Wege anging. Armes Bergsteigertum von heute! Die ungeheuer fortgeschrittene Technik unseres Zeitalters macht alles möglich, was sich Menschengeist nur auszudenken vermag. Mit dem nötigen Einsatz an Ausdauer und materiellen Mitteln ist jedes Problem durch die moderne Technik lösbar. Das wichtigste Merkmal des Sports ist der bewußte Verzicht auf die Möglichkeiten der Technik. Ohne diese freiwillige Selbstbeschränkung wird jeder Sport

zur Farce, die Jagd, wenn sie mit Panzerfäusten und Maschinengewehren durchgeführt wird, der Langlauf, wenn er mit Raketenantrieb bestritten wird, der Ruderwettkampf, wenn das Boot mit Motor angetrieben wird. Auch im Klettern wäre diese Selbstbeschränkung der technischen Möglichkeiten dringend geboten, doch wir sind davon weiter entfernt als je zuvor. In völliger Verkennung und schamloser Mißachtung der sportlichen Zielsetzung des Bergsteigens krampfen manche Leute blödsinnige Routen hinauf, Hauptsache, man spricht davon.

„Bisher hatte man diese Route auch in alpinen Kreisen für unmöglich gehalten!" heißt es dann so schön in der Zeitung und nicht nur in den ominösen Boulevardblättern soll damit wieder eine besondere Leistung der Erstbegeher herausgestellt werden. Die Behauptung stimmt bei mancher der letztlich gemeisterten Routen wirklich, die Bergsteiger hatten bisher für unmöglich gehalten, daß jemand solcher Barbarei fähig sein würde, durch unästhetische Nagelei sich so eine Route emporzuschuften und dann noch die Frechheit zu besitzen, sie als Kletterführe zu bezeichnen und womöglich auch noch eine ellenlange Beschreibung davon zu verfassen, wenn auf 100 Meter 120 Haken steckengeblieben sind.

Durch diese Art der Wanddurchsteigungen wird der schöne Klettersport, der ausgefeilte Technik und bestimmte physische Anforderungen stellt, herabgewürdigt zur geistlosen, sturen, aber anstrengenden Arbeit. Bisher sah mancher Soziologe im Klettern einen Ausgleich für die Monotonie der Alltagsarbeit, diese Auffassung ist einer dringenden Überholung bedürftig.

Dies als Begründung für die Behauptung, es sei ein gewaltiger Schritt rückwärts in der Entwicklung des sportlichen Kletterns, die dahin zielen sollte, die großen und bekannten klassischen Routen mit immer weniger technischen Hilfsmitteln zu durchsteigen. Darüber hinaus gibt es immer noch ein weites Feld für die Entwicklung des persönlichen Ehrgeizes und genügend Möglichkeiten, sich aus der Masse der Kletterer herauszuheben. Viele der großen Winterbegehungen sind noch ungelöst. Sicher, einige Glanzpunkte sind erobert, doch großartige Probleme harren noch einer Lösung. Probleme im Sommer und im Winter. Wirkliche Probleme, nicht irgendwelche zufällig noch unerstiegene Wandflecken! Im übrigen erscheint eine Wiederholung einer bereits im Winter durchstiegenen großen Wand immer noch mehr wert als eine ausgefallene Winter-Erstbegehung.

Die wirklichen Probleme, die geblieben sind, haben nur einen Nachteil — sie liegen meist ein wenig abseits, sind für Reporter nicht so leicht zugänglich und haben auch keine in der Öffentlichkeit bekannten Namen. Das sind schwerwiegende Nachteile, zu schwerwiegende, wie es scheint. Wer würde sich schon in der Öffentlichkeit für eine Pala-Wand interessieren oder für die Quota IGM? Bei uns kümmert sich ja kaum jemand um die grandiose Leistung Bonattis und Zapellis am Walkerpfeiler. Der Raum, der diesem Ereignis in unserer Presse reserviert war, mit der Leistung verglichen, die es darstellt, steht im mehrfach umgekehrten Verhältnis zur Zinnendurchsteigung. Noch bemerkenswerter ist, daß der Walkerpfeiler ein zweitesmal im Winter durchstiegen wurde, von René Desmaison und einem Gefährten. Hier zeigt sich echte sportliche Einstellung, jedenfalls stand hier nur die Route, das Erlebnis der Winterbegehung, im Vordergrund, nicht der billige Ruhm, der erste gewesen zu sein. Wie viele mag es wohl geben, die nach der Nachricht vom Sieg Bonattis enttäuscht abgezogen wären?

Damit gelangen wir zur zweiten Behauptung, nämlich, daß die Form und das Drumherum um diese Besteigung dem Ansehen des Alpinismus und dem der jungen deutschen Bergsteiger im besonderen schweren Schaden zugefügt haben. Es stimmt nur zu geringem Teil, daß die Berichte in der Presse mit respektvollen Kommentaren der Leser begleitet wurden. Die allgemeine Meinung ging eher dahin, daß diese Art der Bergsteigerei eben auch nur mehr ein Geschäft sei. Wohl keiner versagte den drei oder vier Leuten die Anerkennung um ihr Durchhaltevermögen und um die Fähigkeit, große Strapazen zu ertragen. Doch selbst

der absolute Nichtbergsteiger spürte instinktiv, daß dieses Unternehmen mit der normalen Art des Klettersports nichts mehr zu tun hat. Durch diese Besteigung wurde aber einmal mehr der Beweis erbracht, daß mit Bergsteigen Geld zu verdienen ist, auf die unschöne Art zu verdienen ist. Es ist schon nicht mehr besonders anrüchig, sich nach einer außergewöhnlichen Bergfahrt von Reportern für Informationen bezahlen zu lassen. Man kann das gelten lassen, als man dadurch eine Möglichkeit erhält, mehr und länger ins Gebirge gehen zu können. Doch wir lehnen es ab, wenn die Publicity, der Rummel und die Geschäftemacherei von vorneherein einkalkuliert sind. Man kann den vieren ruhig zubilligen, daß als erstes der Wunsch, diese Route zu durchsteigen, Pate zum Unternehmen gestanden hat. Peter Siegert bemerkte, sie hätten die Route ursprünglich im Sommer machen wollen, die Angst, die „Scoiattoli" könnten ihnen zuvorkommen, habe sie bewogen, bereits im Winter zu gehen. Mit der Verwirklichung dieses Planes wurden aber die geschäftlichen (lies finanziellen) Möglichkeiten ganz kalt mit einkalkuliert. Zuletzt bildeten Geschäftsinteressen einen wesentlichen Bestandteil des Antriebes zur Durchführung des Unternehmens („Schulden trieben sie in die Wand" in „Das Neue Blatt", einer Zeitung, die sich bisher fast ausschließlich mit Soraya und Farah Diba beschäftigte).

Dies ist aber der Punkt, wo ein völlig abzulehnender Zug ins Bergsteigen getragen wird, in dem es bis jetzt nur vereinzelt und nicht sehr stark ausgeprägt so etwas wie alpine Manager und Starkletterer gegeben hat. Die Zinnenroute ist als unübersehbares Zeichen gesetzt, daß die Zeiten, in denen das Bergsteigen vom „big business" verschont blieb, endgültig vorbei sind. Während man noch in der Wand hängt, laufen bereits die an der Reepschnur heruntergelassenen Filme im internationalen Fernsehen.

Wir haben nichts dagegen, verstehen es auch völlig, wenn sich Bergsteiger nach einer anstrengenden Tour feiern lassen, es mag wenige geben, die das nicht gerne täten. Doch auch hier sind Grenzen gesetzt, wenn der Rummel dazu dient, die Presse mit Schlagzeilen zu füttern und für dürftige Informationen fette Gagen einzustreichen. Wohl bei keiner Tour bisher waren Bergsteigen und Managertum so eng verknüpft wie hier, nicht einmal bei der Hiebelerschen Eigerdurchsteigung.

Siegert und Kauschke haben durch ihre winterliche Durchsteigung der Matterhorn-Nordwand eine begeisternde alpine Tat vollbracht. Mit ihrem neuesten Unternehmen aber haben sie dem Bergsteigen einen schlechten Dienst erwiesen. Sie haben sich dadurch eindeutig außerhalb des Kreises der jungen Klettergeneration gestellt, die ein Anrecht hat, daß das Bergsteigen sportlich sauber und frei von übler Geschäftemacherei gehalten wird.

Es wäre schade, wenn dieses schlechte Beispiel Nachahmer finden würde. Hier muß eine planmäßige Aufklärung und Erziehung der Jugend des Alpenvereins einsetzen. Die sportliche Fairneß im Bergsteigen hat bei jeder bergsteigerischen Ausbildung absolut im Vordergrund zu stehen. Fairneß im Einsatz der technischen Mittel und Zurückhaltung, wenn Bergsteigen und Geschäft verknüpft werden. Das letztere kann man heute schon nicht mehr rundweg ablehnen, will man nicht in den Verdacht der Weltfremdheit geraten. Zu sehr ist es Zeichen unserer Zeit, daß das Geschäftliche dominiert und in alle Lebensbereiche eindringt. Doch es gibt verschiedene Grade der Geschäftemacherei. Hier einen goldenen Mittelweg zu finden, wenn schon die völlige Trennung von Sport und Geschäft nicht erreicht werden kann, ist viel die Sache des Taktes und des feinen Gespürs, was anrüchig wirkt und was nicht. Der eine hat dieses Gespür automatisch, dem anderen kann man es — so hoffen wir! — anerziehen.

Wenn die jetzige Entwicklung des Kletterns weiter fortschreitet, wenn noch mehr solche „Super-Direttissime" in ähnlichem Stil durchnagelt werden, wird für viele anspruchsvollere Bergsteiger der Zeitpunkt kommen, an dem sie sich nach einer anderen, sportlicheren Disziplin umsehen werden. Es wäre schade, wenn

Die Nordwand der Grandes Jorasses (Franz Königer)

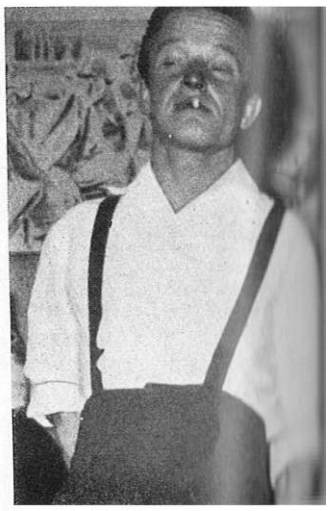
Links der höchste Gipfel, die Pointe Walker (4208 m), mit dem 1200 m hohen Pfeiler, den Cassin, Esposito und Tizzoni 1938 erstmals begingen. Die erste Winterbegehung dieser großartigen Route gelang den Italienern Walter Bonatti und Cosimo Zappelli in der Zeit vom 25. bis 30. Januar 1963. Die beiden hatten im unteren Teil des Pfeilers drei Biwaks verbracht, dann mit je 15 Kilo Gepäck auf dem Rücken in zweieinhalb Tagen die oberen 900 m bewältigt und waren dann in aller Stille nach Courmayeur zurückgekehrt.

Zweite Winterbegehung eine Woche später durch die französische Seilschaft Desmaison/Batkin.

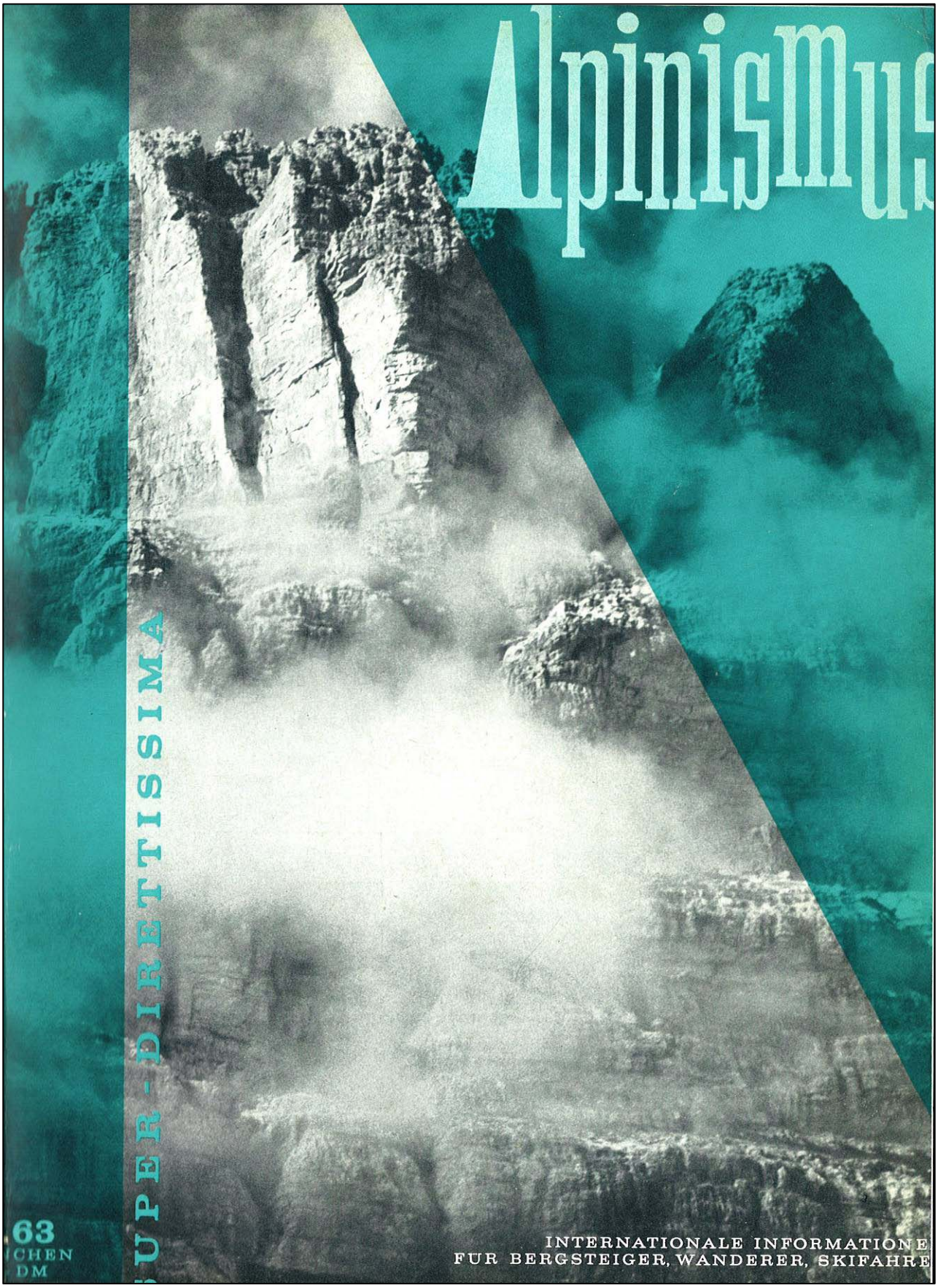
Bergführer Walter Bonatti (Keystone)

Die Nordwände der Drei Zinnen (Archiv)

Die 550 m hohe Nordwand der Großen Zinne erhielt ihre erste Route (1) 1933 durch Emilio Comici und die Brüder Dimai; sie verwendeten 40 Mauerhaken. — 1958 gelang Dietrich Hasse, Lothar Brandler, Jörg Lehne und Siegi Löw die Durchkletterung der direkten Nordwand (2). Es wurden 180 Haken, darunter 14 Bohrhaken, geschlagen. — Am 26. Januar 1963 erreichten Peter Siegert, Reiner Kauschke und Gerd Uhner den Gipfel der Großen Zinne, nachdem sie 17 Tage in der Nordwand verbracht hatten. Sie nannten ihre mit dem bisher größten Materialaufwand durchnagelte Route „Sachsenweg" (3). Mehr als 400 Haken sollen in der Wand stecken.



Seilschaftsboß Peter Siegert („Stern")



Personenbuch

DEUTSCHLAND

Ich halte diese Route und die Art ihrer Durchsteigung für einen einwandfreien Rückschritt des sportlichen Alpinismus, was mich nicht hindert, das physische Durchhaltevermögen von Siegert, Kauschke und Uhner zu bewundern, und mehr noch das moralische, nachdem stündlich, bis fast zum letzten Tag, die Möglichkeit eines Rückzuges gegeben war.

Ich sehe jedoch die Tatsache, daß das ganze Unternehmen vom ersten bis zum vorletzten Moment (bis sie das Ringband erreichten) absolut ungefährlich war, nicht als abwertendes Kriterium, denn schließlich klettern wir ja nicht um der Gefahr willen, wiewohl es auch in manchen Berichten so zum Ausdruck kommen mag. Andererseits muß man natürlich dieses Moment beispielsweise beim Vergleich mit irgendeiner beliebigen anderen Winterdurchsteigung mit in die Waagschale werfen.

Es sind aber andere Gründe, deretwegen ich das gesamte Unternehmen ablehne, es sogar für eine grobe Geschmacklosigkeit halte. Ich werde überdies nie begreifen, warum der gewaltige Einsatz und sonstige Aufwand nicht für irgendeines der zahllosen noch ungelösten Winter*probleme* aufgewendet wurde.

Da ist einmal die ungeheure Sturheit, mit der, man kann sagen wochenlang, diese Wand zentimeterweise emporgeschuftet wurde. Ich glaube, daß für so eine Fortbewegungsart eine besondere geistige Einstellung erforderlich ist, die geistige Einstellung eines Menschen, der von vorneherein weiß, daß er Tag für Tag während 8 oder 9 Stunden dieselbe schwere Arbeit verrichten muß. Es dürfte Siegert unmöglich gewesen sein, auch nur einigermaßen schwierige Stellen frei zu erklettern, d. h. er mußte die Schwierigkeit durch Hakenanwendung eliminieren. Nun haben aber die Erstbegeher einer Route ihren Nachfolgern gegenüber eine gewisse Verpflichtung: eine möglichst anspruchsvolle Route zu eröffnen. Dies ist bei einer Winter-Erstbegehung nicht möglich.

Das Erlebnis einer Erstbegehung, das im Suchen des günstigsten Weges, im sportlichen Erlebnis des Kletterns und im Spannungsmoment um die Durchführbarkeit liegt, wird bei Routen im Stile der Super-Direttissima zur handwerklichen Arbeit an der wie mit dem Lot angepeilten Linie degradiert. *Alle* vorher angeführten Momente einer Erstbegehung entfallen: Das Suchen der günstigsten Route ist unvereinbar mit dem Prinzip des Lotes, das sportliche Erlebnis des Kletterns erschöpft sich im Einschlagen der Haken und Bohrhaken, das Spannungsmoment um die Durchführbarkeit fällt weg, da eine Wandstelle, über die mit unbeschränktem Bohrhakeneinsatz nicht hinwegzukommen wäre, praktisch undenkbar ist. Ein Problem besteht nur insofern, als die Haken ausgehen können, was eine vielleicht mehrtägige Wartepause nach sich ziehen würde, bis Nachschub an der Verbindungsschnur kommt. Sonst ist jede Durchsteigung von vorneherein ein rein rechnerisches Problem, das bei bekannter Wandhöhe von einem Volksschüler der 4. Klasse gelöst werden kann.

Die Route in der Gipfelfallinie galt bisher als der ideale Weg durch eine Wand. Mit diesem *übergeordneten Motiv* wurde bisher jeder technische Aufwand verteidigt. Auch die neue Führe an der Zinne kann dieses Motiv für sich in Anspruch nehmen (obwohl sich darüber streiten ließe, welche Route mehr in der Wandmitte verläuft, die von 1958 oder die von 1963). Ich bin der Meinung, daß das ganze Streben nach der Gipfelfallinie ein frommer Selbstbetrug der Bergsteiger ist, daß in Wirklichkeit immer nur die Erlebnismöglichkeit auf neuen Wegen im Vordergrund stand und steht.

Diese Erlebnismöglichkeiten mangeln den Routen im Stile der Super-Direttissima völlig. In ihnen erlebt der Wiederholer höchstens einen monotonen Trittschlingenmarsch an einer mehr oder weniger stabilen Hakenleiter. Es gibt meines Erachtens im Alpinismus im Sommer und im Winter genügend andere Möglichkeiten zur Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes, ohne daß man um der Publicity willen solche Routen emporkrallt wie die an der Zinne.

Bergsteigen ist Sport, Sport ist ein Spiel des Menschen zu seiner eigenen Freude. Doch wie jedes Spiel, hat auch der Sport und das Bergsteigen seine festen Regeln. Der sie mißachtet, stellt sich außerhalb des Kreises seiner Mitspieler. Er wird zum Außenseiter. Das Aberkennen jeglicher Spielregeln, einer gewissen sportlichen Fairneß in der Anwendung technischer Mittel, jeglicher übergeordneten Zielsetzung, wird in allernächster Zeit dazu führen, daß jede noch irgendwie unbegangene Wandstelle hochgenagelt und -gebohrt wird, auch wenn sie sich weit abseits der Gipfelfallinie befindet. Dies ist die zwangsläufige Entwicklung, die der heutigen Einstellung mancher „Kletterer" entspricht. Beispiele für eine solche Entwicklung lassen sich bereits genügend anführen. Vielleicht wird man dann später einmal die Super-Direttissima an der Großen Zinne als eine der letzten großen Touren des klassischen Alpinismus betrachten? Mir graust vor diesen Aspekten.

Jörg Lehne, Stuttgart

*

Meine persönliche Meinung: eine sehr, sehr große sportliche Leistung — aber eben nur das.

Die Durchsteigung der Großen Zinne-Nordwand auf der Super-Direttissima hatte zur Folge, daß zwei Bergsteiger in der Weinertwand am Vexierturm (Elbsandsteingebirge/Rathener Gebiet) eine Nacht im Winter an Seilen hängend zubrachten. Keine besonders nachahmenswerte Tat, wenn man bedenkt, daß die Gesamthöhe der Wand nur etwa 70—80 m beträgt. Eine Zweierpartie benötigt normalerweise ungefähr 3—4 Stunden für die Durchsteigung. Ich halte das für Ehrgeiz am falschen Platz, wenn man, das imposante Vorbild nachahmend, unnötige Erschwernisse in eine Klettertour einbaut.

Nicol Mühlfriedel, Dresden

der bergkamerad

Halbmonatsschrift
für Bergsteiger – Skiläufer – Wanderer
Heft 17 5. Juni 1963 24. Jahrgang

Für den Inhalt verantwortlich:
Bergverlag Rudolf Rother

Erste Durchsteigung der Direkten Nordwand der Punta Emma *)

In der Zeit um den 25. August 1962 durchstiegen die beiden Münchener Klaus Werner und Karl-Heinz Werner (Mitglieder der Jungmannschaft der Sektion München des DAV) in etwa 50stündiger Kletterarbeit die Direkte Nordostwand der Punta Emma in der Rosengartengruppe.

Zur Bewältigung der etwa 300 m hohen Wand schlugen sie 180 Haken und 13 Holzkeile, von den 180 Haken sind ungefähr ein Drittel Bohrhaken. Die Schwierigkeiten sind mit VI+, A 2 und A 3 angegeben.

Als mich Jochen Bloss bei einem Gespräch in der Redaktion des BK fragte, was ich von dieser Tour hielte – er zeigte mir das von den Erstbegehern eingereichte Anstiegsbild und die Beschreibung – meinte ich spontan: „Die ist ganz großer Mist. Warum sind sie nach links gequert und nicht an die Kante gegangen, wo die ideale Linienführung zum Gipfel und überhaupt die organische Weiterführung gegeben ist. Wenn sie aber nach links ausgewichen sind, weil die Kante schon gemacht ist, dann ist es erst recht Sch . . ." (ich muß hier einfügen, daß ich die Punta Emma von dieser Seite noch nie gesehen habe und daher nicht wußte, daß über diese Kante ein schöner Weg führt).

Der Schriftleiter bat mich daraufhin, meine Meinung etwas ausführlicher darzulegen, das wäre doch sicher was für „unter uns bergkameraden".

Es wäre jetzt ein leichtes, nach bewährtem Schema die beiden jungen Münchener als Ehrgeizlinge abzutun, die nichts anderes durch solche Tour bezwecken, als ein Mittel, den eigenen Namen hinterher gedruckt zu sehen, ein Mittel, krankhaftes Geltungsbewußtsein auszugleichen. Als ich beim Schreiben dieser Zeilen die Gründe für mein obiges Urteil über die Neutour an der Punta Emma genauer untersuchte, da tauchten Fragen auf, an die ich vorher nie gedacht hätte, Fragen, die mir wert erscheinen, hier darüber zu diskutieren, da sie eine neue und tiefgreifende Phase in der Entwicklung des Klettersportes berühren.

Mich störten bei meinem ersten Urteil zunächst grundsätzlich keineswegs die 180 Bohrhaken – es käme erst darauf an, zu prüfen, ob sie wirklich notwendig waren – mich störte die Route als solche, die Linienführung, die ganze Problemstellung; und außerdem, daß eine Tour mit einem so hohen Aufwand an technischen Mitteln durchgeführt wurde, die der klassischen Zielsetzung des modernen Alpinismus völlig zuwiderläuft.

Das schöne Kletterfoto:
Aufstieg zur Schleierkante an der Cima della Pisciadù, eine der lohnendsten Klettereien in den Dolomiten Foto: Archiv

*) Siehe auch BK-Anstiegsblatt.

Personenbuch

Diese Zielsetzung bestand – als die meisten Gipfel, Grate und großen Wände durchstiegen waren – darin, eine Wand möglichst in der Fallinie des Gipfels zu durchsteigen. Um dieses Zieles willen war auch der Einsatz von technischen Mitteln gerechtfertigt, einschließlich des Bohrhakens.

Das Bergsteigen ist Sport. Der Sport ist aber ganz allgemein im eigentlichen Sinne Spiel. Wie jedes Spiel hat daher auch das Bergsteigen seine festen Regeln, seine ungeschriebenen Gesetze und Leitmotive; seine „Spielregeln", die ein unabdingbarer Bestandteil jeden Sportes sind. Eine sportliche Disziplin ohne Regeln ist undenkbar. Eine Jagd mit dem Maschinengewehr ist nicht mehr waidgerecht, der, der sie so ausübt, kann nicht mehr den Anspruch erheben, als Jäger zu gelten. Genausowenig, wie ein Wettschwimmer mit Schwimmflossen einen Weltrekord im Kraulen gefährden kann: er steht außerhalb der betreffenden sportlichen Disziplin.

Es wäre nun völlig verfehlt, dem Bergsteigen die „Spielregeln" abzustreiten, etwa die persönliche Freiheit im Bergsteigen anzuführen oder die Version, Bergsteigen sei eben doch „mehr als Sport" und daher nicht an solche Regeln gebunden. Ohne Regeln wäre der Alpinismus dem Untergang geweiht, hätte er seinen Sinn verloren.

Sich bei einer Neutour, wenn nicht die Route durch die Felsstruktur vorgezeichnet ist, möglichst wie mit dem Lineal gezogen an die Gipfelfallinie zu halten, war eine dieser Regeln im Klettersport. Je direkter, desto besser. Daher die Zeit der „Direkten" und der „Diretissima". Ich bin mit dieser Einstellung aufgewachsen, mir wäre bisher nie in den Sinn gekommen, daß diese Einstellung sich wandeln könnte, daß anderen, jüngeren diese Regel als nicht maßgebend erscheinen könnte. Sicher gab es früher auch schon Routen, wo durchaus nicht die Gipfelfallinie im Vordergrund stand, darunter fallen zum Teil sogar berühmte schwere Fahrten (ich denke hier an die Lalidererverschneidung, diverse Kamine oder überhaupt große Wände, wo auf einen weiten Raum mehrere Durchstiege gelegt wurden, wie etwa an der Marmolata oder der Civetta). Da war aber meist eine interessante Felsstruktur oder die Größe der Wand das Ziel für die sportliche Tat.

Heute mehren sich die Routen, wo diese festgefügten Regeln des klassischen Alpinismus (klassisch einschließlich der neueren Bohrhakentouren verstanden, wenn sie sich an übergeordneten Zielen orientieren) ignoriert werden. Wo Wege nur deshalb gegangen werden, weil die entsprechende Felszone bisher noch nicht durchstiegen wurde, egal, ob dicht daneben und selbst dicht daneben in Gipfelfallinie Wege bestehen. Wichtig sind nur die Meter, an denen gerade geklettert wird. Anders ausgedrückt, es gibt Wege, wo bewußt die Gipfelfallinie verlassen wird, weil sich daneben noch unbegangenes Gelände befindet.

Wenn ich darüber nachdenke, so frage ich mich heute, ob nicht auch die klassische Einstellung – von der Route in Gipfelfallinie – nichts anderes als ein scheinheiliger Vorwand war, eine Rechtfertigung für die rein sportliche Tat, eine Wand auf einer neuen Route zu durchsteigen. Warum und wozu braucht aber der Kletterer eigentlich immer eine „übergeordnete" Rechtfertigung, ein anderes Motiv als rein den Willen, eine mehr oder weniger schwierige Kletterei zu e r l e b e n? „Der Weg ist das Ziel!" argumentierte Henry Hoek, sich der Tragweite seines Ausspruches wohl nicht ganz bewußt werdend.

Die Möglichkeiten, Routen in Gipfelfallinie zu eröffnen, sind heute annähernd erschöpft. Sollte die Zeit reif sein für eine Änderung der Spielregel? Nicht die Erkletterung einer Wand in der Gipfelfallinie ist das Ziel, nein, die Kletterei überhaupt, losgelöst von der übergeordneten Zielsetzung, abstrahiert zur reinen sportlichen Bewegungs- und Gleichgewichtsstudie, egal wo.

Jede Neutour eröffnet den Bergsteigern, dem Alpinismus, neue Möglichkeiten. Der Erstbegeher legt eine Route fest für die, die folgen werden. Es ist nicht eigentlich die Erstbegehung, die einen „Persönlichkeitswert" besitzt, dieser entsteht erst im Urteil der Wiederholer. So erhebt sich bei jeder neuen Route die Frage, ob sie für die Wiederholer sich lohnt und damit für den Alpinismus ein Gewinn ist, eine neue Möglichkeit, den herrlichen Sport des Kletterns auszuüben. Es ist leider so, daß der Kletternsport „objektgebunden" ist; je vielfältiger die interessanten Möglichkeiten, desto mehr Anreize bietet er. Dadurch könnte die Neutour an der Punta Emma ein Gewinn sein.

Die großen Wände verlieren mehr und mehr ihren Nimbus. Bald jeder Anfänger geht nach ein paar Trainingstouren schon „schwerste" Wege. Der Klettersport ist der, der am wenigsten vom Ausführenden verlangt, um „Spitzenleistungen" zu vollbringen. Weniger als Tischtennis oder Billard. Um sich zu bewähren, bleibt fast nur unbegangenes Gelände, von Wintertouren einmal abgesehen. Daher seit Anbeginn der Ehrgeiz, neue Wege zu eröffnen.

Die Krise des heutigen Alpinismus läßt sich jedoch durch eine Befürwortung dieser Einstellung höchstens etwas hinausschieben, nie beseitigen. Die Probleme sind tieferer Natur. Die Gedanken Dieter Hasses könnten hier eine Erneuerung bewirken. Ich hoffe, daß der „bergkamerad" seinen Artikel recht bald bringen wird. In der absoluten Versportlichung liegt die Zukunft des Kletterns, nicht in krankhaft gesuchten neuen Wegen.

Jörg Lehne

Alpinismus
INTERNATIONALE INFORMATIONEN FÜR BERGSTEIGER, WANDERER, SKIFAHRER
6. JAHRGANG
8/68
August 1968

JÖRG LEHNE

DIE LINIE DES FALLENDEN TROPFENS

Ziel der Jugend

Das bergsteigerische Leitbild „Direttissima" ist verhältnismäßig alt. „Weißt du", fragt Emilio Comici Anfang der dreißiger Jahre einen Freund, „welches der ideale Weg, der eleganteste Weg ist? Es ist der Weg des fallenden Tropfens." Comici weist sogleich darauf hin, daß der Ausspruch nicht von ihm, sondern von irgendeinem älteren englischen Bergsteiger stammt[1]).

Dem im Gipfellot verlaufenden Anstieg — als alpinistisches Schönheitsideal und Ziel der bergsteigenden Jugend — widmete auch Domenico Rudatis besondere Bedeutung[2]). „Der sechste Grad ist das Zeitalter der ‚Direkten'", schreibt Aurelio Garobbio[3]) und stellt die Erstbegehung der Civetta-Nordwestwand durch Emil Solleder und Gustav Lettenbauer 1925 an den Anfang. Das Streben nach der in Gipfelfallinie verlaufenden Kletterroute ist freilich älter, was uns an der Direkten Westwand des Totenkirchl deutlich wird (V -, Dülfer/v. Redwitz, 1913).

Dieses Streben läuft parallel zur „sportlichen Eskalation" des Bergsteigens. Vom Logischen her eigentlich unverständlich, vom ästhetischen Standpunkt aus nur teilweise erklärbar, aber das Ideal der Direttissima wird, sportlich gesehen, sofort einleuchten. Trotzdem bleibt ein gewisser, schwer deutbarer Mythos bestehen.

Es gibt eine Reihe alter Routen, die dem Direttissima-Ideal entsprechen oder doch sehr nahe kommen. Ich denke z. B. an die Dachstein-Südwand, Preuß-Route am Campanile Basso, Schüsselkarspitze-Südwand (Herzog/Fiechtl), Marmolada-Südpfeiler, auch an die bereits erwähnten Führen an der Civetta und am Totenkirchl. Und doch unterscheiden sich alle diese Anstiege von den Direttissimas neueren Datums in einem Punkt ganz erheblich: Die natürlichen Gegebenheiten der betreffenden Wand schrieben einen Durchstieg in Gipfelfallinie fast zwingend vor oder ließen ihn zumindest als naheliegend erscheinen. Das eigentliche Zeitalter der Direkten beginnt mit der Bereitschaft, immer größere Schwierigkeiten in Kauf zu nehmen, ja sogar zu suchen, um eine Wand in der Fallinie zu bezwingen. Es setzt eine eigenartige Wechselwirkung ein zwischen bergsteigerischem Leitbild und sportlichem Einsatz. Genauer gesagt: Die jungen Bergsteiger aller Nationen suchen nach Bewährung im Neuland, in der Überwindung immer größerer Schwierigkeiten und setzen sich dafür das Leitbild „Direttissima" sozusagen als Ersatz für „echte" Probleme, die als Leitbilder ihren alpinistischen Vorfahren dienten und die genauso viel oder wenig Berechtigung hatten — Gipfel, Wände, Grate. Das neue Leitbild Direttissima dient vielfach als Rechtfertigung für einen zusehends stärker werdenden Einsatz technischer Mittel. Es ist schwer zu entscheiden: Was stand am Anfang? Die Direttissima-Idee, zu deren Verwirklichung man alle verfügbaren Mittel einsetzte? Eines ist sicher: das Abenteuer der Neuland-Eroberung stand Pate an der Wiege des Direttissima-Gedankens. Zur konsequenten Verwirklichung bedurfte es der modernen Technik und des Sechsten Grades.

Anfangs liegt das Schwergewicht noch beim freien Sechsten Grad, um bald den künstlichen Hilfen mehr und mehr Platz einzuräumen. Anlehnung an natürliche Linien gilt trotzdem noch als Selbstverständlichkeit für jede direkte Wanddurchsteigung. Die Nordwestwände an Punta Civetta (Andrich/Faé) oder Torre di Valgrande (Carlesso/Menti) sind Beispiele dafür; Lalidere-Spitze-Direkte Nordwand (Rebitsch/Spiegl), Predigtstuhl-Direttissima (Wörndl/Hofer) und andere mehr. Am Predigtstuhl werden bereits neue Hilfsmittel verwendet: Bohrhaken. Doch bereits vorher bohrten Adolfo Rey am Grand Capucin (1924), Oppio 1942 in den Dolomiten[4]) und Moser/Weiß 1944 im Wilden Kaiser (Fleischbank-Südostverschneidung). Trotzdem scheint mir diese Routen im wesentlichen zur alten „natürlichen" Richtung zu gehören: sie folgen vorgezeichneten Linien; ihr technischer Aufwand geht über ein mittleres Maß nicht hinaus.

◀ *Direttissima-Männer unserer Zeit halten sich nicht mehr unbedingt an natürliche Fortbewegungsmöglichkeiten (z. B. Risse), sondern verfolgen – koste es, was es wolle – die Linie des fallenden Tropfens; der Bohrer hilft ihnen weiter.* *Foto: Lubo Brchel*

Kletterei in der Totenkirchl-Westwand, ▶ *Peters-Eidenschink-Führe (VI). Das Bild erhielt den 42. Preis im ALPINISMUS-Fotowettbewerb (Rolleicord, Ilford-Film 22 DIN).* *Foto: Rudi Berger*

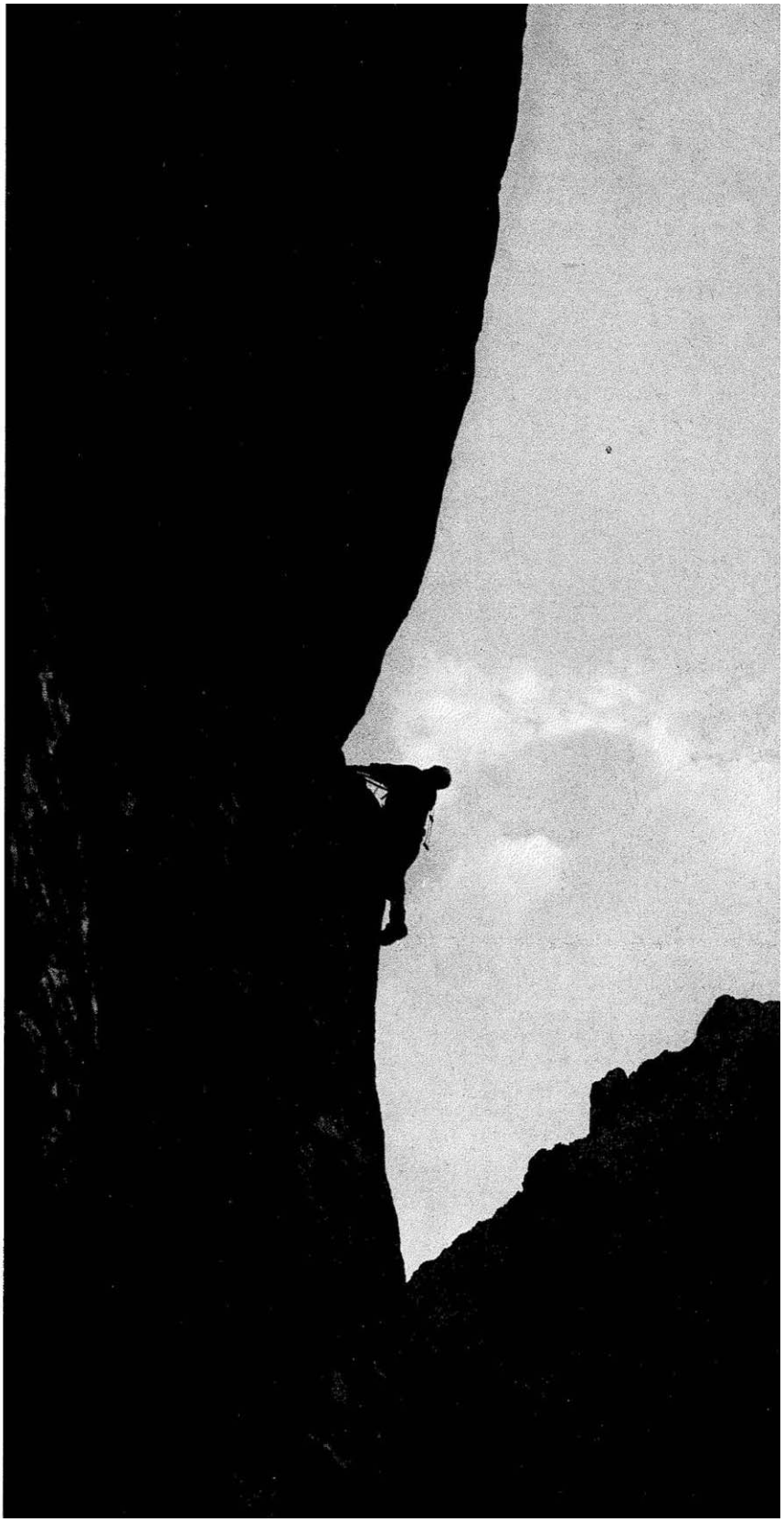
Ich war lange Jahre der Meinung, mit der ersten Durchsteigung der Direkten Nordwand der Großen Zinne (1958) sei eine neue Epoche in der Bezwingung schwierigster Routen eingeleitet worden. Heute, zehn Jahre danach, bin ich eher der Meinung, daß diese Route als Schluß und zugleich Krönung jener Erschließungsepoche zwischen den zwanziger und fünfziger Jahren anzusehen ist. Was folgt, wird häufig ein mit Materialschlachten und Bohrhakengalerien erkaufter Triumph der abstrakten Linie: Westliche Zinne-Franzosenführe, Torre Trieste-Direkte Südwestwand, die Rotwand-Anstiege von 1960 und 1962, Große-Zinne-Superdirettissima (1963) und andere.

Steigerung oder Abstieg? Gut oder schlecht? Auch wir gaben seinerzeit Anlaß, die Geister zu rufen. Vielen erschienen wir als die Geister selbst. Bedeutet die Durchsteigung der Direkten Eiger-Nordwand (1966) eine weitere Zuspitzung? Zweifellos nur in den Augen unserer Kritiker. Der Hakenaufwand am Eiger geht über den vom Jahre 1958 nicht hinaus. Der sonstige technische Aufwand ist gering im Vergleich zu dem, wie er in mancher zehnmal niedrigeren Dolomitenwand eingesetzt wurde.

Die Linie des fallenden Tropfens: Mythos, Schönheitsideal, sportliches Leitbild. Bietet sie auch die Rechtfertigung zu hemmungslosem Materialeinsatz?

Bescheinigt man jeder jungen Generation das Recht, **ihr** Neuland zu erobern, dann wird diese Frage überflüssig. Die Direttissima wird auch weiterhin ein Ziel der Jugend bleiben, sicher auch in den außeralpinen Gebieten, wo die Entwicklung erst begonnen hat.

[1]) Emilio Comici, „Berge – Klettern", Pflaum-Verlag München, Seite 102.
[2]) Domenico Rudatis, „Das Letzte im Fels", Gesellschaft alpiner Bücherfreunde e.V. München, 1936, Seiten 168 f., 205 u. a.
[3]) Aurelio Garobbio, „Männer des sechsten Grades", A. Müller-Verlag Zürich-Stuttgart-Wien, Seite 10.
[4]) Garobbio, Seite 332.



Dieter Vögele, 1940 in München geboren, trat 1957 in die Sektion Rosenheim des Deutschen Alpenvereins ein. Eine Dolomitenfahrt war der aktuelle Anlass um auf den Alpenvereinshütten die Mitgliedervorzüge in Anspruch nehmen zu können. Zwei Bürgen waren damals notwendig, einer davon war der damalige Kassier des Vereins Otto Breitsameter und Rudolf Deeg.
Die Bayerischen Voralpen, das Zillertal, der Wilde Kaiser waren in den Anfängen die Spielwiesen des jungen Bergwanderers und Bergsteigers. In den 60er Jahren waren es vor allem die hohen europäischen Berge die lockten. Die Schweizer und französischen Viertausender.

Am 24.4.1967 wurde er zum Beisitzer in den Sektionsausschuss gewählt. Hintergedanke war sicher einen Nachfolger für das Amt des künftigen Schatzmeisters aufzubauen. Zunächst unterstützte er den Schatzmeister Rudi Bruckdorfer bis er in der Ära Dr. Günter Bauer 1976 offiziell zum Schatzmeister gewählt wurde.
1972 verunglückte seine Schwester Roswitha Brandstetter auf einer Sektionstour zur Dreiherrenspitze tödlich.

Bergsteigen und Schitouren waren und sind neben seinem Beruf in der Sparkasse Rosenheim sein Hobby. Als ausgebildeter Fachübungsleiter Schihochtouren stellt er sich auch in den Dienst der Sektion um Gleichgesinnten bei geführten Touren die Schönheiten der Bergwelt näher zu bringen. Es lockten auch die Berge der Welt. Mit seiner Frau Christa, die sich jahrelang um die Mitgliederverwaltung kümmerte, hat er alle 4000er der Schweiz bestiegen ob zu Fuß oder mit Schi. Elbrus, Kilimandscharo, Pisang Pik, Ararat, Berge in Südamerika, der Mongolei waren erfolgreiche hohe Ziele.

Bis heute übt er das Amt des Schatzmeisters mit großem Engagement aus. Dr. Günter Bauer, Ludwig Hieber, Franz Knarr waren seine Weggefährten als Vorsitzende der Sektion. Zwei Hüttenwirte am Brünnsteinhaus, zehn am Hochrieshaus sah er kommen und gehen. Eine professionelle Geschäftsstelle und viele Hütte- Um- und Modernisierungsbaumaßnahmen tragen seine Handschrift.

Für seine Arbeit und sein Herzblut, das in diesem Jahrzehnte langen Wirken für die Sektion steckt, verlieh ihm die Sektion zu seinem 60. Geburtstag die Ehrenmitgliedschaft; 2002 erhielt er das Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für Verdienste von im Ehrenamt tätigen Frauen und Männern.

Nach so vielen Jahren im Vorstand der Sektion hat er nun Dokumente der Entwicklung der Sektion zusammengestellt. In Buchform und auf CD ist die Geschichte der Rosenheimer Alpenvereinssektion festgestellt.

auf einem Dolomitengipfel

auf dem Finsteraarhorn

auf dem Castor

auf dem Ararat

als Sparkassendirektor überreicht er 1987 seinem 1. Vorsitzenden Ludwig Hieber einen Spendenscheck